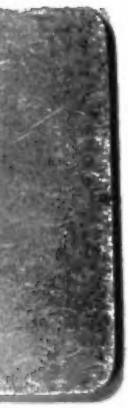
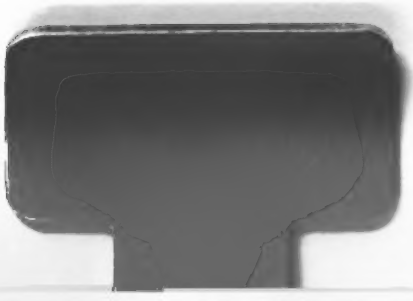
DIE WICHTIGSTEN WELTBEGEBENHEITEN VOM ENDE DES...

Wolfgang Menzel

Digitized by Google

H. Un.
373 2





Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Wichtigsten Weltbegebenheiten.

II.

108 F

Digitized by Google

Die wichtigsten

Weltbegebenheiten

vom

Ende des lombardischen Kriegs bis zum Anfang des deutschen Kriegs

(1860—1866).

Dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1869.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schnellpressendruck der Woerner'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erstes Buch. Rußlands innere Reformen 1

Rückblick auf Rußlands Politik unter Kaiser Nikolaus I. S. 1. Alexander II. 2. Dessen großer Plan die Leibeigenschaft aufzuheben 3. Bewegung unter dem russischen Adel 6. Große Feuersbrünste 7. Reformen in Finnland 9. Adelsversammlung in Moskau 10. Dolgorukow über Rußland 12. Sibirien 14. Die deutschen Ostseeprovinzen 15. Bedrängung der Lutheraner in Livland 16. Riga 17. Graf Bobrinskis Bericht 19. Erzbischof Platons Bericht 20. Tod des Großfürsten Thronfolgers Nicolaus 22.

Zweites Buch. Die polnische Revolution von 1863 23

Das Unglück der Verbindung Polens mit Rußland S. 23. Mieroslawskis Umtriebe im Ausland 26. Wohlwollende Absichten Alexanders II. 26. Fürst Gortschakof 27. Graf Zamoiski 28. Großfürst Constantin und Wielopolski 29. Beginn der Unruhen in Warschau 31. Adelsadressen aus Podolien und Volhynien 38. Die Rekrutirung in Polen 41. Die geheime Stadtregierung in Warschau 41. Verzweifelte Einzelkämpfe im Lande, Treffen bei Wengerow 43. General Langiewicz 43. Mieroslawskis eifersüchtige Einmischung 44. Preußens Convention mit Rußland 45. Wielopolskis Memoire 46. Englands Unthätigkeit 49. Frankreichs Unthätigkeit 50. Langiewicz' Niederlage 53. Fürst Gortschakofs beruhigendes Umlaufschreiben 53. Russisches Amnestiedekret 54. General Berg 59. Fürst Czartorysski 61. Die Studenten von Kiew 64 und Kasan 65. Murawiews Tyrannei in Litthauen 65. Allocution des Papstes für Polen 75. Dombrowskis Flucht 77. Neue Brandlegungen in Polen u. Rußland 78. Gen. Kaufmann 78.

Drittes Buch. Rußlands Eroberungen in Asien 80

Ende des kaukasischen Krieges S. 81. Persien unter vorwiegend russischem Einfluß 84. Vorgehen der Russen in der Turkomannensteppe, Krieg mit Bochara 90. Schilderung der Turkomannen-

Digitized by Google

Seite

staaten 91. Wirren in Afghanistan 95. Die Gefahr Britisch-Ostindiens durch die Russen 98. Russische Eroberung des Amurlandes 102.

Viertes Buch. Die Türkei 105

Hinfälligkeit der Türkei S. 106. Sultan Abdul Aziz 109. Vereinigung Rumäniens unter dem Fürsten Couza 111. Dessen Kampf mit der Bojarenpartei 113. Couzas Absetzung und Erwählung des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen 115. Serbien 120. Montenegro 123. Bosnien 129. Bulgarien 129. Katholische Bewegung daselbst 131. Project einer Eisenbahn nach Salonic 135. Kleinasien 139. Syrien 141. Griechenland 143. Sturz des König Otto 145. Wahl des Prinzen Wilhelm von Dänemark unter dem Namen Georgios zum König von Griechenland 148. England tritt die jonischen Inseln an Griechenland ab 150. Aegypten und der Suezkanal 151. Ismael Pascha 153. Tunis 154.

Fünftes Buch. England 155

Der alte Palmerston S. 155. Tod des Prinzen Albert 156. Sein eheliches Glück mit der Königin Viktoria 157. Der Prinz von Wales 159. Verlegenheiten Palmerstons wegen Dänemark 163. Garibaldi in London 165. Palmerstons Tod und Ernennung eines Toryministeriums unter Lord Derby 169. Der überseeische Telegraph 170. Unglück von Sheffield 175. Englands Reichthum 177 und Fabrikelend 179. Irland 183. Die Fenier 184. Der Negerprozeß auf Jamaika 186.

Sechstes Buch. Indien, China und Japan 189

Das indobrittische Reich S. 189. Krieg mit Bhutan 193. Die englische Armee 194. Afghanistan 201. Cochinchina 202. Fortsetzung des Kriegs in China. Engländer und Franzosen in Peking 203. Friedensschluß 207. Prinz Kong 208. Die Taiping 209, verlieren Nanking 211. Das englische Missionswesen 215. Schlappe der Franzosen auf Korea 218. Preußischer Handelsvertrag mit Japan 221. Die unruhigen Daimios 222.

Siebentes Buch. Die Vorgänge in Abessinien, Afrika und Neuholland 229

Zustände Abessiniens unter König Theodor S. 229. Die Missionäre 235. Bürgerkrieg und Wütherei Theodors 238. Madagascar. König Radama und die Missionäre 242. Königin Rabodo 244. Der Albertsee, eine Quelle des Nil 245. Entdeckungen der Brüder Livingstone 246. Der Berg Kilmandscharo 250. Neuholland 251. Goldgräbereien und Chinesen daselbst 252. Rasche Entfaltung der

Digitized by Google

Seite

englischen Colonie auf Neuseeland 245. Naher Untergang der einheimischen Maoris 251.

Achtes Buch. Der Bürgerkrieg in Nordamerika 261

Wachsthum der Vereinigten Staaten 261. Die Negerfrage, Abolitionisten 263. Politisches Uebergewicht der Südstaaten 265. Nordstaatliche Opposition 269. Wendepunkt in der Machtstellung der Parteien. Wahl Lincolns zum Präsidenten der Union 269. Convent zu Charleston 270. Union und Unabhängigkeitserklärung der Südstaaten uner dem Präsidenten Jefferson Davis 271. Lincoln erklärt die Union für untheilbar und rüstet zum Krieg 274. Erste Niederlage der Unionisten bei Bull Run 278. General Fremont in St. Louis 279. Mason und Slydell 280. Die Panzerschiffe Merrimac u. Monitor 282. Mac Clellan gegen Richmond 284. Butler u. Ferragut blokiren die Ostküste der Südstaaten und Butler nimmt New-Orleans 285. Burnside bei Fredericsburg geschlagen 286. Erste Freierklärung eines Theils der Neger 287. Ungeheuere Kriegskosten 287. Hooker bei Chancellorsville geschlagen 290. Meade siegt zum erstenmal bei Gettysburg 290. Grant erobert Viksburg und Port Hudson und siegt bei Chatanooga 292. Pöbelunfug in New-York 293. Ueppigkeit und Verschwendung mitten im Kriege 294. Grant wird Obergeneral und entwirft den Plan, die südstaatliche Hauptstadt Richmond, welche Lee auf das geschickteste vertheidigt, allmälig einzuschließen 298. Schlacht in der Wilderneß 300. Kämpfe im Shenandoathal 302, bei Cold Harbor und an der Weldonbahn 303. Mißlungener Angriff Grants auf Petersburg 305. Mißlungener Einfall in Canada und das Caperschiff Alabama 307. Sherman große Diversion um Richmond zu isoliren 308, nimmt Atlanta 312, und Sannah 314. Nun muß Beauregard Charleston aufgeben 316. Lincoln wird abermals zum Präsidenten gewählt 318. Letzte verzweifelte Kämpfe um Richmond 322. Lee gibt Richmond und Petersburg preis und versucht zu entfliehen, muß aber bei Burkersville kapituliren 334. Dasselbe thun die übrigen Generale der Südstaaten und der Krieg hat ein Ende 326.

Neuntes Buch. Die Union nach dem Siege 327

Lincolns Ermordung 327. Präsident Johnson 328. Davis Verhaftung 330. Wirtz hingerichtet 332. Kleinlaute Aeußerungen Lord Palmerstons 335. Kleine Demonstration der englischen und französischen Flotten, um den Rückzug der Kabinette zu verschleiern 339.

Digitized by Google

Seite

Verlegenheit in der Union, was mit den Negern anzufangen ſey 341. Beginn des Conflikts zwiſchen Johnſon und dem Congreß 342. Wendell Philipps, 349. Noth im Süden 358. Zunehmende Rohheit der Yankees 360. Kirchliche Extravaganzen 360. Spiritualiſten 366. Mormonen 373. Die freie Liebe 376.

Zehntes Buch. Die Franzoſen in Mexiko 385

Veranlaſſung der franzöſiſchen Expedition S. 385. Jecker 386. Verhalten Spaniens 387. Juarez, Präſident der Republik Mexiko 388. Vertrag von Soledad, Rückzug der engliſchen und ſpaniſchen Verbündeten 389. Lorencez vor Puebla 392. General Forey kommt mit franzöſiſchen Verſtärkungen, nimmt Puebla 393, und die Hauptſtadt Mexiko 395. Erzherzog Maximilian empfängt zu Miramar die Kaiſerkrone 398. Maximilian und ſeine Gemahlin Charlotte landen in Veracruz 399. Ihr feierlicher Einzug in der Hauptſtadt Mexiko 400. Maximilian wendet ſich von der klerikalen zur liberalen Partei 403. General Bazaine übernimmt ſtatt Forey das Commando der franzöſiſchen Expedition 406, und beſetzt Mexiko bis zum Rio Grande an der Nordgrenze 411. Das Dekret vom 5. October 1865 417.

Elftes Buch. Maximilians tragiſches Ende 422

Präſident Johnſon droht Napoleon III., wenn er ſeine Truppen nicht ſofort zurückziehe, und Napoleon III. fügt ſich S. 424. Mit Bazaine überworfen und von den Liberalen verlaſſen, will Maximilian nach Europa zurückkehren, Charlotte reist ihm voran, um noch einmal Hilfe von Frankreich und vom Papſt zu erflehen 426. Ihre Bemühungen ſcheitern. Sie fällt in Wahnſinn 428. Maximilian folgt dem Rufe der klerikalen Partei 437. General Caſtelnau, 441. Maximilian in Queretaro 445. Verrath des Lopez und Gefangennehmung Maximilians 446. Hinrichtung Maximilians und der Generale Mejia und Miramon 451.

Zwölftes Buch. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten und Braſilien . 458

Die Zuſtände Südamerikas im Allgemeinen S. 458. Centralamerika 462. Peru 463. Der Guanokrieg 465. Chile 465. Großer Brand in San Jago 467. Braſilien 468. Brutalität der Engländer gegen Braſilien 469. Wirren in Uruguay 469. Paraguay unter Solano Lopez 470. Krieg zwiſchen ihm und Braſilien 472. Rückblick auf die Stellung Amerikas zu Europa und Aſien 473.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Rußlands innere Reformen.

Der energische Kaiser Nicolaus I. hatte Preußen in einer Art Vormundschaft gehalten, Oesterreich im Jahre 1849 gerettet, also ebenfalls sich unterwürfig gemacht, so daß es 1852 ihm in der Unterdrückung der deutschen Nationalinteressen in den Elbherzogthümern behülflich war, und glaubte nunmehr stark genug zu seyn, die Eroberung der Türkei unternehmen zu dürfen. Allein er hatte seine Kräfte doch nicht richtig bemessen, denn die Türkei wurde von den Westmächten kräftig unterstützt und auch Oesterreich bedrohte ihn, da es unmöglich, indem es Rußland noch mächtiger machte, sein eigenes Todesurtheil unterschreiben konnte. Also war der stolze Russe gezwungen, seine Heere über den Pruth zurückzuziehen, unterlag auch in dem langen Kampfe in der Krim und mußte im Frieden zu Paris 1856 die Donaumündungen wieder herausgeben. Eine schreckliche Demüthigung des Czaaren, nachdem die Petersburger Regierungsblätter dem ganzen übrigen Europa vorher eine unsägliche Verachtung

ins Gesicht geschleudert hatten. Nicolaus ertrug den Schlag des Schicksals nicht, er starb und überließ seinem Nachfolger, den schimpflichen Frieden zu schließen.

An seinem Unglück war großentheils die liederliche Staatshaushaltung, die kolossale Veruntreuung des Staatsvermögens durch betrügerische Beamte, namentlich auch der höheren Militärbeamten, schuld, hier wie in Oesterreich.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. erkannte mit Recht, daß er vor allem die dem Reich durch innere wie durch äußere Feinde geschlagenen Wunden heilen, das russische Reich reorganisiren und Krieg mit den ebenbürtigen Mächten des Westens vermeiden müsse, das letztere um so mehr, als Preußen sich allmälig von der russischen Vormundschaft losgewickelt und selbst der sanfte König Friedrich Wilhelm IV. den abscheulichen Undank der russischen Politik in den Warschauer und Olmützer Tagen nicht ganz hatte verschmerzen können. Nie ist ein Bundesgenosse schändlicher verrathen und mißhandelt worden, als Preußen, das alles geopfert, sein eigenes Interesse hingegeben hatte, durch Rußland zu Olmütz verrathen wurde. Indeß blieb der nie ruhenden Eroberungslust der Russen noch immer ein weites Feld in Asien übrig, wo es im Stillen wie bisher eine Völkerschaft nach der andern unterjochte, ohne daß die zu sehr mit sich selbst beschäftigten europäischen Mächte es beachteten.

Aus dem eben Gesagten erklärt sich, warum Rußland während des Dänenkriegs im Jahr 1864 sich passiv verhielt. Preußen und Oesterreich verfolgten hier einig eine selbständige Politik. Auch die Annäherungsversuche Rußlands an Frankreich blieben erfolglos, weil der polnische Aufstand im Jahr 1863 dazwischen geworfen ward. Rußland konnte damals froh seyn, daß die Westmächte diesen Aufstand nicht unterstützten. Es gereichte ihm zum großen Vortheil, daß, wenn auch für den Augenblick Preußen und Oesterreich einig han-

delten, doch der Gegensatz zwischen den deutschen und den Westmächten fortbestand.

Die erste große Maßregel in der innern Politik von Seiten des russischen Kaisers war die Aufhebung der Leibeigenschaft, die, schon 1857 eingeleitet, doch erst vier Jahre später zum Abschluß kommen konnte, weil sie mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. Sie hatte zweierlei Zwecke, einmal das russische Landvolk, das bisher unmittelbar den güterbesitzenden Bojaren unterthan gewesen war, dem mächtigen Einfluß dieses Adels zu entziehen und unmittelbar dem Kaiser zur Verfügung zu stellen, und zweitens das russische Volk allmälig auf die Höhe der übrigen europäischen Nationen zu erheben, den Makel der Sklaverei von ihm zu tilgen, wie es gleichzeitig auch in der neuen Welt durch die Emancipation der Neger geschah. Die kaiserliche Politik hat dabei wohl auch die große asiatische Eroberung im Auge gehabt. Es durfte hoffen, mit einem verhältnißmäßig freien Volke den Asiaten mehr zu imponiren.

Die Hauptgegner der Bauernemancipation waren natürlicherweise die russischen Bojaren, der güterbesitzende Adel. Vor Peter dem Großen hatten die Bojaren und die aus ihnen hervorgegangenen Strelitzen oder Prätorianer in der Hauptstadt Moskau die Czaaren in Vormundschaft gehalten und als ihr Werkzeug gebraucht. Peter zuerst überwältigte sie, zog gebildete Deutsche, Holländer, Franzosen und Engländer an sich und unternahm, das barbarische Volk der Russen wenigstens so weit zu civilisiren, daß sie militärisch gehörig gedrillt und in schlagfertige taktische Körper vereinigt, auch als Handlanger der Industrie und technischen Unternehmungen gebraucht werden konnten und nicht mehr blos in struppigen Haaren und unreinlichen Pelzen den fetten Acker für den reichen Adel pflügten. Noch immer blieben sie Sklaven; nur die im Kriege gedient, wurden frei. Jetzt erst, unter Alexander II., sollten die Bauern allmälig ihrer Leib-

eigenschaftspflichten enthoben werden und Grund und Boden eigen besitzen, mit möglichster Schonung des Adels, der sich lange, aber ohnmächtig dagegen sträubte.

Erst am 3. März 1861 wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft in einem großen kaiserlichen Manifest von allen Kanzeln verkündet. „Nachdem wir den göttlichen Beistand angerufen, haben wir uns entschlossen, dieses Werk zur Ausführung zu bringen. Kraft der neuen Dispositionen werden die an die Scholle gebundenen Bauern in einer gesetzlich bestimmten Frist alle Rechte freier Ackerbauer erhalten. Die Grundbesitzer, welche ihre Eigenthumsrechte auf alles Land, das ihnen gehört, behalten, bewilligen den Bauern gegen reglementsmäßige Abgaben die Nutznießung ihrer Gehöfte und außerdem, um ihre Existenz zu sichern und die Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen die Regierung zu gewährleisten, so viel bestellbares Land, als durch die erwähnten Dispositionen bestimmt ist, sowie andere Landpertinentien. Die Bauern sind, nachdem sie in den Genuß dieser Landbewilligungen gesetzt worden, ihrerseits verpflichtet, die durch dieselben Bestimmungen festgesetzten Gegenleistungen abzutragen. In dieser Stellung, die nur vorübergehend ist, werden die Bauern als zeitweilig Verpflichtete bezeichnet. Zugleich ist denselben das Recht bewilligt, ihre Gehöfte abzulösen, und mit Zustimmung der Grundbesitzer können sie auch als freies Eigenthum Ackerländereien und andere Liegenschaften, die ihnen zu fortwährender Nutznießung bewilligt wurden, erwerben. Durch Erwerbung des ganzen Bestandes des festgesetzten Landes zu freiem Eigenthum sind die Bauern von ihren Verpflichtungen gegen den Gutsherrn für das so erworbene Land befreit und treten endgültig in die Stellung der Bauern ein, welche freie Eigenthümer sind. Durch besondere Anordnung ist den leibeigenen Dienstleuten ein ihren Beschäftigungen und den Erfordernissen ihrer Lage angemessener Uebergangszustand anberaumt worden. Nach

Ablauf von zwei Jahren erhalten sie ihre vollkommene Freilassung und eine zeitweilige Befreiung von Lasten."

Es handelte sich bei der Befreiung der Leibeigenen in Rußland nicht blos um eine Aenderung des Verhältnisses, in welchem bisher die Gehorchenden zu ihren Herren, den Bojaren, gestanden hatten, sondern um eine durchgreifende Aenderung der nationalen Gewohnheit, Sitte und Neigung. Der Russe hat nie Privateigenthum besessen. Familien, die sich zu Horden erweiterten, behielten immer nur ein gemeinschaftliches Eigenthum. Als Ackerbauern an die Scholle gebunden, vertheilten sie den Boden unter sich, um ihn zu bearbeiten, aber weder der Acker, den er bebaute, noch das Haus, das er bewohnte, blieb in der Familie des Bauern. Nach seinem Tode fiel es der Gemeinde wieder anheim; seine Kinder wurden, schon während er noch lebte, von der Gemeinde mit andern Gütern und Hütten versorgt. Dieses uralte Verhältniß erklärt und entschuldigt zugleich die geringe Achtung des Mein und Dein bei den Russen. Gewohnt, alles als Gemeingut zu betrachten, nehmen sie unbedenklich zu ihrem Gebrauch, was sie finden, und sind sich keineswegs immer bewußt, daß man das anderwärts stehlen nennt und für eine Sünde hält. Das neue Gesetz verlangte nun auf einmal, die russischen Bauern sollten ihre sklavischen Gewohnheiten ablegen und sich, gleich den deutschen Bauern, an den Besitz eines Erb und Eigen gewöhnen und sich ein Familienvermögen sammeln. Bisher hatten sie sorglos in den Tag hinein gelebt, sehr geringe Bedürfnisse gehabt, die ihnen der Gutsherr befriedigen mußte, alles aber, was sie etwa mehr erwarben, gleich wieder vertrunken. Jetzt sollten diese leichtsinnigen Naturkinder auf einmal solid werden, sparen, sich anstrengen, sammeln. Man bürdete ihnen eine Sorge auf, die sie früher nicht gekannt hatten.

Die deutsche Partei am russischen Hofe war es vorzüglich, von der die Maßregel betrieben wurde. Die altrussische (eigentlich fran-

zösische) Partei war dagegen und legte ungleich mehr Werth darauf, Rußland eine Constitution und parlamentarisches Leben aufzunöthigen. Das charakterisirt in merkwürdiger Weise die verschiedenartigen Einwirkungen des Germanismus und Romanismus auf die Slaven. Die Bojaren hatten gewiß nicht Unrecht, wenn sie besorgten, die emancipirten Bauern würden sich nicht so leicht in die germanische Weise finden, sondern, wenigstens in der ersten Zeit, nicht mehr arbeiten wollen und die neue Freiheit mißverstehen.

Dies geschah nun auch. Im Sommer 1861 erhielt man Nachricht von einer Menge von Bauernaufständen in 22 russischen Gouvernements, besonders in denen von Kasan und Pensa. In den letzteren zogen 10,000 Bauern mit dem Geschrei „Freiheit, Freiheit!" umher, behaupteten, der Kaiser habe ihnen völlige Freiheit bewilligt, aber man wolle sie darum betrügen, erschlugen Edelleute und Beamte und selbst Geistliche und konnten erst durch Militär überwältigt werden.

In demselben Jahr zeigte sich eine auffallende Bewegung unter dem jungen russischen Adel in den höheren Lehranstalten. Man entdeckte eine geheime Druckerei in Moskau, in welcher die „Glocke", eine auf die Revolutionirung Rußlands berechnete, von dem Flüchtling Herzen in London herausgegebene Zeitung, in einer großen Menge von Exemplaren nachgedruckt wurde. Wie schon früher, wurde auch jetzt wieder der junge russische Adel durch den Nimbus verführt, in dem man ihm Freiheit, Verfassung, parlamentarischen Ruhm ꝛc. zeigte, womit sich auch wohl panslavistische Ideen verbanden. Alle russischen Universitäten waren von der Verführung ergriffen worden, und die hitzigen jungen Leute hatten blindlings losgeschlagen. In Kasan demolirten sie das Haus des Rectors, in Moskau konnten die tumultuirenden Studenten nur durch Militär überwunden werden. Ebenso in St. Petersburg selbst. Das alles trug sich im November 1861 zu.

Nun regten ſich auch die Väter. Im März 1862 forderte die Adelsverſammlung von Twer für Rußland eine Conſtitution. Eine Adreſſe, von 112 Edelleuten unterzeichnet, erklärte dem Kaiſer, ſie wollen auf alle ihre Privilegien gegenüber dem gemeinen Volk gerne verzichten, auch ihrer Steuerfreiheit entſagen, nur verlangen ſie ein ruſſiſches Parlament, berufen aus allen Ständen. Das war ungefähr der Standpunkt, auf welchen ſich Lafayette und ſeine Partei im Jahr 1789 ſtellte. In Rußland war es aber gewiß nicht ſowohl weltbürgerliche Sentimentalität, die den Adel von Twer ſo großmüthig ſtimmte, ſondern vielmehr das Bedürfniß, nachdem ihm durch die Bauerneman-cipation der Grund und Boden, der bisher ihm gehörte, unter den Füßen weggezogen war, ſich einen neuen Rechtsboden in einer Verfaſſung zu ſchaffen, in welcher er die erſte Stimme zu führen und ſowohl dem Czaaren nach oben, als dem gemeinen Volk nach unten überlegen zu ſeyn hoffen durfte. Dreizehn vom Adel Twers wurden verhaftet, doch bald wieder freigelaſſen.

Man erfuhr nichts Beſtimmtes über die Lenker und die näheren Umſtände dieſer Adelsagitation. Im Juni aber hörte man von zahlreichen Verhaftungen in der Armee. Faſt täglich wurden Offiziere in Unterſuchung gezogen als Theilnehmer eines weitverzweigten Complotts. Sogar unter der Garde in St. Petersburg und in der nächſten Umgebung des Kaiſers wurden Offiziere vom angeſehenſten Adel, zwei Adjutanten des Kaiſers, Grafen Roſtovzow, verhaftet. Zugleich brachen in allen größeren Städten des Reiches große Feuersbrünſte aus, alle während der Pfingſtzeit. In Petersburg ſelbſt brannte es vom 3. bis 10. Juni und an 10,000 Menſchen wurden obdachlos. Das Volk war in ungeheurem Schrecken und warf ſich dem Kaiſer zu Füßen, ihn um Hülfe bittend. Dieſe ſcheußlichen Brände, die ſich durch das ganze Reich hinzogen, waren von dem ſ. g. jungen Rußland oder von der ruſſiſchen Emigration in London und deren Häuptern, Herzen und

Bakunin, veranlaßt und hatten den Zweck, das gemeine Volk in Wuth zu bringen. Der Brand der Städte ſollte den politiſchen Brand hervorrufen, in welchem der Thron ſelbſt verbrennen ſollte. Man hörte, in den Petersburger Sonntagsſchulen ſey Communismus gepredigt worden, weshalb ſie geſchloſſen wurden. Plötzlich aber hörten die Feuersbrünſte wieder auf, ohne daß irgend eine revolutionäre Demonſtration gegen den Thron gewagt wurde. Dieſes barbariſche Vorgehen und wieder Zurückhalten erklärt ſich wohl am einfachſten aus den Undulationen im großen europäiſchen Revolutionscomité, in welchem Herzen und Bakunin für die ruſſiſche, Mieroslawski für die polniſche, Koſſuth und Klapka für die ungariſche, Mazzini für die italieniſche Revolution wirkten, der spiritus familiaris Lord Palmerſtons aber und die Rückſichten, die man auf Paris und Turin nehmen mußte, die wilden Roſſe bald losließen, bald aber wieder hart in die Zügel nahmen. Wir haben erkannt, wie die Revolution in Italien unvollendet blieb, die in Ungarn und an der untern Donau gehemmt wurde. Auch die Revolution in Rußland durfte noch nicht zum Ausbruch kommen, weil die Umſtände noch nicht günſtig genug waren.

Kaiſer Alexander II. ſuchte inzwiſchen, wie die Bauern, ſo auch den Adel durch Conceſſionen zu befriedigen, überall ſeinen guten Willen, ſeine Gerechtigkeitsliebe, ſeine väterliche Fürſorge für das Volk kundzugeben und dadurch die Mehrheit des Volks in loyaler Treue zu erhalten, wenn die revolutionäre Minderheit auch unverſöhnlich blieb. In dieſer Geſinnung nun gab der Kaiſer am 29. September eine Menge wichtiger Geſetze, wodurch die bisherige Verwaltung und Geſetzgebung umfaſſend reformirt wurde. Er verfügte nämlich Provinzial-, Kreis- und Gemeindevertretungen, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Geſchwornengerichte, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Doch zweifelte man mit Recht, ob Rußland dafür reif ſey. Das Wichtigſte blieb immer die Bauernfrage. Die Bauern verſtanden

unter ihrer neuen Freiheit viel mehr, als ihnen gewährt wurde. Sie begriffen nicht, warum sie, die ohnehin kein Geld hatten, den Grund und Boden, auf dem sie geboren waren und auf dem ihr Leibherr sie bisher ernähren mußte, erst kaufen sollten. Der Kaiser sah sich genöthigt, 4/5 der Ablösungssumme auf den Staat zu übernehmen. Dennoch fürchtete man, die Bauern würden den Gutsherren nicht mehr arbeiten wollen und somit die Bewirthschaftung größerer Güter unmöglich werden. Ebenso wurde besorgt, sie würden unter der Aufhebung der Leibeigenschaft auch die der Rekrutirung verstehen wollen.

Kaiser Alexander II. dehnte sein Reformsystem auch auf Finnland aus und gab diesem Lande am 10. April 1861 eine neue Verfassung nach dem Muster der schwedischen. Es sollte nämlich ein Ausschuß aus den vier finnischen Ständen, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern am 20. Januar 1862 zu Helsingfors zusammentreten. Man erfuhr aber, die Finnen hätten dagegen protestirt, daß dem ständischen Ausschuß zu viel Rechte eingeräumt seyen, wodurch die Landesvertretung illusorisch werde. Am 2. März 1862 reclamirte auch eine Adelsversammlung zu Grodno die alte litthauische Gesetzgebung und die Wiederherstellung der Universität Wilna.

Zur Feier des tausendjährigen Bestandes des russischen Czaarenreichs ließ der Kaiser am 20. August 1862 zu Nowgorod ein großartiges Denkmal errichten.

Am 21. Juli 1864 stürzte zu St. Petersburg die Kuppel der neugebauten Verklärungskirche ein und begrub Hunderte von Neugierigen, die herbeigeströmt waren.

In demselben Sommer wiederholten sich die Brandstiftungen. Eine Menge russischer Städte wurden in Asche gelegt, schon im April Ochansk, dann Serapul, Serdobsk, Wologda, Nischni-Nowgorod, Patorof, Baku, Simbirsk, Jaroslawj, Orenburg, wo 600 Häuser verbrannten. Auch die Pulvermagazine in Kasan und Ochta wurden in

die Luft gesprengt. Im August brannte ein großer Theil der Stadt Jekaterinoslaw ab. Diesmal wurden die gefangenen Polen beschuldigt, das Feuer angelegt zu haben.

Im Januar 1865 nahm der Adel noch einmal einen Anlauf, sich Ersatz für seine Verluste aus Anlaß der Bauernemancipation mittelst einer Verfassung zu verschaffen. Eine Adelsversammlung in Moskau berieth desfalls eine Eingabe an den Kaiser. Besobrasow verlangte eine Constitution des Adels allein, Graf Orlof Dawidof verlangte aber eine Vertretung des gesammten russischen Volkes. Die Herren erließen nun wirklich folgende Adresse an den Kaiser: „Allergnädigster Herr! Der Moskauer Adel kann Ihnen, jetzt wo er hier versammelt ist, nur die Gefühle tiefer Ergebenheit und Dankbarkeit ausdrücken für Ihre weisen Maßnahmen, die stets das Wohl unseres Vaterlandes im Auge haben. Wir sind bereit, Sire, Ihnen mit Wort und That beizustehen auf dem schwierigen, aber glorreichen Weg, den Sie eingeschlagen haben. Wir sind überzeugt, Sire, daß Sie auf diesem Weg nicht inne halten, sondern noch weiter gehen werden, gestützt auf Ihren treuen Adel und auf die ganze russische Nation. Die Einigung aller Kräfte ist die Stärke unseres Vaterlandes. Indem Sie aus Ihrem Rußland, das bisher getheilt war, ein festes Ganzes machen, alle seine Theile stark an einander schließen, und statt der Einzelgerechtsame dieser Theile ein dem ganzen Reich gemeinsames Recht einführen, werden Sie für immer Empörung und Bürgerkrieg unmöglich machen. Der Grundbesitz (remstvo), dem Sie neues Leben geben, muß, wenn er vollkommen befreit seyn wird, die Macht und den Ruhm Rußlands befestigen. Krönen Sie nun, Sire, das begonnene Werk dadurch, daß Sie eine Generalversammlung von Erwählten Rußlands zur Prüfung der dem ganzen Reich gemeinsamen Bedürfnisse einberufen! Gebieten Sie Ihrem treuen Adel, diese Deputation aus seiner Mitte zu wählen! Der Adel ist immerdar die beste und

ſicherſte Stütze des ruſſiſchen Thrones geweſen. Ohne im Staatsdienſt zu ſtehen, ohne die damit verknüpften Vorrechte zu genießen, mögen dieſe Erwählten, die ohne irgendwelche Belohnung ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, berufen ſeyn, die politiſchen und ſittlichen Rechte zu wahren, welche dem Staatsgebäude zur Grundlage dienen, Rechte, die dem Volk heilig und einem wohleingerichteten Land nothwendig ſind. Auf dieſem Weg, Sire, werden Sie die Bedürfniſſe unſeres Vaterlandes in ihrem wahrhaften Licht kennen lernen. Sie werden das Vertrauen zur Executivgewalt wieder herſtellen. Sie werden eine ſtrenge Beobachtung der Geſetze erzielen und dieſe Geſetze mit den Bedürfniſſen des Landes in Einklang bringen. Die Wahrheit wird unbehindert an die Stufen des Thrones gelangen; die auswärtigen und inneren Feinde werden ſchweigen müſſen, wenn ſie ſehen, daß das Volk in der Perſon ſeiner Vertreter mit Liebe den Thron umgibt und ſich beeifert, von keiner Seite Verrath aufkommen zu laſſen. Allergnädigſter Herr! Der Moskauer Adel hat Ihnen hiermit ſein Herz und ſeine Wünſche eröffnet. Nur der heiligen Pflicht treuer Unterthanen gehorcht er dabei, und hat nichts dabei im Auge, als das Wohl des Reichs. Wir haben geſprochen, Sire, weil wir überzeugt ſind, daß unſere Worte Ihrem Herrſchergedanken und dem Geiſt der von Ihnen unternommenen großen Reformen vollkommen entſprechen."

Zugleich hatte der ruſſiſche Adel in Paris eine Flugſchrift drucken laſſen, worin er auseinanderſetzte, daß ſeine Exiſtenz untergraben ſey, wenn ſie nicht durch eine Verfaſſung eine neue und feſte Grundlage erhielte. Der Kaiſer nahm jedoch dieſe Vorſtellung ſehr ungnädig entgegen und löste die Adelsverſammlung ſogleich auf. Inzwiſchen ſind die ſchlimmen Ahnungen des ruſſiſchen Adels nicht unbegründet. Früher oder ſpäter werden die emancipirten Leibeigenen in Rußland eben ſolche liberale, auf ihre Rechte eiferſüchtige Staatsbürger, active und paſſive

Wähler werden, wie es die Bevölkerungen im mittlern und weſtlichen Europa bereits ſind, und ihr Druck wird dann nicht mehr blos der Ariſtokratie, ſondern auch der Monarchie läſtig werden.

So weit iſt es nun allerdings noch lange nicht gekommen. Man hört im Gegentheil, die Bauern ſeyen ſeit ihrer Emancipation weder moraliſch beſſer, noch geſcheidter geworden. Die Trunkſucht ſoll furchtbar bei ihnen überhand genommen haben, welcher früher die Gutsherren doch einigermaßen noch Einhalt thaten, um die phyſiſche Kraft der Race zu erhalten. Auch iſt der ruſſiſche Bauer immer noch an die Scholle gebunden, denn wenn er auch nicht mehr dem Gutsherrn angehört, ſo doch der Gemeinde, deren Verwaltung ihn noch weniger ſchont, als es früher der Gutsherr gethan hat. Seine Unwiſſenheit iſt, wie Doctor Mardner erzählt, ſo groß, daß es einem ehemaligen Gutsherrn gelang, den Bauern als Feldarbeitern um den für ein Stück Land von acht Klafter Länge und vier Klafter Breite bedungenen Lohn ein Stück von ſechs Klaftern im Quadrat aufzureden; daß das eine Stück 32, das andere 36 Quadratklafter habe, war ihnen nicht klar zu machen. Sie erwiderten, 6 und 6 ſey 12 und 4 und 8 ſey auch 12.

Was Mardner erzählt, wird vollkommen beſtätigt durch das Werk „Wahrheit über Rußland," welches Fürſt Peter Dolgorukow herausgab und Wachler 1862 ins Deutſche übertrug. Dieſer Fürſt (Bojar) altruſſiſchen Namens äußert ſich ſo ungünſtig über ſeine Standesgenoſſen, die Bojaren, daß man ihn keiner Einſeitigkeit und Parteilichkeit beſchuldigen kann, wenn er auch die ruſſiſche Bureaukratie, die bekanntlich eine Feindin jenes Landadels iſt, ſcharf tadelt. Er ſagt geradezu, der Bauer ſey die Beute, um welche ſich Adel und Bureaukratie reißen, und die kaiſerlichen Beamten bis zu den unterſten Dienern herab hätten nur deßhalb die Aufhebung der Leibeigenſchaft der Bauern freudig begrüßt und unterſtützt, um dieſe Schafheerden

jetzt noch schärfer zu scheeren, als sie vorher vom Adel geschoren worden seyen. Es handle sich nur darum, wer vom Fleiße der Bauern den Gewinn ziehen solle, ob der Adel oder die Bureaukratie. Exploitirt werde der Bauer so wie so und nach Aufhebung der Leibeigenschaft von den Beamten noch mehr, als zur Zeit der Leibeigenschaft vom Adel. Denn der dumme Bauer lebte mit dem adeligen Grund- und Leibherrn wenigstens in einem einfachen und klaren Verhältnisse, welches er verstand und worin er sich zurecht fand. Jetzt bekommt er es mit Beamten zu thun, welche schlecht besoldet und an Betrügereien aller Art gewöhnt sind und die mit vexatorischen Gesetzen und Verordnungen seine Einfalt ausbeuten.

Die Unwissenheit der russischen Bauern erstreckt sich auch auf das religiöse Gebiet. Natürlich, denn der gemeine verheirathete Pope ist ebenso unwissend wie sie selbst und ebenso betrunken. Bischöfe werden nur aus den Klöstern genommen. Aber auch die Mönche sind gänzlich unwissend und verstehen keine andere Sprache als die russische. Gepredigt wird ohnehin in der russischen Kirche nie. Vom Worte Gottes hört der Russe nichts, hat daher auch noch viel altheidnischen Aberglauben beibehalten. Im Jahresbericht der transbaikalischen Mission für 1866 gesteht die russische Mission selber ein, daß die gemeinen Russen in Sibirien bei den Schamanen und Lamas, den Heidenpriestern der Tunguſen und Burāten, sich Raths erholen, wie die gemeinen Heiden, an ihre Vorhersagungen glauben und den größten Respect vor ihnen haben.

Es ist gewiß auffallend, daß die russische Kirche im Westen Eroberungen macht und die viel höher gebildeten Katholiken in Polen und Lutheraner in Livland mit eiserner Gewalt dem stupiden Popenthum unterwirft, anstatt vom Westen her religiösen Geist und Bildung zu empfangen. Allein es ist erklärlich. Rußland würde von der europäischen Civilisation und vom überlegenen Geist der abend-

ländischen Kirchen, oder auch vom abendländischen Unglauben und Revolutionsgeist überwältigt werden, wenn es sich nicht durch eine undurchdringliche und immerwährend keck vorgeschobene Mauer der nichts wissen und nichts hören wollenden Gewalt schützte. Der stupide Gehorsam ist in der That das beste Gegenmittel gegen das Revolutionsfieber des Westens. Nur paßt zu jener wohlberechneten Stupidität die Emancipation der Bauern nicht, denn früher oder später muß die Zeit kommen, wo sie sich für mündig proclamiren werden, wie dumm sie jetzt auch noch sind.

Der transbaikalische Missionsbericht klagt darüber, daß das russische Gouvernement in Sibirien die Mission nicht unterstütze, sie nicht einmal Grundeigenthum erwerben lasse, während sie doch die heidnischen Lamatempel reich dotire. Aber auch das ist erklärlich. Die Kaiserin soll sich für die Mission in Sibirien interessirt haben und sie erfolgte ihr zu Gefallen und um Europa glauben zu machen, der Glaubenseifer, mit dem Rußland seine Glaubensgenossen in der Türkei und Oesterreich protegirt, erstrecke sich auch auf einen Bekehrungseifer unter den Heiden im Osten. Rußland denkt aber im Ernst nicht daran, die zahllosen Anhänger Buddhas an den chinesischen Grenzen zum Christenthum bekehren zu wollen. Es kann die Lamas, die beim Volk so viel Einfluß haben, durch Schonung und Bestechung viel leichter auf seine Seite bringen, als wenn es sie durch fanatische Missionäre bekämpfen ließe. Es folgt in dieser Beziehung ganz genau der klugen Politik der Engländer, welche den Heiden in Ostindien ebenfalls Tempel bauen und ihre eigenen Missionäre Schande halber zwar nicht vertreiben, was die öffentliche Meinung in England zu sehr aufregen würde, sie aber doch streng im Zaume halten.

Eine andere Maßregel des russischen Kaisers setzte nur das System seines Vaters fort, das System des nationalen und kirchlichen Nivellements. Wie er in Polen die polnische Sprache, das polnische

Recht und die katholiſche Kirche ſtufenmäßig beſeitigte, ſo auch in den deutſchen Oſtſeeprovinzen die deutſche Sprache, das deutſche Recht und die lutheriſche Kirche. Man konnte ſich eine Zeit lang einbilden, der Kaiſer werde hier von der Strenge ſeines Vaters nachlaſſen und die guten Dienſte, welche die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen der Regierung in St. Petersburg ſchon ſo lange geleiſtet hatten, mit der Schonung ihrer Nationalität und ihrer Kirche belohnen. Allein gerade im Punkt der Nationalität und Kirche glaubte Kaiſer Alexander II. jenes Syſtem des Vaters, das ganze große ruſſiſche Reich möglichſt zu uniformiren, wieder aufnehmen zu müſſen. Ohne Zweifel hat ihn die Erfahrung, die er mit den Polen machte, darin beſtärkt. Als Polen und Katholiken wollten ſie Rußland nicht gehorchen, alſo mußten ſie mit Gewalt zu Ruſſen und griechiſchen Chriſten gemacht werden. Zugleich ſah die ruſſiſche Regierung, welcher nationale Geiſt ſich in Deutſchland regte. Fürſt Gortſchakof, der Chef des Miniſteriums, hatte lange genug in Deutſchland gelebt, um zu wiſſen, welchem Ziele die 1848 wiederaufgenommene Bewegung von 1813 zuſtrebte. Die Unterdrückung des deutſchen Elementes in den Oſtſeeprovinzen war alſo wohl auch darauf berechnet, noch rechtzeitig dieſe Elemente zu beſeitigen, ehe ſich etwa die nationalen und confeſſionellen Sympathien für ſie in Deutſchland regen und aus ihnen minder zuverläſſige Werkzeuge der ruſſiſchen Politik machen würden, als ſie es bisher geweſen waren.

Der kaiſerlichen Politik war auch der Umſtand günſtig, daß ſeit Friedrich Wilhelm III. eine ſtarke Vorliebe für Rußland in den höheren Kreiſen und beim Adel in Preußen vorherrſchte. Die Verfolgung der deutſchen Proteſtanten in Rußland kam gar nicht zur Kenntniß der Proteſtanten in Deutſchland. Sie wurde gefliſſentlich vertuſcht, die Preſſe ſchwieg. Das hatte zum Theil ſeinen Grund aber nicht blos in dem ſträflichen Serviliſmus, mit dem die frommen Proteſtanten in Berlin, den Profeſſor Stahl an der Spitze, damals dem ruſſiſchen Intereſſe

bienten, sondern auch in der gänzlichen Gleichgültigkeit, ja Verachtung, mit welcher die liberale Presse alle Glaubenssachen zu behandeln pflegte.

Hier ein kurzer Ueberblick über die beklagenswerthen Vorgänge in Livland. Als dieses deutsche und lutherische Land 1721 von Schweden an Rußland abgetreten wurde, verbürgte sich Rußland im Frieden von Nystädt Art. 10: „Es soll auch in solchen cedirten Ländern kein Gewissenszwang eingeführt, sondern vielmehr die Evangelische Religion, auch Kirchen- und Schulwesen und was dem anhängig ist, auf dem Fuß, wie es unter der letzten schwedischen (lutherischen) Regierung gewesen, gelassen und beibehalten werden." Alle Kaiser hielten diesen Vertrag. Derselbe Vertrag band auch noch den Kaiser Nicolaus, der gleichwohl zum erstenmal im Jahr 1832 eigenmächtig der evangelischen Kirche in Livland ihre Selbständigkeit nahm, indem er sie einem neuerrichteten Generalconsistorium in St. Petersburg unterordnete. Dieses Generalconsistorium bekam die protestantischen Angelegenheiten des ganzen Reichs unter sich, konnte von allen protestantischen Unterthanen und Behörden des Reichs gleichen Gehorsam fordern, also auch nach Umständen und Belieben in die besonderen Privilegien der livländischen Kirche eingreifen.

Dieses Generalconsistorium that übrigens Livland nichts zu leide. Der Angriff sollte von einer ganz andern Seite herkommen. Der unveränderliche Gedanke des Kaisers Nicolaus war, sein Reich, wenn auch nur allmälig, doch gänzlich zu uniformiren, daher alle anderen Nationalitäten in die russische, alle anderen Bekenntnisse in das griechisch-russische aufgehen zu lassen. Dem entsprach eine Aeußerung, welche Uwarof, Minister der s. g. Volksaufklärung in Rußland, im Jahr 1838 that: Zu Uebelständen in Rußland gehören die deutsche Sprache und die lutherische Kirche.*) Im folgenden Jahr ließ Kaiser Nico-

*) Livländische Beiträge I. 75.

laus durch eine ſervile Synode in Poloczk die unirte Kirche der vormals polniſchen Provinzen Rußlands vernichten und zwang deren Biſchöfe, ſowie das gemeine Volk zum „Glauben des Kaiſers," zur ruſſiſch-griechiſchen Staatskirche, deren Patriarch der Czaar ſelbſt iſt, überzutreten. Nach einer ſo ſchrecklichen Gewaltthat ließ ſich vorausſetzen, daß es auch den Katholiken in Polen, den Proteſtanten in den Oſtſeeprovinzen nicht beſſer ergehen, daß auch ihnen das Joch des Popenthums werde über den Nacken geworfen werden, wenn auch nur nach und nach, doch unvermeidlich. Die ſchlaue Berechnung läßt ſich in dem Umſtande erkennen, daß anfangs nur Livland allein angefochten wurde, während man Kurland und Eſthland noch in Ruhe ließ. Eine Bedrückung aller Deutſchen und Proteſtanten hätte eine gemeinſchaftliche Gegenwehr derſelben wahrſcheinlich und viel mehr Aufſehen gemacht. Man bohrte alſo zuerſt nur Livland an.

In die Vorſtädte der Stadt Riga hatten ſich allmälig viele ruſſiſche Obrog-Leibeigene angeſiedelt und trachteten, das Bürgerrecht in der deutſchen Stadt zu erringen. Für ſie wurde nun ein eigenes ruſſiſch-griechiſches Bisthum errichtet; da die Zahl der eigentlichen Ruſſen aber noch immer klein war, ſo wurde alsbald dafür geſorgt, dem Biſchof eine anſehnlichere Heerde zu werben. Nach einem Fehljahr und während einer harten Nothzeit verbreiteten ſich eine Menge ruſſiſcher Agenten unter dem Landvolk Livlands und redeten ihm ein, an ihrem Unglück ſeyen allein die deutſchen Grundherren ſchuld; dieſer aber könnten ſie ſich leicht entledigen, wenn ſie „die Religion ihres Kaiſers" annähmen, dann würden ſie aller Laſten und Verpflichtungen gegen die deutſchen Herren enthoben und vom Kaiſer in „ein warmes Land" verſetzt werden, wo jeder einen reichen eigenen Grundbeſitz erhalten werde.*) Dadurch ließen ſich nun wirklich Tauſende von

*) Livländiſche Beiträge I. 77.

armen Bauern bethören und nahmen den griechiſchen Glauben an. Das Verſprechen wurde ihnen aber nicht gehalten. Die Regierung erkannte die Agenten, die bei den Bauern herumgeſchlichen waren, nicht an und hielt ſich an deren Zuſagen nicht gebunden. Nun entſtand gewaltige Gährung unter den Betrogenen. Sie wollten wieder in die lutheriſche Kirche zurücktreten, was jedoch die ſtrengen Geſetze der griechiſchen Kirche nicht mehr erlaubten. Mittlerweile war im Jahr 1842 zu Pleskow ein Seminar für junge Popen eröffnet worden, welche hier die lettiſche und eſthniſche Bauernſprache lernen mußten, um künftige Seelſorger der Bekehrten werden und in den neugegründeten griechiſchen Kirchen dienen zu können.

Das Jahr 1844 gab wieder eine ſchlechte Ernte und abermals trat große Noth ein. Da erneuerte ſich auch die Verführung. Diesmal hieß es nicht mehr, der Kaiſer wird euch in das warme Land ſchicken, man ſagte vielmehr: ihr werdet, wenn ihr euch zur griechiſchen Kirche bekehrt, den Grund und Boden, auf dem ihr lebt, zu eigen bekommen, die großen Güter des deutſchen Adels werden zerſchlagen werden und jeder von euch, der ſich bekehrt, wird einen Antheil unter dem Namen des „Seelenlands“ bekommen, weil er ihn mit ſeiner Seele erkauft hat.*) Diesmal folgten den Bauernverführern bereits herumziehende Popen, eine „ambulante Kirche.“ Da die bekehrten Bauern von den nächſten griechiſchen Kirchen zu weit weg wohnten, mußten vorerſt die Popen zu ihnen kommen, um ſie in den Schooß ihrer Kirche aufzunehmen. Es waren fremdartige, wenig Vertrauen erweckende Geſtalten. „In ihrem halbaſiatiſchen Habitus, mit ewig flatternden grünen und braunen Talaren, mit langem Bart und Haar können ſie dem Volk weder imponiren, noch durch ihr Beiſpiel voranleuchten. Mit ſeltenen Ausnahmen zeichnen ſie ſich durch nichts aus,

*) Livländiſche Beiträge I. 82.

als durch Unwiſſenheit, Rohheit, Habſucht und Trunkenheit.“ Da ſie nur Ceremonien machen und ein wenig ſingen, aber nicht predigen dürfen, brauchen ſie auch nicht zu ſtudiren. Im folgenden Jahr 1846 wurden die Bauern, die ſich hatten bekehren laſſen, erſtmals von allen Laſten und Zinſen, welche ſie als Pächter eines der evangeliſchen Kirche gehörigen Guts zu entrichten hatten, freigeſprochen, dieſe Kirche alſo eines bedeutenden Theils ihrer Einkünfte beraubt. Das alles geſchah, ſo lange Golowin Gouverneur in Livland war, 1845—48. Ihm folgte der wohlwollende Suworow bis 1861.

Allein die Hauptſache ließ ſich nicht mehr rückgängig machen; es wurde nämlich den 140,000 Bauern, die nach und nach zur griechiſchen Kirche übergetreten waren, der von ihnen ſehnlich gewünſchte und erflehte Rücktritt zum Lutherthum unter keiner Bedingung geſtattet. Die Klagen darüber drangen endlich zum Ohr des Kaiſers, der vielleicht auch freundſchaftliche Vorſtellungen von Deutſchland aus erhielt. Genug, er ſchickte ſeinen Flügeladjutanten, Grafen Bobrinsky, im Frühjahr 1864 nach Livland, um ſich perſönlich von der Sachlage zu überzeugen und ihm Bericht zu erſtatten. Der menſchenfreundliche Graf war von dem, was er ſah und hörte, tief ergriffen und meldete dem Kaiſer ohne Furcht den wahren Sachverhalt in ſeinem Bericht vom 18. April 1864, der gedruckt worden iſt. Darin heißt es: „Eine Zuſammenfaſſung dieſer Thatſachen bringt mich zu der poſitiven Ueberzeugung, daß von der Zahl der 140,000 Rechtgläubigen, welche nach den officiellen Daten in Livland gezählt werden, vielleicht kaum ein Zehntheil ſich wirklich zur Rechtgläubigkeit bekennt. Die übrigen ſind nicht nur nie von Herzen Rechtgläubige geweſen, ſondern auch hinſichtlich der Erfüllung ihrer äußern religiöſen Pflichten behalten ſie auch jetzt noch, nach Maßgabe der Möglichkeit, die Gebräuche und Ordnungen der lutheriſchen Kirche bei. Ueberall baten mich die Bauern inſtändigſt und unter Thränen, Ew. kaiſerliche Majeſtät ihre

Bitte vorzutragen, dahin gehend, daß ihnen selbst, oder doch wenigstens ihren Kindern gestattet werden möchte, den lutherischen Glauben zu bekennen." Ueber die Mittel, die man angewendet, um die Bauern zum Uebertritt zu bewegen, sagt Graf Bobrinsky: „Ew. Majestät, es ist mir sowohl als Rechtgläubigen, wie auch als Russen peinlich gewesen, mit eigenen Augen die Erniedrigung der russischen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieses officiellen Betruges zu sehen. Nicht die freimüthigen Worte dieser unglücklichen Familien, welche sich an Ew. Majestät wenden mit der zwar demüthigen, doch feurigen Bitte, ihnen das Recht zu gewähren, die Religion zu bekennen nach dem Zuge ihres Gewissens, nicht diese offenherzigen und rührenden Aeußerungen ihrer Gefühle sind es, welche auf mich einen so peinlichen Eindruck gemacht haben, sondern dies namentlich, daß dieser Gewissenszwang und dieser Allen bekannte officielle Betrug unzertrennlich verknüpft sind mit dem Gedanken an Rußland und an die Rechtgläubigkeit."

Der wohlwollende Bericht des Grafen scheint kein geneigtes Gehör beim Kaiser gefunden zu haben, denn unmittelbar nach seiner Rückkehr erhielt der griechische Erzbischof Platon den Auftrag oder die Erlaubniß, auch seinerseits eine Rundreise durch Livland zu machen und sich die Dinge vom griechischen Standpunkt aus anzusehen. „Die Convertiten, welche ihren Wunsch, zum Lutherthum zurückzukehren, dem Erzbischof eröffnen wollten. wurden entweder durch Drohungen eingeschüchtert, oder, wenn sie sich nicht einschüchtern ließen, sogar in der Kirche mit den rohesten Schmähungen überschüttet. Alles das war jedoch dem Erzbischof Nebensache. Ueber die geistlichen Anliegen der Bauern eilte er schnell hinweg zu der Frage, ob ihre ökonomische und sonstige weltliche Lage nicht manches zu wünschen übrig lasse? und dieses Thema hat er mit so vollendeter Kunst zu variiren verstanden, daß auf seinen Spuren eine tiefe, wesentlich communistisch

gefärbte Aufregung zurückblieb. Unmittelbar an die erzbischöfliche Rundreise knüpfte sich eine von Wühlern methodisch und monatelang getriebene Aufhetzung des Landvolks gegen die Autorität der Gutsherren, Polizeibeamten und Richter, sogar des Civilgouverneurs, während schablonenmäßig abgefaßte Petitionen von einer nächtlichen Volksversammlung zur andern colportirt und demnächst von willkürlich designirten Deputationen nach St. Petersburg gebracht wurden. Der stereotype Inhalt dieser Bittschriften war: Schlechtmachung der Landesjustiz, Verdrängung des deutschen Elements und Vertheilung der herrschaftlichen Ländereien unter die Bauern." Zu solchen Gewaltthätigkeiten ließ sich die Regierung nun freilich nicht herbei. Doch mußte man den Bauern, nachdem man sie einmal aufgeregt hatte, auch materielle Vortheile gewähren. Das geschah im Anfang des Jahres 1866 durch Vertheilung von Krongütern ausschließlich an solche Bauernknechte, die sich zur griechischen Kirche hatten bekehren lassen. Zugleich fuhr man fort, das Ansehen der deutschen Landesbehörden zu erschüttern, Urtheilssprüche des Landesgerichtshofes zu paralysiren und in der Presse die Deutschen aufs heftigste anzugreifen und zu verleumden. Man wandte gegen die deutschen Behörden, den ständischen Adel, die Städteverfassungen mitten im despotischen Rußland die in Deutschland herkömmlichen liberalen Phrasen an, schimpfte und spottete über Junkerthum und alten Zopf und suchte die Deutschen in Rußland mit ihren altverbrieften Rechten und mit ihrer Nationalität verächtlich und lächerlich zu machen, als sey das Russenthum etwas unendlich viel Besseres als das Deutschthum. Man konnte gedruckt lesen, der h. Georg im russischen Reichswappen, der den Lindwurm mit seiner Lanze durchbohrt, sey das Russenthum und der Drache das Deutschthum. *)

*) Livländische Beiträge Seite 19—25.

Im Jahr 1865 hatte der Kaiſer den Schmerz, ſeinen älteſten hoffnungsvollen Sohn, den Großfürſten Thronfolger Nicolaus, nachdem er ſich eben erſt mit der däniſchen Prinzeſſin Dagmar verlobt hatte, erkranken zu ſehen. Man brachte ihn nach Nizza, wo er den 24. April in den Armen der Eltern und Braut verſchied. Der Kaiſer beſuchte bei dieſem traurigen Anlaß den franzöſiſchen Kaiſer in Paris nnd empfing auf der Rückreiſe deſſen Gegenbeſuch in Lyon.

Zweites Buch.

Die polniſche Revolution von 1863.

Das unglückliche Volk der Polen glich einem tapfern Krieger, der, auf den Tod verwundet, ſich doch immer und immer wieder aufrafft, um, von noch ſchwereren Schlägen getroffen, wieder hinzuſinken.

Die Polen können zum Maaßſtabe dienen, in wie weit das berühmte Nationalitätenprinzip zur Natur der Dinge paßt oder nicht. Die Panſlaviſten ſagen, die Polen ſind ein Zweig des großen ſlaviſchen Stammes, deshalb gehören ſie zu den Ruſſen. Die Polen aber wollen keine Ruſſen werden, und mit vollem Recht. Wenn es wahr iſt, daß die Slaven überhaupt entweder nur Herren oder Sklaven ſeyn können, ſo hat die Natur den Polen offenbar die Signatur des Herrn, den Ruſſen die des Sklaven aufgeprägt. Der Pole, wie der Ungar, wie der Tſcherkeſſe, iſt ein geborner Ritter. Er hat nicht Jahrhunderte lang die Peitſche des Mongolen auf ſeinem Rücken tanzen laſſen, um zum muſtergültigen Sklaven geprügelt zu werden.

Unter allen ſlaviſchen Stämmen behielten die Polen allein ihre einheimiſchen Könige noch bis ins vorige Jahrhundert. Zudem empfingen ſie mit dem katholiſchen Glauben und durch den Einfluß des deutſchen Ritterthums einen höhern Geiſt, einen moraliſchen Schwung, der dem dumpfen Popen- und Bojarenthum der Moskowiter ewig fremd iſt.

Seit vielen Jahrhunderten ſind die Polen eine den ruſſiſchen Nachbarn überlegene Race. Sie herrſchten über die ruſſiſchen Stämme bis nach Smolensk und ſind heute noch dort der güterbeſitzende Adel, ſo lange ſie nicht durch Ukaſe ausgerottet werden.

Will man ein anſchauliches Bild von dem Contraſt der Polen und Ruſſen erhalten, ſo folge man dem trefflichen Blaſius auf ſeiner Reiſe aus Rußland heraus nach Polen. „Je mehr man ſich Smolensk nähert, deſto mehr ſcheinen die Bewohner europäiſirt oder auch poloniſirt. Die Frauen ſchnüren ſich nicht mehr über, ſondern unterhalb der Bruſt, und man ſieht immer häufiger Männer, die ſich ſtellenweiſe raſiren. Aber noch immer, wie in den meiſten ſlawiſchen Ländern, kann man aus einiger Entfernung geſehen, die Weiber in der gewöhnlichen Tracht faſt nur am Kopfputz von den Männern unterſcheiden. Der polniſche Einfluß wird in jeder Richtung ſichtbar. Endlich findet man, wonach ſich jeder Fremde in Rußland ſehnt, eßbare oder ſogenannte polniſche Butter. Dieſe polniſche Butter wird, wie in Deutſchland, aus der Sahne durch Umrühren, Schlagen und dergleichen durch Bewegung abgeſondert. Das iſt den Ruſſen zu mühſam; ſie ſetzen den ſauer gewordenen Rahm in einen heißen Ofen und ſchmelzen die Butter heraus. So findet man faſt in ganz Rußland unter den Ruſſen nur ſogenannte ruſſiſche oder geſchmolzene Butter, die für einen Weſteuropäer höchſt ungenießbar iſt. Die Ruſſen wiſſen im Ganzen aus ihrem Rindvieh nur Talg und Juchten zu bereiten. So ſieht man auch nach Polen hin die erſten Elementar-

versuche, Käse zu bereiten, eine Erfindung, die den Russen noch fremd ist. Sie nähern sich in der Benutzung der Milch den Kalmücken, die höchstens ihre Milch in Kumis umwandeln. Die mannigfachen fremdartigen Einflüsse der Polenherrschaft sind den hiesigen eingeborenen Russen bis auf diesen Augenblick unvergeßlich geblieben. Sie halten die eigentlichen Russen oder Moskowiter für Menschen, die in Bildung und Sitten tief unter ihnen stehen. Ihnen ist das Land uraltes Polenland, und sie nehmen es nicht für ehrenhaft, wenn sie Russen oder Moskowiter genannt werden. Kaum ist ein altes Weib hier zu finden, die sich nicht auf gut Russisch für eine Polin erklärte, und jeder gebraucht die polnischen Ausdrücke, die sich hier in die russische Sprache eingebürgert haben, lieber als die der Muttersprache. Die Polenherrschaft, deren Andenken sich hier nur als Sage im Volke erhalten haben kann, hat in den Bewohnern einen romantischen Sinn zurückgelassen, der sich jetzt feindlich gegen den eigenen, näher verwandten Volksstamm kehrt. Es scheint leichter gewesen zu seyn, vor zwei Jahrhunderten die Russen zu polonisiren, als es jetzt ist, die Polen zu russificiren, obwohl die Idee einer gemeinsamen Abstammung, die allen slawischen Völkern fast fanatisch eingeprägt wird, ein starker Bundesgenosse für die Russen seyn könnte. Polen muß, außer der seines spätern Unglücks, noch andere Sympathien für sich gehabt haben, als jetzt Rußland. Und wenn auch der romantische Heiligenschein einer blühenden, freien Kunstentwicklung in Polen an und für sich wenig auf den an der Scholle klebenden Bauer einwirken konnte, so scheint doch das damit verbundene allgemeine Volksgefühl im Gegensatz zu dem der russischen Barbarei und Despotenherrschaft sich dauernd der Gemüther bemächtigt zu haben."

Daß feingebildete Polen, die zugleich gute Katholiken sind, das auf ihnen lastende Joch der russischen Beamtenpresse, Beamtengaunerei, Beamtenwillkür und das immer wie ein Ungeheuer mit offenem

Rachen hinter ihnen ſtehende Popenthum unerträglich finden, iſt ihnen nicht zu verdenken. Geht es doch den Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen nicht beſſer, ſeitdem auch ihnen die Vernichtung ihrer Nationalität und ihres Glaubens bevorſteht. Aber die Ungeduld des Schmerzes und der Scham riß die armen Polen fort, zur unrechten Zeit und ohne hinreichende Kraft und äußere Hülfe ihre Befreiung zu verſuchen. Viele Schuld daran trugen die Hitzköpfe der ſ. g. polniſchen Emigration, die ſich der europäiſchen Revolutionspropaganda in London unter dem geheimen Schutz des Lord Palmerſton angeſchloſſen hatte. Mieroslawski ging an der Spitze der polniſchen Demokraten Hand in Hand mit Mazzini und Koſſuth. Außer dieſer demokratiſchen Emigration gab es noch eine ariſtokratiſche, die ihren Sitz in Paris hatte und deren Chef, der alte Fürſt Czartoriſky, damals eben geſtorben war. Dieſe Herren waren viel gemäßigter und würden, wenn nur Rußland die Nationalität und Kirche Polens hätte ſchonen wollen, ſich ihm gern unterworfen haben.

In Polen ſelbſt würde die Ruhe wohl erhalten worden ſeyn, wenn nicht die Reformen, welche Kaiſer Alexander II. in Rußland ſelbſt vornahm, auch die Hoffnung polniſcher Reformen wieder geweckt hätte. Zugleich hatte das in Genua tagende europäiſche Revolutionscomité, wie oben ſchon erzählt iſt, einen Angriff Garibaldi's auf Dalmatien vorbereitet, dem die Inſurrektion Ungarns und der untern Donauländer folgen ſollte. Da mußte denn auch in Polen geheime Vorkehr getroffen werden, um auch von dort aus thätig in die allgemeine Revolution einzugreifen. Garibaldis Marſch unterblieb aber und ſo wurde auch die polniſche, wie die ungariſche Inſurrektion ſiſtirt. Das geheime Comité der polniſchen Revolution blieb aber in Wirkſamkeit, ſparte ſeine Kräfte auf eine ſpätere Zeit, und organiſirte eine geheime Verbindung durch das ganze Land.

Unabhängig von dieſer geheimen Agitation hoffte eine loyale

Adelspartei wohlthätige Nationalreformen vom Kaiſer ſelbſt. Bei einer Verſammlung des landwirthſchaftlichen Vereins, der faſt ausſchließlich aus dem Landadel beſtand, hielt Graf Zamoyski in Warſchau eine durchaus loyale Rede, worin er aber die Hoffnung ausſprach, der Kaiſer werde die wünſchenswerthen Reformen für Polen gewähren. Nun miſchte ſich aber die revolutionäre Partei ein und lenkte das Volk dahin, daß es am 25. Februar 1861 den Jahrestag der Schlacht von Grochow zu feiern beſchloß. In dieſer Schlacht hatten 1831 die Polen über die Ruſſen geſiegt. Einen ſolchen Sieg jetzt unter den Augen des Statthalters und Feldmarſchalls Fürſten Gortſchakof zu feiern, war eine allzu kecke Herausforderung der Ruſſen, als daß die gemäßigte Partei dieſelbe hätte dulden ſollen. Die Gemäßigten ſcheinen aber nicht organiſirt geweſen zu ſeyn, während das ruſſiſche Gouvernement in Warſchau damals noch nicht Truppen genug beiſammen hatte, um einer ernſten Revolution begegnen zu können, bloße Demonſtrationen aber vielleicht gern ſah, weil ſie dadurch berechtigt wurde, ſtrengere Maßregeln zu treffen. Genug, die Prozeſſion, die aus Warſchau hinauszog, um in dem nahen Grochow das Siegesfeſt zu feiern, entfaltete die Fahne des weißen Adlers und die polniſchen Farben. Fürſt Gortſchakof hätte vorher davon können unterrichtet ſeyn, ließ aber den Zug zu Stande kommen und dann erſt Gensdarmerie einſchreiten, wobei zwei Perſonen ums Leben kamen. Als dieſe nun zwei Tage ſpäter beerdigt werden ſollten, gab es aufs neue Tumult und diesmal wurden ſechs Perſonen getödtet. Auch ſollen katholiſche Prieſter, welche mit einem Sarge aus der Bernhardinerkirche heraustraten, von den Koſacken Peitſchenhiebe erhalten haben. Fürſt Gortſchakof beſchwor das Volk in einer gutmüthigen und väterlichen Anſprache, ſich doch nicht aufhetzen zu laſſen und Ruhe zu halten. Am 2. März fand nun die

Beerdigung der Gebliebenen, wenn auch mit großer Feierlichkeit, doch in Ruhe statt.

Die Bürgerschaft von Warschau wandte sich schon am 28. Febr. mit einer Adresse an den Kaiser. Aus dem Tone dieser Adresse erkennt man, daß die Aufregung in Warschau schon sehr groß gewesen seyn muß, wenn selbst loyale und bisher gemäßigte Polen eine solche Sprache führen konnten. Noch wahrscheinlicher aber ist, daß sie auf die Geneigtheit des Kaisers rechneten, ihren Wünschen entgegen zu kommen, und ihm dieselben, durch die Ereignisse gedrängt, nur desto lebhafter ans Herz legten. Graf Zamoyski und Erzbischof Fijalkowsky unterzeichneten die Adresse mit noch 40,000 Andern. Sie sagten darin: „In die Seele eines jeden Bewohners dieses Landes ist tief eingeprägt das mächtige, heiße Gefühl seiner selbständigen, von der europäischen Völkerfamilie abgesonderten Nationalität. Dies Gefühl wird weder die Zeit, noch der Einfluß der mannigfachsten Verhältnisse zu vernichten oder nur zu schwächen vermögen. So lange es nicht befriedigt ist, kann das Vertrauen zwischen den Regierenden und Regierten nicht wiederkehren.“ Der Kaiser ließ den Grafen Zamoyski nach Petersburg holen und erlaubte ihm, freimüthig zu ihm zu reden. Zamoyski legte ihm die Sehnsucht der Polen ans Herz und erinnerte ihn an die Versprechungen Alexanders I. Der Kaiser aber antwortete ihm, er begriffe die Unzufriedenheit der Polen und beklage ihr Mißgeschick, und dennoch könne man Polen nicht regieren außer mit dem Schrecken. Dann sagte er: Ich halte Sie nicht fest, nicht in Petersburg, nicht in einem Gefängniß. Ich will aus Ihnen keinen Märtyrer machen. Sie werden ins Ausland gehen und ich hoffe, Sie werden mich nicht als einen Feind behandeln. Sire, entgegnete der Graf, ich nehme Ihr Versprechen mit, daß Sie Gott bitten werden, Sie zu erleuchten. — So die Erzählung, die nichts Unglaubwürdiges hat.

Die nächsten Maßregeln, welche von russischer Seite in Polen getroffen wurden, schienen versöhnender Natur zu seyn. Des Kaisers Bruder, Großfürst Constantin, nahm seine Residenz in Warschau. Der Marquis von Wielopolski, der ehemalige Freund Zamoyskis, trat an die Spitze des polnischen Staatsraths. Dieser talentvolle Mann hatte sich, gewarnt durch das Mißlingen aller früheren Revolutionen, das System ausgedacht, Polen durch Rußland glücklich zu machen, indem er die Interessen beider Völker in einem gemeinsamen panslavistischen Interesse versöhnen und verschmelzen wollte. Wenn alle Polen so gedacht hätten, wie er, so wäre das für Wahrung unserer deutschen Interessen sehr gefährlich gewesen. Wir dürfen daher wohl Act davon nehmen, daß sich das polnische Nationalgefühl gegen diese Verquickung mit den Russen gesträubt hat, und sollen es ihnen Dank wissen. — Der Kaiser versprach den Polen wohlthätige Reformen, warnte sie aber vor jeder Widersetzlichkeit, da das Vertrauen ein gegenseitiges seyn müsse. Der Anfang mit den Reformen wurde am 19. Februar gemacht und ein diplomatisches Rundschreiben vom 20. März 1861 erklärte die Absicht des Kaisers: „Der durch das Manifest vom 19. Februar inaugurirte feierliche Act der Emancipation bezeugt die hohe Sorgfalt, die unser erhabener Herr dem Wohl der Völker widmet, welche die Vorsehung ihm anvertraut hat. Rußland und Europa haben darin einen Beweis gesehen, daß Se. Majestät, weit entfernt den von dem Fortschritt der Ideen und Interessen geforderten Interessen auszuweichen oder sie zu verschieben, die Initiative derselben ergreift und sie mit Ausdauer verfolgt. Unser erhabener Herr dehnt dieselbe Sorgfalt auf seine Unterthanen im Königreich Polen aus und hat nicht gewollt, daß ein schmerzlicher Eindruck den Lauf seiner wohlwollenden Intentionen hemme. Der Ukas, von dem Sie ein Exemplar empfangen, setzt Sie in den Stand, die Tragweite der Institutionen zu beurtheilen, welche der Wille des

Kaisers in Polen einführt. Die erste ist die eines Staatsraths, in dem sich das eingeborene Element reichlich zugelassen findet, durch die Hinzufügung von Notabilitäten, welche selbst außerhalb der officiellen Hierarchie gestellt oder mit Electivfunctionen bekleidet sind. Sie gibt dem Lande die Mittel, bei der Verwaltung nach Maßgabe seiner Interessen mitzuwirken. Die Schöpfung der Gouvernements- und Districtsräthe und der Municipalräthe sichert, auf das Wahlprincip gegründet, den localen Interessen die Fähigkeit, sich selbst zu verwalten. Endlich sind die kirchlichen Angelegenheiten und der öffentliche Unterricht einer speciellen Verwaltungscommission anvertraut, die fortan von der Commission für die innern Angelegenheiten getrennt ist. Sie wird in der Lage seyn, der Regierung die für die Entwicklung des öffentlichen Unterrichts nothwendigen Maßregeln vorzuschlagen. Durch diese verschiedenen Institutionen empfangen die materiellen und moralischen Interessen des Landes neue Garantien, ein legaler Ausdruck ist seinen Wünschen und Bedürfnissen gesichert, endlich ist ein Platz für die Verbesserungen gelassen, welche die Erfahrung fordern wird, deren Lehren in den Grenzen des Möglichen und Gerechten immer werden gehört werden. Die praktischen Resultate dieser Maßregeln hängen fortan von der Art ab, wie die Unterthanen Sr. Majestät im Königreich das Vertrauen rechtfertigen werden, das ihnen Se. Majestät beweist."

Der russische Staatsrath Muchanoff, der den Unterricht bisher schlecht geleitet hatte, wurde entlassen und Wielopolski trat für ihn ein. Dem General Abramowitsch wurden die Fenster eingeworfen. Eine s. g. Bürgerdelegation, welche die Ruhe in Warschau ohne Einschreiten des Militärs mit Hülfe einer etwa 12,000 Mann starken Bürgerwehr erhalten wollte, wurde einstweilen geduldet. Nun wurden aber die Polen in ihrem Leichtsinn gleich übermüthig, oder ließen sich von dem geheimen Revolutionscomité verleiten, das kaiserliche

Vertrauen zu täuſchen. Obgleich das Begräbniß lange vorüber und von den ruſſiſchen Behörden nicht gehindert worden war, ſah man doch die Hauptſtadt und bald alle andern Städte des Landes voll von Trauernden. Es galt nicht mehr den paar in Warſchau Gefallenen, man trauerte um Polen überhaupt. Die ganze Nation ſollte in Trauer erſcheinen, bis ſie das ihr gebührende Recht unter den Nationen Europas würde wiedergefunden haben.

Man hat behauptet, die ruſſiſchen Behörden hätten dieſem Treiben ausdrücklich eine zeitlang ruhig zugeſehen, bis ſie hinreichende Truppenverſtärkungen nach Warſchau gezogen hatten, und das milde Verfahren ſey nur Schein geweſen. Dieſe gehäſſige Vorausſetzung iſt aber ſchon deswegen irrig, weil es unmöglich im Intereſſe des mit andern Sorgen viel beſchäftigten Kaiſers von Rußland liegen konnte, in Polen einen neuen Sturm herauf zu beſchwören. Daß er aber, ſobald er die Polen ſo einſtimmig renitent fand, ſein Anſehen als Landesherr nicht länger verkannt wiſſen wollte, war natürlich. Am 7. April begab ſich eine große Menſchenmenge in eine Vorſtadt Warſchaus zu dem Kirchhofe, wo die am 27. Februar Gefallenen begraben lagen. Ein Kreuz war aufgerichtet, vor dem man betete, und alles trug Zweige und Kränze auf die Gräber. Dann zog man vor das Haus des Grafen Zamoyski, der eine Rede vom Balkon herab hielt, das Volk aber bat, ruhig auseinander zu gehen. Das geſchah nicht. Die Maſſe zog zu dem Marienbilde an der Bernhardinerkirche hin und betete vor demſelben um die Wiederherſtellung Polens. Unterdeß ſammelten ſich die Truppen am königlichen Schloſſe und dorthin wälzte ſich nun auch trotzig das Volk, laut ſingend: „Polen iſt noch nicht verloren.“ Der Statthalter, Fürſt Gortſchakof, ritt vor und bat das Volk freundlich, heimzugehen. Aber das Volk ſchrie, zuerſt ſolle das Militär fort, und man hörte gellende Pfeifentöne. General Kotzebue redete zum Volk von den Reformen, bekam aber die ſchimpflichſten

Gegenreden. Der Polizeiminiſter flüſterte ihm etwas ins Ohr und hierauf ließ er die Truppen abziehen. Das geſchah unter dem höhnenden Gelächter der Menge und man kann ſich denken, wie ſehr dadurch das ruſſiſche Militär erbittert wurde.

Am 8. April wiederholten ſich dieſelben Scenen. Der ruſſiſche General Chruleſ zeigte diesmal Ernſt. Die Volksmenge umdrängte wieder das Schloß. Eine Proceſſion mit einem Crucifix und Capuzinern an der Spitze kam aus der Capuzinerkirche und die Volksmenge kniete nieder. Vergebens befahl man ihr, auseinander zu gehen. Sie blieb und wich auch dann noch nicht, als die Aufruhracte verleſen war. Endlich feuerten die Soldaten, doch nur in die Luft. Da ſollen Schüſſe aus den Häuſern gefallen und mehrere Soldaten verwundet worden ſeyn. Die Soldaten verloren nun die Geduld und ſtürmten auf die Menge ein, ſo daß 15, nach andern etliche 60 Todte blieben. Man bemerkte, daß ſich den Soldaten Prieſter im Ornat oder Männer, welche Heiligenbilder oder Kreuze trugen, entgegendrängten, um ſie zurückzuſchrecken, oder, wenn die Soldaten ſich nicht darum kümmerten, über Profanation des Heiligen zu klagen. Das Militär duldete diesmal nicht, daß das Volk mit den Leichen Oſtentation trieb, ſondern behielt ſich deren Beerdigung vor und machte der Stadt dafür die Rechnung. Die Bürgerdelegation und Bürgerwehr wurden aufgelöst, die allgemeine Trauertracht verboten. Auch in Krakau wurde ein Trauerfeſt gehalten und in Kaliſch war große Aufregung.

Der Gedanke, den Graf Montalembert in Paris ſo ſehr bewunderte, „eine Nation in Trauer," durchzuckte die ganze polniſche Nation, wenigſtens den Adel und den gebildeten Bürgerſtand. Trotz aller Verbote kleidete man ſich ſchwarz, betete für die Todten und ſang in den Kirchen patriotiſche Lieder. Die Scenen von Warſchau wiederholten ſich in Wilna und Kiew, und auch hier floß Blut.

Trotz allem wiederholte der Kaiſer und auch ſein Bruder in

Warſchau, die Reformen ſollten durchgeführt werden. Am 20. Mai wurde in Warſchau das am 16. aus St. Petersburg datirte neue Geſetz publicirt, welches Ablöſung der Frohnen befahl. Aber weil die ruſſiſche Regierung dadurch die polniſchen Bauern auf ihre Seite zu ziehen ſuchte, fand die Maßregel kein Vertrauen bei dem polniſchen Adel. Damit das Vertrauen ja nicht wiederhergeſtellt werde, hielt das Revolutionscomité das Volk beſtändig in Athem, daß es in ſeinem paſſiven Widerſtand verharre. Dieſes Comité befand ſich in Warſchau ſelbſt, aber jedermann unbekannt. Es ertheilte Befehle, denen das Volk blind gehorchte, ohne zu wiſſen, von wem der Befehl ausging. Die ruſſiſchen Behörden verfügten zwar Verhaftungen über Verhaftungen, kamen aber nie hinter das Geheimniß. Auch im Lande dauerte die Gährung fort. In Mlawa drängte ſich das Volk, ſonderlich das andere Geſchlecht, täglich in die Kirche, um ein Marienbild und ſang religiöſe, aber auch politiſche Klagelieder, bis es am 25. Juli von ruſſiſchen Soldaten hinausgetrieben wurde. Dieſe Brutalität der Ruſſen gegen Frauen wurde nun wieder ein weiterer Beſchwerdegrund.

Ende Mai war der wohlwollende alte Fürſt Gortſchakof geſtorben und interimiſtiſch durch General Suchozanet erſetzt worden. Im Auguſt ſchickte der Kaiſer den General Lambert als neuen Statthalter nach Warſchau mit einem offenen Schreiben, worin er ihm anbefahl, die Polen doch zur Vernunft zu bringen, damit ſie einſähen, wie gut er es mit ihnen meinte, und wie nur ſie ſelbſt Schuld ſeyen, daß die Reformen noch nicht durchgeführt, das Land noch nicht beruhigt ſey. Aber das half alles nichts. Am Napoleonstage (15. Auguſt) ſammelte ſich eine große Volksmenge vor dem Hotel des franzöſiſchen Conſuls, um dem Staat zu huldigen, „der ſich die Stütze und Aegide der unterdrückten Nationen nenne," worauf ihnen der Conſul antwortete, er danke zwar, die Herren Arbeiter aber

möchten doch heimgehen und arbeiten, „damit sie der Hülfe des Auslands nicht bedürften." Damals sammelten sich auch etwa 30,000 Menschen an beiden Ufern des Niemen und feierten ein Verbrüderungsfest der Polen und Litthauer. Als der Erzbischof von Warschau starb, gab dessen Begräbniß am 10. October schon wieder Gelegenheit zu einer nationalen Demonstration. Lambert benahm sich, wie früher Fürst Gortschakof, mild und nachgiebig und erlaubte, daß die Polizei dem Leichenzug fern bleiben sollte, da die Bürger selbst die Ordnung sichern wollten. Nun wallten aber über allen einzelnen Abtheilungen des großen Zuges Fahnen mit dem weißen Adler Polens und dem geharnischten Reiter Litthauens und obgleich an diesem Tage kein Tumult Statt fand, so wurde die Nachgiebigkeit des Statthalters doch auch diesmal wieder nur ausgebeutet, um aufs muthwilligste die Russen zu reizen.

Unter andern gab der Adel den zum Begräbniß gekommenen Bauern und Bäuerinnen ein glänzendes Festmahl, Adel und Bauern gingen Arm in Arm und sangen nationale Lieder. Dazu kamen gewaltsame Angriffe auf Russenfreunde und deutsche Einwohner.

Am 14. Oct. mußte daher Lambert das ganze Königreich Polen in Kriegszustand erklären, wovon er die Gründe in einer Proklamation folgendergestalt klar und bündig auseinandersetzte: „Die Feinde der öffentlichen Ordnung schrieben das gemäßigte Verfahren der Regierung nicht den guten Absichten, sondern gewiß der Ohnmacht derselben zu, und traten mit jedem Tage verwegener auf. Massen von Straßenvolk drängten sich mit Gewalt in die Wohnungen friedlicher Bürger, zerschlugen und beraubten Läden und Werkstätten, namentlich der hier angesiedelten Ausländer, und in dem Bestreben, unter dem Einflusse des Terrorismus dem Willen von Leuten aller Stände Gewalt anzuthun, trieben sie es bis zur Beleidigung der bei der Nation geheiligt dastehenden bischöflichen Würde. Die Polizei genießt nicht nur

keine Achtung, sondern unterliegt alltäglich Beschimpfungen. So oft das Militär zur Wiederherstellung der Ordnung aufgefordert wird, erfährt es Beleidigungen. Allüberall begegnet man aufs gröbste aufreizenden Bekanntmachungen und Aufrufen an die Nation. Unter dem Vorwande von religiösen Feierlichkeiten werden politische Manifestationen vollzogen, und so hat man bei Exportation der Leiche des verstorbenen Erzbischof von Warschau verschiedene aufreizende und die Vereinigung Polens mit Litthauen bezeichnende Bilder und Wahlsprüche in Procession einhergetragen. Durch die Nachsicht und unter verbrecherischer Mitwirkung mancher Geistlichen der römisch-katholischen Confession wurden die katholischen Gotteshäuser zur Stätte feindseliger Manifestationen gegen die Regierung. Priester verkündigen von der Kanzel herab Haß und Mißachtung gegen die allerhöchste Behörde. In den Kirchen und außer derselben singt man die von der Regierung verbotenen Hymnen, sammelt man Geld und andere Opfer zu revolutionären Zwecken, und endlich wurden an manchen Orten die an den Galatagen für Se. Majestät den Kaiser und König gehaltenen Gebete durch das Absingen dieser verbotenen Lieder übertäubt. Alles das bildet eine Reihe von Uebertretungen, welche nicht länger geduldet werden konnten. Die in der Ausführung begriffenen Wahlen zu den Kreis- und Stadträthen jedoch waren die Veranlassung, daß ich mich noch der Anwendung verschiedener Mittel enthielt, um die Ausführung der dem Lande verliehenen Institutionen nicht zu verhindern. Der Verlauf der Wahlen hat meine Erwartungen nicht gerechtfertigt. An vielen Orten wurden dieselben unter dem Einflusse eines moralischen Druckes und unter den gleichen der Regierung feindseligen Manifestationen vollzogen. Die Wähler, vergessend, daß die ihnen übertragenen Rechte sich auf die Wahl von Mitgliedern und Kandidaten zu den Kreis- und Stadträthen beschränken, unterzeichneten Bittschriften und Adressen, welche durch das Gesetz verboten

ſind. Solche Handlungen, welche der rechtmäßigen Behörde den Umſturz drohen, und in Folge davon im Lande die Anarchie begonnen hat, nöthigen die Regierung zur Anwendung entſchiedener Maßregeln, und aus dieſem Grunde wird, um den Einwohnern des Landes Ruhe zu ſichern und die allgemeine Ordnung wieder herzuſtellen, das Königreich Polen Kraft allerhöchſten Befehls Sr. Kaiſerl. Königl. Majeſtät als in Kriegszuſtand befindlich erklärt."

Man erkennt aus dieſen Vorgängen, daß die polniſche Emigration, welche in dem geheimen Revolutionscomité in Warſchau befahl, eine Verſöhnung mit Rußland im Sinne Wielopolski's und der kaiſerlichen Erklärungen um jeden Preis verhindern wollte und daß ſie glaubte, die Zeit ſey gekommen, um eine Revolution in Polen zu wagen oder um durch den Verſuch einer ſolchen die Revolution auch in Ungarn und an der untern Donau zu entzünden, oder wenigſtens Europa wieder an ſeine alte Schuld zu erinnern, daß es ſeine dem Königreich Polen 1815 gewährten Bürgſchaften wieder in Kraft treten laſſe.

Kaum war Lamberts Proklamation erlaſſen, ſo verdoppelte ſich der Trotz der Polen, denn unter den ruſſiſchen Kanonen forderten ſie durch Anſchlagzettel auf, die Todesfeier ihres Nationalhelden Kosciusko's zu begehen. Auch wurden in allen Kirchen Warſchaus laut die Nationallieder geſungen. Da wurden die Kirchen vom ruſſiſchen Militär beſetzt und die Austretenden gefangen. Im Dom aber und in der Bernhardinerkirche blieben die Gemeinden, Männer und Weiber, die ganze Nacht bis 5 Uhr Morgens eingeſperrt und dann erſt wurden ſie von den Soldaten unter Kantſchuhieben und Kolbenſtößen hinausgetrieben und alle Männer darunter verhaftet und in die Citadelle geſchleppt. Man provocirte alſo die ruſſiſche Barbarei, um ſie hinterdrein vor ganz Europa anklagen zu können. Die Polen hatten kein Mittel, ſich der Uebermacht der Ruſſen zu erwehren, aber ſie rächten ſich, indem ſie dieſelben in die Lage brachten, ſich als Unter-

drücker eines ſchuldloſen Volks im häßlichſten Lichte zu zeigen. Das muß das Herz des wohlwollenden Kaiſer Alexanders II. tief gekränkt haben. Allein der Haß der Polen war durch die lange rückſichtsloſe Tyrannei ſeines Vaters gerechtfertigt. Rußland hatte Zeit genug gehabt, ſich durch Erfüllung des Tractats von 1815 die Liebe der Polen zu erwerben und hatte es nicht gethan. Der junge Fürſt Czartoriſky ſelbſt warnte von Paris aus, der ruſſiſchen Großmuth niemals zu vertrauen, weil dieſes Vertrauen ſchon zu oft betrogen worden ſey, und wies mit einer Miene voll Schmerz und Verachtung die Tröſtungen zurück, die, vom Tuileriencabinet ausgehend, Polen wieder an die Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers verwieſen.

Da Lamberts friedliche Miſſion geſcheitert war, ſandte der Kaiſer ſeinen Adjutanten, General Suchozanet, noch einmal nach Warſchau, um wieder mit Strenge zu verfahren. Aber ſchon am 2. Nov. wurde General Lüders Statthalter. Nun herrſchte wieder äußere Ruhe. Am 13. Februar 1862 wurden die Kirchen in Warſchau, welche wegen der Profanation im October vom Klerus (um die Aufregung noch zu vermehren) geſchloſſen worden waren, durch den neuen Erzbiſchof Felinski wieder geöffnet. Dagegen erfuhr man, der Adel gebe ſich viel Mühe, den Bauernſtand durch Verſprechungen aufzureizen. Erſt am 27. Juni wurde Polen wieder alarmirt durch einen Mordverſuch. General Lüders wurde am ſächſiſchen Garten in den Kopf geſchoſſen, doch war die Wunde nicht tödlich. Nun trat Wielopolski wieder in den Vordergrund, durch deſſen Mund der Kaiſer die Polen zu beruhigen ſuchte. Aber der Vortrag deſſelben, betreffend die Befriedigung des katholiſchen Klerus, genügte nicht. Der Verkehr mit Rom wurde demſelben zwar wieder geſtattet, jedoch nur, ſofern die Correſpondenz der weltlichen Behörde vorgelegt worden, und wichtige Punkte ausſchließlich dem Verkehr des Kaiſers ſelbſt mit Rom vorbehalten blieben. Großfürſt Conſtantin erklärte, der Kaiſer werde ſich durch alle Vos-

heiten der Revolutionspartei nicht abhalten laſſen, Polen wohlzuwollen wie bisher. Aber einige Tage nachher, am 3. Juli, empfing er die Antwort darauf, indem ihn beim Ausgang aus dem Theater ein Piſtolenſchuß leicht verwundete. Wielopolski beſchwor die Polen, dem Wohlwollen des Kaiſers zu vertrauen, den Großfürſten, der mit ſeiner Gemahlin voll Liebe nach Polen gekommen ſey, zu ehren und ſich der Mordanſchläge zu enthalten, durch die ſie die Nation ſchänden, aber zwei Tage nach ſeiner Rede, am 7. Auguſt, wurde, als er im Wagen durch die Straßen fuhr, auch auf ihn geſchoſſen und noch einmal am 15.

Im Anfang des Octobers richtete der Adel Podoliens (einer früher zu Polen gehörigen, aber ſchon ſeit 1772 mit Rußland vereinigten Provinz) eine Adreſſe an den Kaiſer, worin er die Vereinigung aller altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich Polen und Herſtellung ihrer nationalen Gerechtſame verlangte. Er appellirte dabei an den laut kundgegebenen Freiſinn des Kaiſers. Die Adreſſe ſprach klarer und würdiger als jede andere die Berechtigung der polniſchen Nationalität aus. „Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts hat die mit dem Geiſte der Geſellſchaft in Widerſpruch ſtehende Politik der Regierung eine unaufhörliche Oppoſition hervorgerufen, und dadurch einen Zuſtand herbeigeführt, der jeden wahren Bürger mit Schrecken erfüllt. Der Adel Podoliens bittet Ew. Majeſtät, dieſem Zuſtand durch Ihren fürſtlichen Willen ein Ende zu machen. Als einziges Mittel zu dieſem Zweck erachten die Bürger Podoliens die Wiederherſtellung der adminiſtrativen Einheit für Polen und die Vereinigung der weſtlichen Provinzen mit demſelben ohne Verletzung der Rechte der in letzter Zeit auf das Feld bürgerlicher Thätigkeit berufenen ländlichen Bevölkerung. In der aufrichtigen Mitwirkung des polniſchen Adels zu definitiver Regulirung der bäuerlichen Angelegenheit — einer Mitwirkung, die der Ausfluß des alten Strebens Polens

iſt, die Bürgerwürde und die bürgerlichen Freiheiten auf alle Stände auszudehnen, liegt die Bürgſchaft der Rechtlichkeit des heutigen Verfahrens des polniſchen Adels. Indem die Bürger Podoliens jeden Gedanken des Uebergewichts eines Volksſtammes oder Standes verwarfen, blieben ſie treu der prinzipiellen polniſchen Idee der Gleichberechtigung aller Stände und Claſſen der Geſellſchaft. Die Vereinigung mit Polen fordern ſie aber deshalb, weil ſie in ihr die Grundlage der freien Entwickelung für alle den polniſchen Staatskörper bildenden Stämme erblicken. Majeſtät! Die Lage unſeres Landes iſt eine überaus traurige: das Volk ohne Bildung; die Volksſchulen der Zahl wie der Unterrichtsmethode nach unzureichend; die Induſtrie ohne Kapitalien und rettungslos dem Wucher preisgegeben: der Getreidehandel wegen mangelnder Verkehrsſtraßen vom Abſatz nach dem Auslande abgeſchnitten, der ländliche Grundbeſitz in Folge der Siſtirung der Darlehen aus den Kreditinſtituten des Staates und der mangelnden Hypothekenordnung kreditlos; die Geſetze im Widerſpruch mit den Sitten, der Tradition und der Entwicklung der ſocialen Begriffe; die Handhabung der Geſetze durch ein dem Lande fremdes Beamtenthum gelähmt; die Verwaltung außerhalb der Bedürfniſſe und Intereſſen des Landes concentrirt; endlich die Geſellſchaft ohne aus ihrem Schooße und durch ſie gewählte Organe zur Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten. Ein ſolcher Zuſtand, der die Folge unſerer Trennung vom Königreich Polen iſt, erſchwert die Löſung der bäuerlichen Angelegenheit, und bedroht die Provinz mit gänzlichem Ruin, wenn nicht die Wiederherſtellung der adminiſtrativen Einheit mit dem Lande erfolgt, mit dem wir uns durch dieſelben Traditionen und Bedürfniſſe, durch dieſelben Begriffe von bürgerlicher und religiöſer Freiheit und durch dieſelben Wege des Fortſchritts in der Zukunft vereinigt fühlen.“ — Im Gouvernement Minsk wurde das podoliſche Beiſpiel

vom Adel befolgt und dem Adelsmarschall Lappo, weil er sich dagegen erklärte, die Fenster eingeworfen.

Von Volhynien gingen ähnliche Wünsche ein. Die Adelsmarschälle beider Provinzen wurden verhaftet.

Inzwischen dauerten die Mordanfälle in Warschau fort. Am 9. Nov. wurde Falkner, das Haupt der russischen Spione, mit abgeschnittenen Ohren und erdolcht gefunden.

Nun griff die russische Regierung zu energischen Maßregeln, um die Opposition in Polen, die ihr gerade jetzt so ungelegen kam, mit Gewalt zu unterdrücken. Es war nämlich gerade damals für das Jahr 1863 in den christlichen Provinzen der europäischen Türkei eine neue Erhebung vorbereitet und aus Rußland wurden eine Menge Waffen in die Moldau und Wallachei und nach Serbien geschafft, während die Herzegowina schon in offenem Aufstand war, Montenegro einen neuen blutigen Kampf wider die Türken begann und auch in Griechenland die Revolution vorbereitet wurde, die den König Otto vom Throne stürzen sollte. Bei alledem hatte Rußland die Hände im Spiel und handelte nur seiner alten Politik gemäß, welche den Tod und die Beerbung des „kranken Mannes“ immer im Auge behalten hat.

Um freie Hand zu haben, wenn je die Zerwühlung der untern Donauländer eine russische Intervention begünstigen sollte, durfte die russische Regierung durch keine Revolution in Polen bedroht seyn. Daher die große Nachgiebigkeit des Kaisers, bis dieselbe von den Polen dergestalt mißbraucht wurde, daß er zur Gewalt schreiten mußte.

Man glaubt, die altrussische Partei in St. Petersburg sey geneigt gewesen, den Polen Concessionen zu machen, um für sich in Rußland gleiche Concessionen zu erringen, aber die deutschrussische Partei sey hauptsächlich durch Preußen (in Folge einer Sendung des Generals von Alvensleben nach St. Petersburg) in dem System

äußerster Strenge gegen Polen bestärkt worden. Fürst Gortschakof selbst habe mehr der altrussischen Anschauung zugeneigt und Polen befriedigen wollen, um es ferner als Vormauer gegen den Westen zu benutzen, aber die deutschrussische Partei habe die Oberhand behalten.

Die Gewaltmaßregel, zu welcher Kaiser Alexander II. schritt, war eine Rekrutirung in Polen, um die waffenfähige Jugend in Beschlag zu nehmen, daß sie nicht dem Aufruhr diene, und zwar hob man nur die Söhne des Adels und der Städter aus, die ruhigen und loyalen Bauern blieben verschont.

Die Sache wurde sehr geheim betrieben und um Mitternacht am 15. Januar 1863 holten russische Soldaten überall die jungen Leute aus den Betten und schleppten sie mit brutaler Gewalt fort, doch ein großer Theil fand Gelegenheit zu entkommen und schaarte sich zusammen, um Widerstand zu leisten. Dies geschah zuerst in Plozk, wo es schon am 18. Jan. zu einem blutigen Kampf kam. Das geheime Revolutionscomité sah sich nun genöthigt, am 22. Jan. die allgemeine Erhebung der polnischen Nation anzubefehlen, da die jungen Rekruten, wenn sie sich selbst überlassen geblieben wären, von den Russen unfehlbar alle wären aus dem Lande fortgeschleppt worden. Gleichviel, ob die europäische Constellation ein längeres Zuwarten empfahl oder nicht, die polnische Jugend wollte und sollte lieber ihr Blut für das Vaterland im Kampfe gegen die Russen vergießen, als fern von Polen im Dienste der Russen. Komme, was da wolle, hieß es, besser todt als russisch! Von welchem Muth die polnische Jugend beseelt war, erhellt daraus, daß sie auf dem Wege zur Warschauer Citadelle, in die man sie schleppte, stolz das berühmte Lied sang: „Noch ist Polen nicht verloren."

Dem geheimen Centralcomité in Warschau wurde von Seiten der Polen blinder Gehorsam geleistet. Ein unbekannter Stadtoberst ertheilte gedruckte Befehle, welche pünktlich vollzogen wurden, und organisirte eine geheime Post, alles unter den Augen der Russen, ohne

daß es dieſen je verrathen wurde. Die Polen durften ſich nicht einmal eigenmächtig bewaffnen, ſondern nur auf Befehl des geheimen Comité. Ohne Zweifel war das geheime Comité in Warſchau urſprünglich nur ein Organ des großen europäiſchen Revolutionsausſchuſſes in London, ſowie es aber zum offenen Kampfe kam, machte ſich London gegenüber, welches die Polen nur als Mittel für die allgemeine Revolutionirung Europa's brauchen wollte, eine national-polniſche Partei geltend, die nur den polniſchen Zweck allein verfolgen wollte. In London hatte man ganz unvernünftigerweiſe denſelben Mieroslawsky, der in Polen, wie in Sicilien und in Baden ſeine Unfähigkeit documentirt, überall nur Unglück gehabt und die Sache, die er vertheidigte, verdorben hatte, gleichwohl wieder den Polen zum Dictator empfohlen, wodurch Zerwürfniß in die geheime Lenkung der Inſurrection kam.

Die Inſurrection begann auf dem Lande und in den kleinen Städten mit dem Charakter eines Guerillakrieges. Die jungen Leute, die ſich der Rekrutirung entzogen hatten, ſammelten ſich unter der Führung vormaliger Offiziere in den Wäldern, hoben kleine Beſatzungen der Ruſſen auf, bemächtigten ſich der Kaſſen, zerſtörten Telegraphen und Eiſenbahnen und lieferten den Ruſſen, die gegen ſie entſendet wurden, glückliche Gefechte, oder ließen ſich von der Uebermacht nur zerſprengen, um ſich bald wieder anderswo zu ſammeln. In der Hauptſtadt, die von der Citadelle beherrſcht und von 40,000 Ruſſen bewacht war, blieb alles ruhig, doch durfte der Großfürſt Conſtantin die ſtarke Beſatzung der Stadt nicht ſchwächen, konnte daher nicht viele fliegende Corps ins Land hinausſchicken und auch nur mühſam Verſtärkungen aus Rußland an ſich ziehen, weil die Eiſenbahnen zum Theil zerſtört waren und auch in den altpolniſchen Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien Aufſtände verſucht und überall Truppen gebraucht wurden, um die Ordnung in Rußland ſelbſt zu erhalten.

Vom Beginn des Februar an wurden im Königreich Polen fast täglich Gefechte geliefert, darüber aber von polnischer und russischer Seite gewöhnlich im entgegengesetzten Sinne berichtet. Aus der Menge dieser Zusammenstöße machen sich nur einige besonders bemerklich, am 6. Februar ein Treffen bei Wengrow, wo sich 200 junge Polen von Adel mit Todesverachtung auf die russischen Kanonen stürzten und alle umkamen, dadurch aber dem polnischen Hauptcorps einen sicheren Rückzug ermöglichten, am 9. Februar ein Treffen bei Sandomirz, wo der polnische Führer Frankowski verwundet und gefangen wurde, ein Treffen bei Miechow, wo die Polen unter Kurowski geschlagen wurden und die Russen unerhörte Greuel an den wehrlosen Einwohnern begingen. Ueberhaupt erfuhr man, daß die Russen, besonders die Kosacken ganz barbarisch verfuhren. Um zu beweisen, daß sie nicht dazu commandirt seyen, erließ der Großfürst mehrmals ausdrückliche Armeebefehle, worin er zuletzt bei Todesstrafe das Niederbrennen der Dörfer, das Rauben und die grausame Mißhandlung der Wehrlosen, Tödtung der Verwundeten und Gefangenen, Brutalisirung der Weiber, Mord von Kindern ꝛc. verbot. Aber diese Verbote bewiesen gerade, daß alle solche Schändlichkeiten wirklich vorgekommen waren. Andererseits muß man bedenken, daß der russische Soldat 25 Jahre lang unter der Fahne gehalten, wie ein Sklave behandelt, unmenschlich geprügelt, durch die Habgier seiner Vorgesetzten um den kargen Lohn noch verkürzt wird und Hunger leiden muß. Wie sollte er nun inmitten einer großen Insurrection auf kothigen Straßen und in Wäldern unter ungeheuren Strapazen täglich vom Tode umlauert, nicht ein Recht haben, toll zu werden?

Unter den polnischen Führern begann Marian Langiewicz sich auszuzeichnen, der schon am 1. Februar ein Gefecht bei Wonchow leitete. Er hatte früher mit Auszeichnung unter Garibaldi gedient, doch war er es, der den Londoner Plan nicht billigte. Als daher

Mieroslawski heimlich über Paris durch Deutschland kam, aber am 22. Febr. bei Krzywosonecz geschlagen und über die preußische Grenze zurückgejagt wurde, unterlag auch dessen Partei im polnischen Nationalcomité und legte dieses Comité seine ganze bisherige Macht in die Hände des zum Dictator ernannten Langiewicz nieder, nachdem es noch vorher, um die Bauern zu gewinnen, deren Erbpacht in freies Eigenthum verwandelt hatte.

Mieroslawski selbst beschwerte sich bitter über seinen Empfang in Polen. In seinem Schreiben an den demokratischen Centralausschuß der Emigration in Paris vom 31. März sagt er, das Warschauer Comité habe ihm zwar den Oberbefehl auf dem linken Ufer der Wartha übertragen, statt 15,000 Mann habe er aber nur 1500 angetroffen, die ihm nicht einmal zu einem Angriff auf Kalisch hätten folgen wollen, ohne einen Befehl des Warschauer Comité's. Diese Herren, welche Polen mit Kirchenliedern und Weihwasser befreien und den Aufstand auf das Königreich beschränken und nicht auch die alten Provinzen, noch Galizien und Posen befreien wollten, hätten sich durch eine nach der Herrschaft strebende Familie (Czartorysski) verführen lassen und Langiewicz zum Dictator gemacht. Er will von dieser monarchischen Partei und von dieser halben Revolution nichts wissen und schließt seinen Brief mit den Worten: „Es lebe die demokratische Republik."

Mittlerweile hatte sich wie natürlich auch die europäische Diplomatie in die polnische Frage eingemischt. Oesterreich hatte die wenigste Besorgniß vor den Polen, weil in seinem Galizien nur der Adel und Krakau polnisch gesinnt waren, die große Mehrzahl der ruthenischen Bauern wie früher 1846 der Regierung anhing. Es hatte daher auch keinen Grund, den Russen helfen zu wollen, um so weniger, als Gortschakofs Feindschaft gegen das Wiener Cabinet immer noch fortdauerte und der russische Plan, die Christen in der Türkei aufzuregen,

Oesterreichs Interessen im Orient bedrohte. Oesterreich ließ sich damals in der Presse rühmen, daß es mild gegen Polen gesinnt sey und daß es die polnische Nationalität nie beeinträchtigt habe. Der polnische Dictator Langiewicz hielt sich im Gouvernement Radom auf, um hier von der nahen österreichischen Grenze her Waffen und Freischaaren aus österreichisch Polen an sich zu ziehen und im schlimmsten Fall dorthin flüchten zu können.

Preußen nahm keine so neutrale Stellung wie Oesterreich ein, sondern rüstete sogleich, besetzte die Grenzen und schloß schon am 8. Februar mit Rußland eine Convention ab, deren Wortlaut noch nicht vorliegt, von der aber Lord Russel im englischen Parlament erklärte, sie gestatte den Russen, polnische Insurgenten bis auf das preußische Gebiet zu verfolgen und dort gefangen zu nehmen. Kurz sie wurde allgemein als eine Ausdehnung des früheren Cartels von 1857 betrachtet, in welchem beide Nachbarstaaten sich gegenseitig die Auslieferung von Verbrechern garantirt hatten, und man schloß daraus auf eine förmliche Cooperation der preußischen mit den russischen Truppen. Man beschuldigte das Ministerium Bismarck, es ergreife die Gelegenheit nur, um durch eine große Truppenaufstellung, welcher der polnische Aufstand zum Vorwand dienen sollte, die preußische Oppositionspartei zu schrecken und die Nothwendigkeit der vermehrten Heeresmacht zu beweisen. Die zweite Kammer in Berlin verlangte daher Aufschluß über die geheim gehaltene Convention und protestirte dagegen. Herr von Bismarck machte ihr aber Gegenvorwürfe, sie sympathisire mit den Polen, die doch so feindlich gegen alle Deutschen gesinnt und als Nachbarn Preußen gefährlich genug seyen. Vier junge Polen waren in Thorn von den preußischen Behörden verhaftet und an die russischen ausgeliefert worden. Auf eine Anfrage desfalls im Abgeordnetenhause antwortete der preußische Minister des Innern, Graf Eulenburg, sie seyen nicht ausgeliefert, sondern ausgewiesen worden.

Im Uebrigen erklärte Herr von Bismarck in derselben Sitzung vom 26. Februar, die Convention gestatte eine Grenzüberschreitung der Truppen nur nach vorangegangener besonderer Erlaubniß der jenseitigen Regierung. Die polnischen Insurgenten fingen einen Brief auf, welchen Tengoborski, Chef der großfürstlichen Kanzlei in Warschau, an Herrn von Oubril, russischen Gesandten in Berlin, geschrieben hatte und worin gesagt wurde, Rußland brauche gar keine auswärtige Hülfe. Man beschuldigte nun das Ministerium Bismarck, es habe die preußische Hülfe den Russen aufgedrungen, die nicht einmal damit zufrieden seyen. Das alles waren gehässige Ausstreuungen. Es handelte sich einfach um eine Sicherung der preußischen Grenze, die auch Rußland sehr willkommen seyn mußte; die grundlosen Befürchtungen und Verdächtigungen dienten nur der demokratischen Partei in der preußischen Kammer zum Vorwand, das ihr verhaßte Ministerium zu schwächen.

In Bezug auf die Frage, welches Interesse die deutsche Nation an dem polnischen Aufstande zu nehmen hatte, ist die Ansicht Wielopolskis maßgebend. Derselbe soll 1860 dem Kaiser Alexander II. ein Memoire vorgelegt haben, worin der Grundgedanke ausgesprochen ist, daß Polen und Russen Brudervölker seyen, einander also nicht hassen und bekämpfen, sondern Hand in Hand gehen sollten, um große panslavische Politik zu treiben. Das Memoire fährt fort: „Durch seine geographische Lage und somit durch den Willen Gottes sind Rußland und Polen auf eine gewisse Gemeinsamkeit hingewiesen. Beide haben dieselbe historische Aufgabe, denselben gemeinsamen wirklichen Feind, daß wir ihnen nur mit vereinten Kräften Widerstand leisten können. Getrennt und in gegenseitiger Feindschaft müssen wir ihnen unterliegen. Schwächen wir uns gegenseitig, so verlieren nur wir und die Deutschen gewinnen. Die Deutschen sind die ewige und einzige Ursache aller Zwietracht, und ihre Politik gegen uns ist stets

dieſelbe und bringt ſtets ihnen allein Vortheil. Das Reſultat dieſer Politik iſt die fortſchreitende Eroberung ſlaviſcher Länder. Auch die Theilung Polens war ihr Werk. Nur durch die Deutſchen wurde Rußland dazu aufgeſtachelt (?), und nur die Deutſchen gewannen dabei. Sie gewannen dabei ein Stück ſlaviſchen Landes zu ihrer Anſiedlung, und ſie vollziehen dieſelbe auf ſo erſchreckende Weiſe, daß, wenn die polniſchen Provinzen noch 15 bis 20 Jahre unter preußiſcher Herrſchaft verblieben, ſie vollſtändig germaniſirt werden würden. Die polniſche Bevölkerung würde, gleich der ſchleſiſchen, auf die arbeitende Claſſe reduzirt werden. Dann wäre das Werk der Germaniſirung vollbracht, und die Deutſchen müſſen weiter nach Oſten vorrücken und neue polniſche Landestheile in Beſitz nehmen, um neuen Boden für die Germaniſirung zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe würde auch bald Rußland durch die deutſche Koloniſirung bedroht ſeyn und durch ſie eine Provinz nach der anderen verlieren. Eine Theilung Polens war der größte Fehler der ruſſiſchen Politik. Das dringendſte Intereſſe Rußlands verlangte vielmehr, ſich aufrichtig mit Polen zu verbinden und die Theilung deſſelben mit allen Mitteln zu verhindern. Rußland hat bei dieſer Theilung nichts gewonnen, der ganze Gewinn kam den Deutſchen zu Gute. Den begangenen Fehler unſchädlich zu machen, iſt heute die erſte Aufgabe Rußlands, ſogar eine Lebensfrage für daſſelbe, denn nur dadurch kann es vor dem Schickſale der deutſchen Eroberung und Koloniſirung bewahrt werden. Im andern Falle würden die Deutſchen erſt uns verſchlingen und dann die Ruſſen. Wie viele ſlaviſche Länder ſind der deutſchen Habgier ſchon zum Opfer gefallen und deutſche Provinzen geworden! Daſſelbe Schickſal möchten die Deutſchen auch uns bereiten, in der vorgeblichen edlen Abſicht, die Civiliſation nach Oſten zu tragen. Dieſe Civiliſation wirkt wie ein wahres Gift auf uns, und deßwegen wünſche ich ein treues Bündniß mit Rußland und halte mich überzeugt, daß der Selbſterhaltungs-

trieb, den Gott jedem Geschöpfe eingepflanzt hat, Rußland und Polen zu diesem Bündnisse zwingen wird. Die Feindschaft beider Nationen gereicht beiden zum Verderben."

Man hat widersprochen, daß Wielopolski dieses Memoire verfaßt habe. Gleichviel, es enthält eine große Wahrheit, welche besonders wir Deutsche in Acht zu nehmen haben. Oesterreich und Preußen sollten dem östlichen Slaventhum unter allen Umständen einen gemeinschaftlichen Widerstand leisten. Es ist nicht gut, daß die Wiener Presse rühmt, Oesterreich habe in Polen nie germanisirt. Es ist auch nicht gut, daß im Abgeordnetenhause zu Berlin Sympathien für Polen laut wurden. Beides läuft dem deutschen Nationalinteresse zuwider.

Um die Stellung Englands zu Polen richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß England nie etwas für Polen gethan hat. Als Polen zum erstenmal getheilt wurde, theilte England den Haß der russischen Kaiserin gegen das katholische Polen und belog sich, die Vernichtung Polens sey ein Gewinn für Protestantismus und Aufklärung. Später fanden die Engländer im Kampf gegen den großen Napoleon auf den Schlachtfeldern von Spanien und Süditalien immer Polen als ihre tapfersten Gegner. Auf dem Wiener Congreß begnügte sich England, den armen Polen den Trost einer Verfassung zu gewähren, die auf dem Papiere stand, aber niemals verwirklicht wurde. Als die polnische Revolution im Jahr 1831 ausbrach, schrie man wohl in England gegen Rußland, Lord Durham aber machte in St. Petersburg ein gutes Geschäft, indem er Polen der russischen Rache preisgab, wogegen Rußland sich den englischen Candidaten in Belgien gefallen ließ. Also ist Polen von England immer nur mißachtet, verrathen und verkauft worden. Gleichwohl lärmte man wieder nirgends so laut, als in London, gegen die neue russische Rekrutirung in Polen. Lord Palmerston sprach sich im Parlament am 27. Februar möglichst

grob gegen Rußland aus, forderte für Polen die ihm auf dem Wiener Congreß zugesicherte Verfassung und eine allgemeine Amnestie. Auch Lord Russel sagte im Parlament: „Die Rekrutirung in Polen sey die unklügste und ungerechteste Maßregel, welche Rußland jemals getroffen habe, und die preußische Regierung sey durch ihre Theilnahme für die Unterdrückung der polnischen Insurrection thatsächlich mit verantwortlich geworden für jene russische Maßregel." Auch wurden Meetings abgehalten und die Presse gegen Rußland gehetzt. Dasselbe England, welches mit ehernem Fuße auf den Nacken der ihm unterworfenen Völker, die armen Irländer, Inder ꝛc. trat, log sich in eine Schwärmerei für das Menschen- und Völkerrecht der unterdrückten Polen hinein.

Das Motiv für Palmerston lag in seinen engen Beziehungen zu dem europäischen Revolutionscomité in London. Hier wurden alle künftigen Revolutionen ausgebrütet. Hier hielt Palmerston den dreiköpfigen Höllenhund an der Kette, um ihn bald gegen Rußland, bald gegen Oesterreich, bald gegen Frankreich loszulassen. Schon lange war es Englands Politik, jede europäische Revolution zu unterstützen, um die continentalen Großmächte stets in Furcht zu erhalten und ihnen Concessionen abzudringen. Diesmal galt es, den russischen Plan, nach welchem die Donau- und Balkanländer insurgirt werden sollten, durch die polnische Erhebung zu vereiteln. Falls Rußland etwa die polnische Revolution nicht bemeistern und die letztere sich über Ungarn ausdehnen und Italien Luft machen sollte, desto besser für England. Wenn das aber auch nicht gelang, so erreichte England wenigstens, daß Frankreich sich wegen Polen mit Rußland überwerfen mußte, also die von England so sehr gefürchtete russisch-französische Allianz wieder weit hinaus geschoben wurde. Weil das französische Volk immer Sympathien für Polen hegte, konnte Napoleon III. dieselben nicht verleugnen, England suchte ihn also gegen Rußland zu

hetzen, wie es überhaupt die ganze Welt gegen Rußland aufhetzte, während es Palmerston nicht einfiel, für die polnische Sache das Schwert zu ziehen oder nur einen Tropfen englischen Blutes vergießen zu lassen.

Frankreich war, wie immer, für Polen interessirt, aber auch, wie immer, außer Stande, den Polen unmittelbar beizustehen, weil Deutschland wie eine Mauer zwischen ihnen lag. Es fiel Napoleon III. nicht ein, wegen der Polen einen Krieg mit Deutschland zu wagen, und noch weniger wollte er sich zum Werkzeuge Palmerstons und der europäischen Revolutionspropaganda in London hergeben. Was er zu Gunsten Polens zu erreichen wünschte, sollte im Sinne der gemäßigten Adelspartei unter Czartoryski, die sich in Paris unter seinen Schutz gestellt hatte, geschehen. Auch ließ er sich durch keine Verlockung und Drohung irre machen. Die Presse ließ es nicht an Verdächtigungen der französischen Politik fehlen. Man sagte, diese Politik benutze das Nationalitätenprincip, um Deutschland mit immer mächtiger anschwellenden Insurrectionen zu umringen und im Rücken zu fassen, damit der zweite Napoleon es desto bequemer von vorn angreifen könne. Italien sey schon unabhängig, Polen solle es ebenfalls werden, dann werde man auch Ungarn und Rumänien emancipiren. Zugleich werde der dänische Uebermuth genährt und auch Schweden solle eine Masche des Netzes bilden, in welchem man Deutschland einschließen wolle. Durch die von Frankreich unterstützte Erhebung Italiens habe Frankreich Savoyen und Nizza gewonnen, der polnischen Erhebung letztes Ziel sey, das linke Rheinufer an Frankreich zu bringen. Preußen sey dadurch eben so bedroht, wie es 1859 Oesterreich war. So urtheilte ein Theil der Presse. Ein anderer Theil sah in den Erfolgen der das Nationalitätenprincip zur Schau tragenden Politik nicht vorzugsweise französisches, sondern auch englisches Einwirken und Interesse. Es sey die natürliche Politik der Westmächte, die alte Coalition der drei nordischen Staaten (Rußland, Oesterreich

und Preußen) mittelst des Nationalitätenprincips durch Insurgirung der diesen Staaten unterworfenen Nationen zu zersprengen.

Bei so sehr entgegengesetzten Interessen dauerte es lange, bis die continentalen Großmächte sich darüber einigten, was sie von Rußland in Bezug auf Polen fordern sollten. Unterdeß nahm die Revolution ihren Lauf. Der Dictator Langiewicz wurde geschildert als eine kleine gedrungene Gestalt mit sonnverbranntem Gesicht und markirten Zügen. Er trug gewöhnliches polnisches Kostüm und eine blaue pelzverbrämte polnische Mütze. Seine unzertrennliche Begleiterin in Männertracht war sein weiblicher Adjutant, Fräulein Henriette Pustowojtow, Tochter eines russischen Offiziers. Langiewicz erließ am 10. März ein Manifest an alle Kinder Polens gegen die moskowitische Fremdherrschaft und Barbarei. Nach diesem Manifest konnte wenigstens ihn der in Mieroslawski's Schreiben enthaltene Vorwurf der Halbheit nicht treffen, denn Langiewicz rief nicht nur die Völker von Kronpolen, sondern auch von Litthauen und Kleinrußland in die Waffen. Man setzte große Hoffnungen auf ihn und er täuschte auch die gegen ihn entsendeten russischen Truppen mehrmals durch geniale Manöver, führte hier einen glücklichen Schlag aus, entwich ein andermal der Uebermacht wie durch Zauber und erschien, nachdem die Russen ihn heute geschlagen zu haben verkündeten, morgen schon wieder siegreich auf einem andern Punkte. So bei Malogocz am 24. Februar. Allein er beging den Fehler, vom Systeme des kleinen Krieges abzuweichen und ein größeres Heer zu sammeln, welches er doch weder in gehöriger Zahl, noch mit gehöriger Artillerie zusammenbringen konnte, um der russischen Uebermacht damit trotzen zu können, während der kleine Krieg, die Ermüdung der Russen durch überall im Lande zerstreute Guerillas die Revolution viel wirksamer unterhielt, die Russen nöthigte, sich zu vertheilen und ihre Kräfte zu zersplittern und ihnen dadurch ungeheuren Abbruch that. Zudem führte die Einsammlung größerer Streit-

kräfte für Langiewicz den Uebelstand herbei, daß sich unter den um ihn sich versammelnden Insurgentenführern auch solche von der Partei Mieroslawski befanden, die ihm im Kriegsrath widersprachen und seine Plane durchkreuzten. Ja Mieroslawski selber kam herbei, ihm zu schaden. Der Schweizer von Erlach, der den Feldzug mitgemacht und beschrieben hat, spricht „von einem unendlichen Gefolge von jungen Krakauern und sonstigen polnischen Stutzern mit Offiziersrang umgeben, welche von ihren Pflichten wenig kannten, als sich goldbesetzte Uniformen bei den Schneidern französischer Schule in Krakau zu bestellen, im Hôtel de Saxe und bei Heurteux herumzuliegen, ihre Photographien in kühnen Gruppen neben denen ihres Chefs aushängen zu lassen und etwa im Gefecht tapfer dreinzuschlagen und zu schießen, doch letzteres nicht einmal alle. Gerade damals war Mieroslawski, welcher nach seinen Niederlagen bisher unthätig geblieben war, aufgebracht über Langiewicz Ernennung zum Dictator in dessen Lager geeilt, und — so erzählten mir die zuverlässigsten Gewährsmänner — vor und während des Vormarsches gegen die Russen und während des Gefechts selbst — durchflog er die verschiedenen Truppentheile mit dem Ruf: ‚Langiewicz ist ein Verräther! Gehorcht nicht dem Verräther!‘ u. s. w. Die Wirkung blieb nicht aus. So machte die Reiterei unter Czapki (?), als sie angreifen sollte, Kehrt und löste sich auf. Einzelne Gelbschnäbel (wie mir ein solcher selbst im Gefängniß vorprahlte) warfen sich an der Spitze kleiner Trupps, welche gutmüthig genug waren, ihnen zu folgen, zu ‚Generals‘ auf, bis nach einigen Tagen Herumschwärmens der Hunger sie nach Galizien und theilweise in österreichische Gefangenschaft führte. — Langiewicz, um dem alten Vorwurf polnischer Zwietracht so wenig als möglich Nahrung zu geben, beschloß, dem Nebenbuhler das Feld zu räumen.“

Langiewicz gerieth zwischen mehrere russische Corps unter den Generalen Uszakow, Fürst Czachowskoi ꝛc., die sich gegen ihn ver-

einigen konnten, nachdem er selbst die zerstreuten Insurgentenbanden an sich gezogen hatte. Zwar gelang es ihm am 17. März, die Russen bei Zagocz zu durchbrechen und zu schlagen und auch am 18. errang er noch einmal bei Grachowiska einen Vortheil. Nun aber sammelten sich in der Nacht russische Corps in solcher Uebermacht, daß Langiewicz im Lager zu Welce einen großen Kriegsrath hielt, in welchem eine Theilung der Insurgentenarmee beschlossen wurde. Und zwar nicht blos wegen der Russen, sondern auch aus Mangel an Lebensmitteln. Man hätte von Anfang an bei der zerstreuten Fechtart bleiben sollen. Jetzt war es zu spät. Kaum hatte sich die polnische Armee, die etwa 12,000 Mann zählen mochte, getheilt, so wurden die 6000 Mann, die bei Langiewicz blieben, von den Russen angegriffen und über die österreichische Grenze getrieben, am 19. März. Der andere Theil des polnischen Heers unter Czachowski erlitt unmittelbar darauf gleichfalls eine Niederlage durch die Russen bei Lezaisk und auch von diesem Corps retteten sich viele über die österreichische Grenze. Somit war nun wohl der erste Versuch einer größern Armeebildung in Polen gescheitert, allein die Revolution damit keineswegs beendigt, denn man kehrte einfach zum System des kleinen Krieges zurück, nachdem das Revolutionscomité in Warschau die Dictatur für erloschen erklärt und die höchste Gewalt wieder an sich genommen hatte.

Langiewicz wurde auf österreichischem Boden sehr anständig behandelt und nach Wischnowiz, einem angenehmen Landstädtchen, confinirt, seine junge Begleiterin aber begab sich nach Prag. Wegen eines Fluchtversuchs wurde Langiewicz später nach der Festung Josephstadt gebracht.

Man erfuhr, daß von russischer Seite in der Mitte des März Fürst Gortschakof in einer Note den auswärtigen Mächten erklärt habe: „Die Erfahrungen, welche Rußland in Polen gemacht habe, gestatten ihm nicht die Verfassung, wie sie Kaiser Alexander I. octroyirt habe, wieder herzustellen. Es könne die Ausdehnung nicht gutheißen,

welche gewöhnlich dem Ausdruck ‚nationale Institution' gegeben werde, wenn man denselben sich auch auf die Armee und auf gesonderte Finanzen erstrecken läßt. Uebrigens besteht für Rußland keine Verpflichtung mehr, auf jene Charte zurückzukommen, denn sie ist 1831 von den Polen selbst zerrissen worden. Der polnische Adel hat offene revolutionäre Tendenzen bekundet und der podolische Adel die Wiedervereinigung der altpolnischen Provinzen mit dem Königreich verlangt. Hätte das Königreich nun eine eigene Armee und eigene Finanzen, so würde es sich mit Umtrieben und Adressen nicht begnügen, sondern geradezu mit Rußland Krieg anfangen." Dies ist in der That von Seite Rußlands eine richtige Argumentation und die auswärtigen Mächte durften entweder nicht zuviel von Rußland verlangen, oder mußten es mit Gewalt durchsetzen und anstatt Noten zu schreiben, für Polen Krieg führen.

Das Amnestiedecret, womit Kaiser Alexander II. die auswärtigen Mächte beschwichtigen und jeden Vorwurf entwaffnen wollte, war vom 31. März alten, 12. April neuen Styles datirt und besagte: „Wir folgen dem Antrieb unseres Herzens, indem wir die polnische Nation nicht für die Agitation verantwortlich machen wollen, welche vom Ausland ausgegangen ist. Die gegenwärtige Generation muß es sich zur Aufgabe machen, das Wohlseyn des Landes nicht durch Ströme von Blut, sondern auf dem Wege des ruhigen Fortschritts zu begründen. In unserer Fürsorge für die Zukunft des Landes wollen wir alle vergangenen Acte der Empörung der Vergessenheit übergeben und bewilligen allen unsern Unterthanen im Königreiche, welche sich bei den letzten Unruhen betheiligt haben, vollständige Verzeihung, wenn ihnen für andere Verbrechen oder für in den Reihen unserer Armee verübte Vergehen keine Verantwortlichkeit zur Last fällt und wenn sie bis zum 1. (13.) Mai zum Gehorsam zurückkehren. Uns liegt die Verpflichtung ob, das Land vor der Wiederkehr jener ordnungswidrigen

Agitationen zu bewahren und seinem politischen Leben eine neue Aera zu eröffnen. Diese kann nur durch eine rationelle Organisation der Autonomie in der Localverwaltung, als Grundstein des ganzen Gebäudes, eingeführt werden. Wir haben in den, dem Königreiche durch uns verliehenen Institutionen die Grundlagen dazu gegeben und behalten uns vor, mit deren weiterer Entwicklung nach den Bedürfnissen der Zeit und des Landes vorzugehen. Nur allein durch das Vertrauen, welches das Land in unsere Absichten setzen wird, lassen sich die Spuren des gegenwärtigen Unglücks verwischen."

Damit kam die russische Regierung den am 17. April an sie gerichteten Noten von Frankreich, England und Oesterreich zuvor, denn mehr konnten sie von Rußland nicht verlangen, wenn sie dem letzteren nicht überhaupt jedes Recht an Polen absprechen wollten. Im Wiener Congreß war in Bezug auf Polen beschlossen worden: „Das Herzogthum Warschau ist mit Ausnahme der Provinzen und Bezirke, über welche in den folgenden Artikeln anders verfügt worden ist, mit dem Kaiserthum Rußland vereinigt. Es soll mit ihm durch seine Verfassung unwiderruflich verbunden und für alle Zukunft ein Besitzthum Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, seiner Erben und Nachfolger seyn. Die Polen, als respective Unterthanen von Rußland, Oesterreich und Preußen, werden eine Repräsentation (Vertretung) und nationale Einrichtungen erhalten, angemessen derjenigen Weise politischer Existenz, welche ihnen jede Regierung, welcher sie als Unterthanen angehören, als zuträglich und zweckmäßig zu ertheilen für nützlich finden wird." Die polnische Verfassung vom 27. Nov. 1815 garantirte den Polen § 11 volle Religionsfreiheit; § 16 Preßfreiheit; § 17 Gleichheit vor dem Gesetz; § 24 freies Auswanderungsrecht; § 25 das Recht jedes verurtheilten Polen, seine Strafe nur im Königreich selbst erdulden zu dürfen (und nicht nach Sibirien geschickt zu werden); § 28 den ausschließlichen Gebrauch der polnischen Sprache

in allen öffentlichen Geſchäften; § 29 die Beſetzung der öffentlichen bürgerlichen und militäriſchen Aemter ausſchließlich durch Polen; § 31 eine Nationalrepräſentation in zwei Kammern. Durch die Revolution von 1831 gingen indeß alle dieſe Bürgſchaften wieder verloren und es frug ſich nur, ob daran mehr die Nichterfüllung der ruſſiſchen Verſprechungen oder der unverſöhnliche Haß der Polen ſchuld war.

Die Appellation der Mächte an die Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers wurde mit Recht in einem Schreiben des Fürſten Czartoryski an das Journal des Debats ſchon im Februar als unzureichend und als eine Täuſchung Europas bezeichnet. Er ſagt darin: „Die jetzt ausgebrochene Bewegung ging aus der unerträglichen Lage hervor, in die man uns verſetzt hat, namentlich zuletzt durch die Rekrutirung. Man ſucht unſere einfache Verzweiflung für Intrigue und Verbrechen auszugeben. Wir bitten die, die uns doch nicht helfen werden, wenigſtens um Wahrheit und daß man die Rollen nicht ſo weit umkehre, die Mißhandelten und Sterbenden als Ruheſtörer und Verbrecher, die Mißhandelnden aber als edle und hochherzige Menſchen zu bezeichnen. Wir bitten, daß man uns nicht unaufhörlich auf die Seelengröße und Liberalität Rußlands verweiſe. Die Großmuth Rußlands, wir kennen ſie ſeit 30 Jahren. Uns an ſie zu weiſen, iſt bittere Ironie.“

Sofern die drei Mächte in ihren Staaten nur die Garantien von 1815 verlangt hatten, antwortete ihnen Fürſt Gortſchakof im Namen des ruſſiſchen Kaiſers am 26. April höflich und zuvorkommend, Rußland ſtimme ganz mit ihnen überein und hege in Bezug auf Polen die wohlwollendſten und liberalſten Abſichten, welche leider nur — dies wurde vorzüglich in der Antwort an Frankreich betont — durch die Umtriebe des europäiſchen Revolutionscomité durchkreuzt und vereitelt würden. Darin lag die Aufforderung an die Weſtmächte, jene Umtriebe, die überall auf Paris und London zurückführten, zu verhüten. In der Antwort an Oeſterreich ſagte Fürſt Gortſchakof,

die Rückkehr eines dauerhaften Friedens hänge nicht bloß von den innern Maßregeln ab, welche die russische Regierung in Polen treffe; die Hauptquelle der Beunruhigung liege in der permanenten Verschwörung, die von der europäischen Revolutionspartei im Auslande organisirt werde.

Am 27. Juni vereinigten sich Frankreich, England und Oesterreich abermals zur Ueberreichung von wenn auch nicht gleichlautenden, doch in der Hauptsache übereinstimmenden Noten an Rußland, worin sie auf Grund der Verträge von 1815 ihre Forderungen für die Zukunft Polens wiederholten und in sechs Punkten formulirten. Fürst Gortschakof antwortete am 13. Juli wiederholt, daß sein Kaiser längst mit Concessionen vorangegangen sey und daß es nur an den Polen selbst liege, wenn sie, anstatt davon Gebrauch zu machen, zugleich mit Verachtung der ihnen angebotenen Amnestie den blutigen Kampf fortsetzten; von einem Waffenstillstand, den die Noten verlangten, könne unter diesen Umständen nicht die Rede seyn. Auch konnte Fürst Gortschakof nicht umhin, in seiner vortrefflich geschriebenen Depesche an England hervorzuheben, daß der Aufstand in Polen selbst keineswegs so populär sey, als man vorgebe, am wenigsten bei den Bauern, und daß er nur vom Auslande her durch die wohlbekannte Revolutionspropaganda genährt und durch einen beispiellosen Terrorismus aufrecht erhalten werde. „Das Actionsprincip der leitenden Comités von außerhalb ist, die Agitation um jeden Preis aufrecht zu erhalten, um der Presse fortwährend Stoff zu Berichten zu liefern, die öffentliche Meinung zu täuschen und zur Plage der Regierung eine Gelegenheit oder einen Vorwand zu einer diplomatischen Intervention zu geben, welche zur militärischen Action führen soll.“ Auch Frankreich wurde in der russischen Antwortsnote darauf hingewiesen, daß die eigentlichen Urheber der polnischen Insurrection außerhalb Polens und im Bereiche derselben beiden Westmächte zu suchen seyen, welche jetzt die Schuld allein auf Rußland schieben möchten. In der russischen Antworts-

note an Oesterreich wurde besonders hervorgehoben, daß die von den drei Mächten vorgeschlagene Conferenz aller fünf Großmächte eine Lösung nicht herbeiführen würde, es dagegen viel angemessener sey, daß Oesterreich mit Preußen und Rußland allein, als den drei bei der polnischen Theilung allein betheiligten Mächten, mit Ausschluß der beiden Westmächte, conferirte.

Diese nach Gedanken und Form meisterhaften Antwortsnoten Gortschakofs bewiesen, wie klar Rußland seiner Stellung sich bewußt war, während die andern Mächte noch schwankten oder ihren letzten Gedanken verhüllten. Lord Napier, der englische, und der Herzog von Montebello, der französische Gesandte in St. Petersburg, sprachen sogleich gegen den Fürsten Gortschakof die Befürchtung aus, seine Antworten würden zu ernsten Conflicten führen. Oesterreich aber ließ in Paris und London erklären, seine Stellung bleibe die nämliche und es werde sich durch Rußlands Lockungen von seiner Verbindung mit den Westmächten in Bezug auf die polnische Sache nicht abbringen lassen.

Am 3. August wiederholten England, Frankreich und Oesterreich nochmals ihre Mahnungen an Rußland, da nun aber das alles nur leere Worte waren, die durch keine Waffen unterstützt wurden, antwortete Rußland am 7. September, es erkläre die Diskussion für geschlossen und nehme jede Verantwortung auf sich.

Da der diplomatische Notenwechsel zu keiner Entscheidung führte und das geheime Nationalcomité schon deshalb den Widerstand gegen Rußland fortsetzen mußte, um den Westmächten fortwährend den Vorwand zu einer energischeren Intervention zu leihen, dauerte der blutige Krieg den ganzen Sommer hindurch fort. Man bemerkte von Seiten der Russen nicht die erforderliche Kraft und Machtentfaltung, um den polnischen Aufstand niederzuschlagen. Das war nun freilich auch schwer, weil die Insurgenten sich zerstreuten und überall

und nirgends zu finden waren. Um sie aufzusuchen, mußten sich die russischen Truppen ebenfalls zerstreuen, wurden oft in die Irre geführt, abgehetzt und geschlagen, oder konnten, auch wenn sie siegten, nur schwache Erfolge erringen. Durch die Grausamkeit, mit der sie die Gefangenen und Wehrlosen mordeten und die Dörfer in Brand steckten, machten sich die Russen immer mehr verhaßt. Die Insurgenten ließen es ihrerseits an Repressalien nicht fehlen und das arme Land litt darunter unsäglich. Der Statthalter Großfürst Constantin machte sich in Warschau wenig bemerklich, weniger als man von seiner bekannten Energie hätte erwarten sollen. Großen Nachdruck legte man eine Zeit lang darauf, daß der Kaiser den Befehl über das Heer in die Hände des General Berg gelegt habe, der für einen rechten Eisenfresser galt; indeß geschah von diesem nichts Außerordentliches. Man sprach von einem großen Zwiespalt der russischen Militär- und Civilverwaltung. Wielopolski hielt noch immer seine Idee einer friedlichen Verschmelzung polnischer und russischer Interessen im panslavistischen Sinne fest, und Erzbischof Felinski hörte nicht auf, die Rechte der katholischen Kirche und der polnischen Nation zu vertreten, wollte deshalb, als er sein Bemühen vereitelt sah, aus dem Staatsrath austreten und protestirte, als die russischen Soldaten einen Kapuziner Namens Knarski gehängt hatten, gegen dieses Verfahren, worauf er nach St. Petersburg citirt wurde (14. Juni). Man erfuhr, er sey nach einem längeren Gespräche mit dem Kaiser nach Jaroslaw abgeführt worden. Die polnische Geistlichkeit ordnete für ihn allgemeine Kirchentrauer an.

Das geheime Revolutionscomité in Warschau nahm am 10. Mai den Namen der polnischen Nationalregierung an, proclamirte die Emancipation der Bauern, um das Landvolk zu gewinnen, um welches sich auch der russische Kaiser damals so viele Mühe gab, und verfügte zugleich die Wiedervereinigung Litthauens und Rothrußlands

mit Polen. Die neue Regierung proteſtirte feierlich gegen die ruſſiſche Amneſtie, Polen fordere ſein Recht und verlange keine Gnade. Die geheime Regierung befahl, an Rußland keine Steuern mehr zu entrichten, ſchrieb dagegen ſelbſt Steuern aus und forderte und erhielt unbedingten Gehorſam. Der Nationalkrieg gegen Rußland ſollte energiſch, wenn auch nur als Guerillakrieg fortgeführt werden und man ſpottete über das ruſſiſche Amneſtiedekret, weil es den Polen förmlich erlaubte, ihre Inſurrektion wenigſtens bis zum 1. Mai ungeſtraft fortzuſetzen, denn erſt nach dieſem Termine ſollte die Strafe eintreten.

Das geheime Nationalcomité war in Warſchau ſelbſt verſteckt und regierte von hier aus die polniſche Nation mit unumſchränkter Gewalt, obgleich Warſchau von ruſſiſchen Soldaten wimmelte. Es war den Ruſſen nicht möglich, den Perſonen oder auch nur Namen der geheimen Regierungsmitglieder und den verborgenen Druckereien auf die Spur zu kommen, in denen nicht nur die Befehle der Regierung, ſondern auch mehrere revolutionäre Zeitungen gedruckt wurden, welche täglich in Warſchau erſchienen und über ganz Polen verbreitet wurden. Alle Polen gehorchten ihrer geheimen Regierung blindlings, nicht blos aus Patriotismus, ſondern auch aus Furcht, denn ſie hatten Urſache, die Rache der Nationalpartei mehr fürchten zu müſſen, als die der Ruſſen. Die geheime Regierung herrſchte durch den Schrecken. Welcher Pole es mit den Ruſſen hielt und ihnen diente, war ſicher verloren, denn das Comité ſchickte ihm das Todesurtheil ins Haus und der Verurtheilte wurde bald darauf ermordet gefunden. So fand man einen Spion todt mit abgeſchnittenen Ohren. Ein Journaliſt wurde in ſeinem eigenen Hauſe erdolcht. Ein Bäcker, der das Todesurtheil empfing und ſich der Vollziehung deſſelben durch die Flucht über die preußiſche Grenze entziehen wollte, wurde bald darauf auf preußiſchem Boden erhängt gefunden. Worte, die im

Cabinet des Großfürſten unter vier Augen geſprochen waren, erfuhr das Comité. Ein reicher Kaufmann in Warſchau, den das Comité mit 6000 Rubel beſteuerte, begab ſich zum Großfürſten und frug ihn, was er thun ſolle. Der Großfürſt überließ es ihm, zu thun, was er wolle. Auch das erfuhr das Comité und ſtrafte den Kaufmann mit der doppelten Summe. Hätte er ſie nicht bezahlt, ſo hätte es ihn das Leben gekoſtet. Der Großfürſt wäre in der That nicht im Stande geweſen, ihn zu ſchützen. Am 9. Juni wurden aus der Hauptkaſſe in Warſchau 5 Millionen Silberrubel in ruſſiſchen Bankbillets entwendet. Später machte die geheime Nationalregierung bekannt: „Die Fonds des Landes dürfen nur dem Lande und ſeiner Befreiung dienen. Aus dieſen Beweggründen haben die Beamten der Finanzcommiſſion, Stanislaus Janowski und Stanislaus Hebda, auf Befehl der Nationalregierung die Summe von 24,012,992 Gulden und 20 Groſchen polniſch von der Hauptkaſſe an die Nationalregierungskaſſen abgeliefert. Indem die Nationalregierung dies zur öffentlichen Kenntniß bringt, erklärt ſie, daß ſich die Beamten Janowski und Hebda um das Land wohlverdient gemacht haben und auf Befehl der Nationalregierung mit einer beſondern Miſſion nach dem Ausland betraut worden ſind.“

Man erfuhr, die beiden genannten polniſchen Beamten, welche dieſen großen Kaſſendiebſtahl begingen, hätten der Partei des Fürſten Czartoryski angehört und die Auslieferung des Geldes an die geheime Nationalregierung Anfangs verweigert, weil die Mehrheit ihrer Mitglieder der demokratiſchen Partei angehörte. Man habe ſich jedoch, wie nach dem Conflicte zwiſchen Langiewicz und Mieroslawski, wieder verſtändigt. Der junge Fürſt Czartoryski begab ſich nach Stockholm, wo er enthuſiaſtiſch empfangen wurde. Ein Theil der polniſchen Emigration ſah ihn ſchon als den künftigen König von Polen an und die Reiſe nach Schweden ſollte wahrſcheinlich dazu

dienen, seinen Namen und seine Ansprüche Polen und Europa in Erinnerung zu bringen. Die Erhebung der Polen gegen Rußland mußte natürlicherweise auch bei den Schweden die Hoffnung erwecken, sich einmal vom russischen Druck befreien zu können und das ihnen so schmählich geraubte Finnland wiederzugewinnen. So lange aber die Westmächte nicht gegen Rußland vorschritten, mußte das schwache Schweden an sich halten.

Im Anfang des Juni gelang es der russischen Regierung in Warschau, endlich einmal ein Mitglied der geheimen Nationalregierung zu entdecken und zu verhaften, den Senator, wirklichen Staatsrath und Dekan der juristischen Facultät Wolowski. Doch erfuhr man weiter nichts, als daß er verhaftet sey, und von weitern Entdeckungen hörte man nichts. Einmal wurde der russischen Regierung das Zimmer verrathen, in welchem die geheime polnische Regierung ihre Proklamationen drucken lasse. Das Haus wurde überfallen und in dem bezeichneten Zimmer wurden wirklich die Presse und einige frisch gedruckte Proklamationen, aber kein Mensch gefunden, bis man einen Kasten aufmachte, in welchem die Leiche des Verräthers lag.

Das Gemälde des kleinen Kriegs in Polen zu detailliren, ist unmöglich, weil es an beglaubigten Nachrichten fehlt. Beinahe jeden Tag enthielten die Zeitungen von der polnischen Grenze Nachrichten über einzelne, immer nur unbedeutende Gefechte, in welchen nach polnischen Berichten meist die Polen, nach russischen meist die Russen gesiegt haben sollten. Schon am 31. März wurde ein russischer Armeebefehl veröffentlicht, welcher den russischen Soldaten „das Morden, Rauben, Brandlegen, das Erschlagen Verwundeter und das Mißhandeln von Leichen" bei Todesstrafe verbietet. Man schloß daraus, daß in der That viel unnütze Grausamkeit müsse verübt worden seyn. Der polnische Czas meldete, russische Offiziere suchten die polnischen Bauern gegen die, meist dem Adel angehörigen In-

surgenten aufzureizen, versprächen denen Belohnungen, welche die Edelleute erschlügen, und redeten ihnen vor, der Kaiser wünsche die Vertilgung der Edelleute. Man darf nicht zweifeln, daß solche Aufreizungen der Bauern wirklich stattgefunden haben, da es schien, sie müßten zu denselben Ergebnissen führen, wie 1846 in Galizien. Auch erließ das geheime Nationalcomité vorsorglich schon im Februar einen Befehl, wonach den polnischen Bauern die Güter, auf denen sie nur bisher in Erbpacht gelebt, zum Eigenthum gegeben werden sollen. Dasselbe wurde den Bauern in Volhynien, Podolien und der Ukraine in einem s. g. „goldenen Briefe" zugesichert. Aber hier ohne Erfolg, weil hier nur der Adel polnisch und katholisch, die Bauern aber ruthenisch und Anhänger der griechischen Kirche und des Kaisers waren. Im Königreich Polen nahmen die Bauern zwar wenig lebhaften Antheil an der Insurrektion, traten ihr aber auch nicht entgegen. Man hörte zuweilen in russischen Berichten, Bauern hätten hie und da Insurgenten gefangen eingebracht und an die russischen Behörden abgeliefert. Das blieben aber vereinzelte Fälle. An die Deutschen und Juden in Polen erließ das Nationalcomité besondere Erlasse, worin es ihnen Schutz versprach, wenn sie sich ruhig verhielten und die Insurrektion nicht störten.

Der kleine Krieg war den Polen durch die vielen Wälder, in die sie sich immer schnell zurückziehen konnten, und durch die warme Jahreszeit sehr erleichtert. Sie griffen immer nur kleinere russische Truppentheile an, nahmen Kassen weg, fingen die Bahnzüge auf und nöthigten dadurch die Russen, an die bedrohten Punkte Truppen zu schicken, die sich somit durch ihre Vertheilung schwächten. Waren die Insurgenten stärker, so vernichteten oder zersprengten sie den Feind. Wo nicht, so liefen sie rasch auseinander, um sich in den Wäldern wieder zu vereinigen. Gewarnt durch das Mißgeschick des Langiewicz bildeten sie nie mehr eine große Masse, sondern zertheilten sich in

kleine Corps, die nur selten mehr als tausend Mann zählten. Unter ihren Führern wurden vorzüglich genannt Taczanowski, Jezioranski, Lelewel, Dzialinski, Niegolewski, Oborski, Dobrowolski, Waligorski, Zappalowicz, Wißniowski, Raczkowski, Ragulski, Zanowski, Krycinski, Miniewski, Chmielienski.

Der Aufstand verbreitete sich zwar über die Grenzen des Königreich Polen in die altpolnischen Provinzen Rußlands, aber ohne Erfolg. Was die altpolnischen Provinzen Oesterreichs und Preußens anbelangt, so mußte die geheime Nationalregierung, wenn auch ihr letzter Gedanke die Wiedervereinigung und volle Herstellung von Altpolen war, doch auf Oesterreich und Preußen Rücksicht nehmen, welche Mächte sie gegen sich bewaffnet haben würde, wenn sie gewagt hätte, auch Galizien, Posen und Westpreußen zu insurgiren. Nur unter der Hand liefen viele Polen aus Galizien und Posen zu den Insurgenten im Königreich hinüber oder unterstützten sie mit Geld und Waffen. Dasselbe geschah auch in den altpolnischen Provinzen Rußlands; die förmliche Insurrection aber machte dort keine Fortschritte, weil, wie schon bemerkt, die eigentlichen Polen hier nur als Adel die Minderzahl, der Rest des Volks aber eine mehr den Russen als den Polen verwandte und mehr der griechischen als der römischen Kirche angehörige Mehrheit bildete. Die polnische Presse verfehlte zwar nicht, schon vom Frühjahr an allwöchentlich dem erwartungsvollen Westen Europas Aufstände in Litthauen, Volhynien und Podolien zu verkünden, allein es wurde nie damit Ernst. Erst im Mai zogen etwa 1000 Studenten von Kiew aus und bildeten den Kern eines Insurgentenheeres, welches sich um sie sammeln sollte, aber sie wurden von überlegenen russischen Streitkräften bald überwältigt und zersprengt. Dasselbe Loos erlitt ein Insurgentenhaufen unter dem Grafen Dunin in Volhynien. Aus den Gouvernements Mohilew und Witebsk erfuhr man, hier hätten Studenten von Moskau, also

Nationalrussen, ein Insurgentenheer gebildet, um den polnischen Aufstand zu unterstützen, es sey aber den Regierungsbeamten leicht geworden, sie zu überwältigen, indem man die Bauern überredet habe, die polnischen Insurgenten wollten die vom Kaiser von Rußland bereits aufgehobene Leibeigenschaft wieder einführen. Nun seyen die Bauern über die Insurgenten und über den Adel hergefallen und hätten sie zum Theil aufs grausamste ermordet und mißhandelt, zum Theil gefangen eingeliefert.

Auch auf der Universität Kasan entspann sich eine Verschwörung russischer Studenten und Offiziere, die auch in andern russischen Städten Verbindungen hatte. Sie soll von dort internirten Polen ausgegangen seyn. Man verbreitete ein falsches kaiserliches Manifest, worin den Bauern volle Freiheit und Grundeigenthum, und allen russischen Soldaten Rückkehr in die Heimath und Grundeigenthum und allen insgemein Befreiung von fernerem Soldatendienst oder neuer Rekrutirung versprochen war. Die Verschwörung wurde jedoch 1862 entdeckt und vereitelt.

In Litthauen, welches früher in der engsten Verbindung mit Polen (der litthauische Reiter mit dem polnischen Adler im Wappen des Reichs) vereinigt gewesen war, bildete sich schon sehr frühe eine geheime Nationalregierung, wie in Polen, und erklärte schon am 31. März von Wilna aus die Wiedervereinigung Litthauens mit Polen. Zu einer großen bewaffneten Volkserhebung kam es aber hier nicht, und man schien nur auf eine Landung eines Hülfscorps und auf eine große Waffensendung aus England zu warten, die von der Ostseeküste aus nach Litthauen kommen sollten. Rußland traf hier seine Gegenmaßregeln. Am 15. Mai wurde statt des bisherigen General Naczimow der energische General Murawiew zum Gouverneur in Wilna ernannt und derselbe griff mit eiserner Consequenz durch, emancipirte die Bauern, vertheilte unter sie einen Theil der Güter,

die er dem rebelliſchen Adel entriß, hetzte die Bauern gegen ihre Edelleute und ließ eine Menge Verdächtige verhaften und fortſchleppen, jeden erſchießen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, Spione hängen. Aufs härteſte verfuhr er auch mit dem Klerus, dem er, wie dem Adel, alle Schuld der Revolution beimaß. Da er nun die Sammlung bewaffneter Banden in Litthauen verhinderte, konnte auch die in London ausgerüſtete Expedition an der Oſtſeeküſte nicht landen. Es war eine Freiſchaar edler Polen, geführt von Lapinski, die in Schweden anlegen mußten und, als ſie die Unmöglichkeit eines Erfolges in Polen erkannten, wieder umkehrten. — Schweden hätte gerne den Polen geholfen, um Rußland zu ſchwächen, das wie ein Alp auf ihm drückt. Aber Kaiſer Alexander II. deckte ſich auf dieſer Seite, indem er den Finnen ſchmeichelte, ihren Landtag zu Helſingfors am 18. September in eigener Perſon eröffnete und ihnen Verbeſſerungen und liberale Reformen verſprach, zugleich aber auch in Finnland große Rüſtungen vornahm.

Eine zweite Expedition ſollte von der Wallachei aus den Polen zu Hülfe kommen, wofür General Türr eifrige Umtriebe machte. Fürſt Couza änderte jedoch ſeine Politik zu Gunſten der Großmächte und ließ die polniſche Freiſchaar an der Grenze entwaffnen.

Das Beiſpiel, das Murawiew in Wilna gegeben, wurde bald in Warſchau nachgeahmt. Am 7. Juli ſah ſich Wielopolski, der Ruſſen und Polen immer noch hatte verſöhnen wollen, veranlaßt, Polen zu verlaſſen, und am 25. Auguſt folgte ihm auch Großfürſt Conſtantin. Statt ihrer blieb nur General Berg mit dictatoriſcher Gewalt und einer ruſſiſchen Armee zurück, welche von Woche zu Woche mehr Verſtärkungen erhielt. Die geheime Regierung verdoppelte dieſem General gegenüber ihre Kühnheit und übte einen ſchrecklichen Terrorismus aus. Welcher Pole ihr nicht blind gehorchte, ihr die Steuern nicht zahlte oder verdächtig war, den Ruſſen irgendwie zu dienen, wurde durch

die geheime Gensdarmerie ſchonungslos umgebracht. Am 21. Juni verbot die geheime Regierung die Benutzung der Eiſenbahnen auf den beiden Hauptbahnſtrecken, um mit ihrer Macht über die Bevölkerung zu imponiren. Doch verrieth ſie ihre Ohnmacht, indem ſie in der Hauptſtadt ſelbſt keine Volkserhebung wagte. Am 10. September ließ General Berg Warſchau hermetiſch abſchließen und jedes Haus vom Keller bis zum Boden durchſuchen, um das Archiv und die Druckereien der geheimen Regierung, geheime Waffenvorräthe ꝛc. zu entdecken, aber er fand nichts. Er ſollte dafür mit dem Leben büßen. Am 19. September wurde aus dem Palaſt Zamoyski auf ihn geſchoſſen, allein er entging dem Attentat, ließ den Palaſt plündern, alle Bewohner deſſelben verhaften und in Warſchau zur Strafe ſtarke Contributionen ausſchreiben. Am 18. October ging das Rathhaus in Warſchau plötzlich in Flammen auf, weil die Polen die darin verwahrten Polizeiacten verbrennen wollten. Am Ende deſſelben Monats entdeckten die Ruſſen endlich die erſte geheime Druckerei der polniſchen Nationalregierung, aber die andern nicht, und fortwährend wurden die Erlaſſe der Regierung und geheime Zeitungen gedruckt.

Die geheime Nationalregierung in Warſchau hatte im Frühjahr und Sommer keine einheitliche Spitze, ſondern wurde von einem geheimen Comité geleitet. Daſſelbe gab ſeine Befehle an Sekretäre, die ſich täglich unbemerkt in einem Hörſaal der Univerſität, welchen ihnen Profeſſor Dybovski eingeräumt hatte, einfanden. Durch die Sekretäre wurden die Befehle und Mittheilungen aller Art den Comités überwieſen, die in den einzelnen Woiwodſchaften das Centralorgan der Revolution waren und welche wieder in jedem Kreiſe und jeder Gemeinde ihre Unterbeamten hatten. Die Regierung hatte ſechs Abtheilungen: des Innern, der Finanzen, des Kriegs, des Auswärtigen, der Preſſe und der Polizei. Sie correſpondirte mit dem Ausland, ſorgte für Waffen, ſchrieb Steuern aus, hatte eine wohlorganiſirte geheime Poſt

und übte mittelst der s. g. Hängegensdarmen eine strenge Polizei. Wer ihren Befehlen nicht gehorchte oder ihr sonst gefährlich schien, wurde von unbekannten Mördern erhängt oder erdolcht gefunden. Geheime Druckereien druckten Befehle, Manifeste, Zeitungen. Erst am 10. October 1863 erhielt die geheime Regierung einen unumschränkten Chef in der Person des polnischen Gutsbesitzers Romuald Traugutt, gewesenen Oberst-Lieutenant, nachher Anführer eines Insurgentencorps in Litthauen. Derselbe wohnte zu Warschau bei einer gewissen Helene Kirker in der Smolnastraße, wohin die Sekretäre zu kommen pflegten. Allein gerade von dieser Zeit an gelang es den Russen, etwas mehr Spuren der geheimen Verbindung zu entdecken. In fieberhafter Gier, hinter das Geheimniß zu kommen, erlaubten sich die Russen jede Brutalität, packten und untersuchten auf offener Straße jede männliche und weibliche Person, die ihnen irgend Verdacht einflößte, wobei sich namentlich der Gensdarmerieoffizier Kobielski einen schlimmen Ruf erwarb. Doch gelang es ihm, durch schamlose Entblößung junger Damen die s. g. Krinolinencouriere zu entdecken, Damen zum Theil aus den besten polnischen Familien, welche Briefe, Zeitungen und Pakete für die geheime Regierung unter ihre Krinolinen versteckten und von Straße zu Straße förderten. Diese patriotischen Damen wurden sogleich alle ohne Gnade nach Sibirien geschickt. Am 28. Januar 1864 erfuhr man, der geheime Stadtchef, aber nicht Traugutt, sondern ein gewisser Dawski, sey von den Russen ergriffen und auch viele Acten der geheimen Regierung seyen aufgefunden worden; 134 Personen wurden verhaftet. Im Anfang Februar soll ein junger Mensch, Boguslawski, nachdem ihn die Russen gefangen hatten, große Enthüllungen gemacht haben, in deren Folge an tausend Personen verhaftet wurden.

Den Winter über stockte der kleine Krieg. Man hörte nur noch selten von Ueberfällen und Gefechten. Im Februar wurde der In-

surgentenchef Jankowski gehenkt, nachdem er dreimal verurtheilt, die Vollziehung des Urtheils aber zweimal verschoben worden war. Am 21. Februar bestand eine Insurgentenschaar unter Koroffski ein Gefecht bei Opatow.

Den meisten Zuzug hatten die Insurgenten bisher aus dem österreichischen Galizien erhalten. Hier hatte sich eine geheime polnische Regierung gebildet, wie in Warschau. Man rüstete, junge Polen gingen über die Grenze, um gegen die Russen zu fechten. Man schrieb geheime Steuern aus, man erließ geheime Todesurtheile. So wurde am 18. October 1863 der k. k. Landesgerichtsrath von Kuczynski, den der Kaiser zum Untersuchungsrichter bestellt hatte, in Lemberg erdolcht. Der polnische Adel mißbrauchte die bisherige Nachsicht Oesterreichs, welches sich eine polnische Nebenregierung in seiner Provinz Galizien nicht länger gefallen lassen durfte. Doch wurde erst am 29. Februar 1864 der Belagerungszustand über Galizien verhängt und dem revolutionären Treiben daselbst ein Ende gemacht.

Auch von der preußischen Provinz Posen aus erhielten die Polen Geld, Waffen und Freischaaren, doch wurde die Grenze von den preußischen Truppen strenger gehütet. Es kamen einige kleinere Grenzüberschreitungen vor und zwar von beiden Seiten, die mehr Aufsehen machten, als sie es verdienten. In den ersten Tagen des Mai 1864 gerieth ein preußischer Offizier mit seiner Abtheilung, ohne es zu wollen, aus Irrthum auf russisches Gebiet und wurde von den Russen festgenommen, wobei der russische Oberst Nelidoff gegen allen Kriegsgebrauch und trotz der Zuneigung Preußens zu Rußland, als ein echter altrussischer Barbar den preußischen Offizier und seine Leute tödlich mißhandelte. Der preußische Kriegsherr ließ sich jedoch eine solche Brutalität nicht gefallen und der Kaiser von Rußland beeilte sich, den Oberst Nelidoff in die preußische Grenzgarnison zu schicken,

wo er den Preußen Abbitte leiſten mußte, und ihn dann zum Gemeinen zu degradiren.

Sobald der Schnee in den polniſchen Wäldern ſchmolz, zeigten ſich wieder Inſurgentenbanden unter Rudowski, Sierko, Malinowski, aber ſie wurden alle zerſprengt und die Kraft des Aufſtandes war ſichtlich erlahmt. Am 23. März entdeckte man in Krakau bei einer Gräfin Oſtrowska die Kanzlei der geheimen Regierung und das führte zu einer ähnlichen Entdeckung in Warſchau, wo man am 30. März in der Wohnung der drei Fräulein Zuſowska Archive und Siegel der Nationalregierung auffand. Am 25. April erfolgte durch den Kaiſer von Rußland die Freierklärung der Bauern in Polen, um dieſen Stand gegen den Adel aufzureizen. Obgleich hier nicht ruthe-niſche Bauern einem polniſchen Adel gegenüber ſtanden, ſondern Bauern und Adel der gleichen polniſchen Nationalität angehörten, lag es doch im Intereſſe der Bauern, ſich auf Koſten des Adels nicht nur frei zu machen, ſondern auch zu bereichern. „Vom 2. März 1864 an werden die Bauern Eigenthümer aller Ländereien, die ſie jetzt inne haben, und ſind von allen bisherigen Leiſtungen an die Gutsbeſitzer entbunden. Mit dem Eigenthum an Boden erhalten ſie auch das an Gebäuden, Vieh, Werkzeugen, Ausſaat ꝛc. Sie haben auch das Eigenthum an den unterirdiſchen Produkten. Jagd und Fiſcherei gehören den Gemeinden, ebenſo die Schankgerechtigkeit. An die Stelle aller Abgaben der Bauern an den Edelmann tritt eine Abgabe an den Staat, die nur zwei Drittel der bisherigen Laſten betragen darf. Die Gutsbeſitzer werden in der Art entſchädigt, daß ihre bisherigen Einnahmen aus Frohndienſt und Abgaben geſchätzt werden. Von den erſtern wird ein Drittel, von den andern ein Fünftel abgeſtrichen, dann das Ganze mit $16^2/_3$ multiplicirt in Verſchreibungen, die ihnen übergeben, aber nur mit vier Procent verzinst und mit ein Procent amortiſirt werden.“ Man nannte dieſes kaiſerliche Edict, wodurch der Adel geplündert und

seiner alten Rechte beraubt wurde, das wahre finis Poloniae, weil der Adel bisher allein die Nation gewesen war. Der polnische Adel verlor überdies, sofern er sich bei dem Aufstande betheiligt hatte, getödtet, gefangen oder geflohen war, alle seine Güter. Die Confiscationen nahm General Murawiew in Litthauen im kolossalsten Maßstabe vor. Hier befanden sich noch ganze Distrikte angefüllt mit einem zahlreichen Adel, der aber nur kleine Güter hatte und nach bäuerlicher Art lebte, aber mit dem reicheren Adel den Nationalstolz und den Haß gegen die Russen theilte. Diesen Adel ließ Murawiew massenweise verhaften und ins Innere Rußlands schleppen, so daß ganze Dörfer entleert wurden, die nunmehr mit Russen bevölkert werden sollten. Nachdem der polnische Adel schon so oft gegen die russische Herrschaft Aufruhr erhoben hatte, schien es die Absicht Rußlands zu seyn, ihn soviel als möglich auszurotten oder aus dem Lande wegzuführen und den Rest, der im Lande zurückblieb, durch die Emancipation der Bauern in Armuth und Unbedeutenheit herabzudrücken. 25 polnische Bauern im Nationalkostüm wurden als angeblich freiwillige Deputation des gesammten polnischen Bauernstandes nach St. Petersburg geschickt, um dem Kaiser für seine Gnade zu danken, und sie empfingen dort viele Liebkosungen. Indessen frägt es sich immer noch, ob die russische Politik sich nicht dennoch täuscht und ob nicht der energische Nationalgeist des polnischen Volksstammes aus der verblutenden Leiche des Adels in den noch gesunden Körper des durch die Emancipation zum Wohlstand und durch den Wohlstand zur Bildung berufenen Bauernstandes übergehen wird.

Rußland hoffte immer noch, alle slavischen Elemente verschmelzen zu können. Charakteristisch sind in dieser Beziehung die Erlasse des General Berg in Warschau und des General Murawiew in Wilna, beide vom Juli 1864. Berg schreibt, die polnische Nationalität habe keinen andern Schutz, als in Rußland. Wenn Rußland nicht gewesen

wäre, würde Polen jetzt schon germanisirt seyn. Russen und Polen seyen Brüder, welche zusammenhalten sollten gegen die Deutschen. Murawiew erklärte ganz einfach jeden Litthauer oder Polen, der nicht ganz und gar Russe würde, für einen Fremdling und Eindringling, den man ausstoßen müsse.

Der polnische Aufstand hatte seine letzten Kräfte erschöpft. Vom Ausland war ihm keine Hülfe zu Theil geworden. Der Terrorismus der demokratischen Partei hatte viele Freunde der polnischen Sache verscheucht und erbittert. Fürst Czartoryski trat aus dem Pariser Polencomité aus und Fürst Sapieha, der eben aus Oesterreich entflohen war, in dasselbe ein. Sie konnten nichts mehr ausrichten. Ebenso wenig die Revolutionspropaganda in London, obgleich Garibaldi den Engländern zurief: Verlaßt Polen nicht! In Galizien wurde die polnische Erhebung ernstlich unterdrückt, wenn auch gegen Einzelne Nachsicht geübt. In Posen wurden 250 Polen wegen Betheiligung am Aufstand im Laufe des Sommers vor preußische Gerichte gestellt. In Warschau selbst wurde vom General Berg am 5. August das Blutgericht über die geheime Nationalregierung gefällt, deren letzte Mitglieder mit ihrem Chef entdeckt und in die Hände der Russen gefallen waren. Der geheime Dictator, Oberst-Lieutenant Traugutt, der Baumeister Krajeski, der Buchhalter Tocyzki, der Professor Zulynski und der Revisor Jezioranski wurden gehängt, 16 andere, darunter 4 Frauenzimmer, zu schwerer Arbeit in den Bergwerken von Sibirien verurtheilt.

Schon im Juli 1864 berechneten russische und polnische Blätter den Verlust der Polen seit dem Beginn des Aufstandes zu 30,000 Insurgenten, die im offenen Kampfe fielen, zu 85,000, die ins Innere Rußlands oder nach Sibirien geschleppt wurden, zu 361 Personen, die auf russischen Befehl hingerichtet, und zu 945 Personen, die als Russenfreunde durch polnische Hängegensdarmen ermordet wurden.

War auch alles mißlungen, ſo gaben doch wenigſtens die Polinnen die Hoffnung nicht auf. Der oben erwähnte Schweizer v. Erlach ſagt: „Die Frauen ſind die wahre Seele des Aufſtandes. Jeder Stand und jede Farbe unter den Männern haben ihre Gegner. Vor den Frauen beugt ſich alles! ‚Wir ſind von unſern Müttern aus den dreißiger Jahren zehnmal entſchiedener erzogen worden, als ſie waren. Sie waren zehnmal entſchiedener als ihre Mütter in den neunziger Jahren, und wir werden unſere Töchter zehnmal entſchiedener erziehen, als wir ſelbſt ſind; die Moskowiten mögen uns nach Sibirien führen, uns an Fremde verheirathen, — mit der Muttermilch werden wir unſern Kindern die Liebe zum Mutterlande Polen, den Haß gegen ſeine Bedrücker einflößen. Um vor ſtets erneuerten Kämpfen ſicher zu ſeyn, bleibt ihnen nichts, als uns alle zu tödten.‘“

Unmittelbar nach dem Ausbruch der polniſchen Inſurrektion ließ der ruſſiſche Kaiſer durch den Grafen Sacken in Rom den Papſt erſuchen, die Polen im Namen der Kirche zur Ruhe zu ermahnen, indem er ihm bemerkte, jene Inſurrektion ſey von derſelben revolutionären Propaganda angeſchürt, die auch den päpſtlichen Thron umſtürzen wolle. Der h. Vater nahm indeß dieſe Auffaſſung nicht an. In ſeiner Antwort lag, wenn man zwiſchen den Zeilen las, eine Hindeutung darauf, daß Rußland das neue Königreich Italien, ein Werk jener Propaganda, ſelbſt anerkannt habe. Der Sinn der Antwort war, die katholiſche Kirche ſey durch die ſardiniſche und mazziniſtiſche Politik in Italien nicht ſchwerer bedroht, als durch die ruſſiſche in Polen. Solle der weltliche Gehorſam in Polen hergeſtellt werden, ſo müſſe vor allem der Kirche ihr Recht werden. Nur wenn der Kaiſer die katholiſche Kirche ſchütze, würden Treue und Gehorſam zurückkehren. Genug, der h. Vater in Rom wollte ſich nicht zu der Rolle erniedrigen, die einſt auch Kaiſer Nikolaus ſeinem Vorgänger, Gregor XVI., zugemuthet hatte.

Murawiew war es nun, der in seiner rücksichtslosen Art dem katholischen Klerus dieselbe Schuld beimaß, wie dem polnischen Adel, beide als Todfeinde des russischen Czarenthums angesehen wissen wollte und daher unablässig darauf drang, ihn wenn nicht zu vertilgen, doch ganz unschädlich zu machen. In der That betheiligte sich der katholische Klerus bei der Insurrektion. Schon am 12. Juni 1863 war deshalb ein Kapuziner, Konacski, in Warschau gehenkt worden, und binnen einem Jahre wurden nicht weniger als 183 polnische Geistliche, als welche die Insurrektion befördert hatten, oder wenigstens verdächtig waren, verhaftet. Es wäre auch zu verwundern gewesen, wenn sich die polnischen Kleriker ganz passiv hätten verhalten sollen, da sie oft genug erfahren hatten, wie feindlich die russische Politik nicht nur gegen ihre polnische Nationalität, sondern auch gegen ihre heilige Kirche gesinnt sey. Weil nun dieser polnische Klerus großen Einfluß auf das Volk hatte, hätte die russische Politik, jetzt wieder, wie schon früher, den Papst gern zum Werkzeug ausersehen, dem polnischen Klerus die geistigen Waffen zu entwinden, denen physische Gewalt allein nicht gewachsen war.

Weil nun ein Theil des polnischen Klerus auch bei dieser letzten Insurrektion compromittirt war, oder man ihm wenigstens eine zu große Vorliebe für die polnische Sache zuschrieb, wurde der gesammte polnische Klerus in Polen und Litthauen mit schweren Contributionen belastet, durch Verhaftungen decimirt und auf alle Art drangsalirt. Am grausamsten wüthete Murawiew gegen den Klerus, indem er zur Gewaltthat noch Hohn fügte. Unter andern verbot derselbe, neue katholische Kirchen zu bauen, ja auch nur neue Capellen oder Altäre zu errichten oder zu restauriren. Am 24. April erließ der gefangene Felinski aus Rußland einen Befehl an den Klerus in Warschau, wonach die bisherige Kirchentrauer um ihn aufhören sollte. Der von seiner Heerde entfernte Hirt wollte auch jetzt noch versöhnen.

Pius IX. in Rom konnte sich aber nicht enthalten, in einer Allocution am 24. April 1864 alle Gläubigen aufzufordern, für das unglückliche Polen zu beten: „Das Blut der Schwachen und Unschuldigen schreit um Rache zum Throne des Ewigen gegen jene, die es vergießen. Ich fürchte, wenn ich schweigen würde, auf mich die Strafe des Himmels herabzurufen. Das Gewissen zwingt mich, meine Stimme gegen jenen mächtigen Fürsten zu erheben, dessen Staaten sich bis zum Pol erstrecken. Dieser Monarch verfolgt die polnische Nation mit wilder Grausamkeit und hat das ruchlose Werk unternommen, die katholische Religion in Polen auszurotten. Die Priester werden gewaltsam ihrer Heerde entrissen, oder zu entehrenden Strafen verurtheilt. Jener Potentat hat sich eine Gewalt angemaßt, die der Statthalter Christi selbst nicht besitzt, indem er den Erzbischof von Warschau nicht nur gefangen nahm, sondern auch des Amts entsetzte. Indem wir gegen solche Acte unsern Tadel schleudern, wollen wir damit die europäische Revolution nicht ermuthigen, denn wir unterscheiden zwischen dem socialen Umsturz und dem legitimen Recht der Nationen, welche für ihre Unabhängigkeit und ihre Religion kämpfen. Wir erklären daher, daß wir allen denen, welche am heutigen Tage für Polen beten, unsern apostolischen Segen geben. Beten wir!" In demselben Augenblicke sanken alle Anwesenden auf die Knie. Die Stimme des Papstes, sagt die „Gazette du Midi," klang wie Donner und seine Stirn war vom heiligen Zorn geröthet. Man suchte diesen ungewöhnlichen Zorn dadurch zu erklären, daß der Papst Grund hatte, in diesem Falle auf die Zustimmung des Kaisers der Franzosen zu zählen. Allein der h. Vater bedurfte von dieser Seite her keine Aufmunterung. Er hatte Muth genug gehabt, sich auch dem Kaiser der Franzosen zu widersetzen. In einer neuen Encyclica vom 30. Juli wurden die Klagen gegen Rußland aufs neue laut erhoben.

Der Papst kündigte an, er werde den Josuphat Kuncowicz, unirten

Erzbiſchof von Poloczk, der 1623 von den Ruſſen erſchlagen worden war, canoniſiren. Dagegen enthielt der Petersburger „Invalide" im Dezember einen wuthſchnaubenden Artikel.

Zur Antwort diente die Aufhebung von allen katholiſchen Klöſtern in Polen bis auf 39, die man beſtehen ließ. Auch verſprach General Murawiew dem Kaiſer, wenn er ihn machen laſſen wolle, in kurzer Zeit ganz Litthauen zu dekatholiſiren und für die ruſſiſche Kirche zu gewinnen. Der Kaiſer ging zwar nicht darauf ein, aber der General that doch alles, um ſeinen Plan durchzuſetzen. Er entvölkerte Litthauen, ſchickte ganze Dorfgemeinden ins Innere Rußlands und erſetzte ſie durch Ruſſen. Er rottete den Adel aus oder verjagte ihn und confiscirte ſeine Güter. Er kerkerte alle verdächtigen katholiſchen Prieſter ein. Indem er aber die Bauern emancipirte, konnte der Adel die katholiſche Kirche nicht mehr unterhalten und wollten die Bauern die Verpflichtung dazu nicht übernehmen, ſo daß ſich viele Pfarrer in der größten Noth ſahen. Was die Drohung mit der Knute und Sibirien dazu gethan, mag man ſich denken. Im März 1865 erfuhr man, bereits 24 katholiſche Pfarrer in Litthauen hätten dem eiſernen General ihren Uebertritt zur ruſſiſchen Kirche angezeigt.

Der Bevölkerungswechſel, den Murawiew beliebte, erinnerte an die großartigen Proceduren des Nebukadnezar, der ganze Völker ihre Sitze vertauſchen ließ. Man berechnete ſchon im Mai 1864, daß er damals bereits 250,000 Litthauer heerdenweiſe habe wegtreiben laſſen nach den weiten Steppen des Gouvernement Orenburg. Zwar wurde Murawiew Anfang Mai 1865 entlaſſen und durch den General Kaufmann erſetzt, allein Briefe aus Wilna, die im September in die öffentlichen Blätter kamen, meldeten eine neue ruſſiſche Barbarei. Aus dem hiſtoriſch-archäologiſchen Muſeum ſeyen plötzlich durch ruſſiſche Soldaten alle Schätze und ehrenvollen Denkmäler der Litthauer und Polen weggenommen und vernichtet worden, unter anderem das Fernrohr Kos-

ciuszkos, die Guitarre des Dichters Karpinski, das Kleid Skaryos' und vieles andere, woran die Litthauer und Polen mit Pietät hingen.

Im September 1864 sah sich die sächsische Regierung in Folge einer russischen Beschwerde veranlaßt, die in Dresden sich anhäufenden polnischen Flüchtlinge auszuweisen. Auch in Bayern konnten sie nicht geduldet werden. Viele von ihnen kamen in der Schweiz in großer Noth an.*) In dieselbe Schweiz wurde im März 1865 Langiewicz aus Oesterreich frei entlassen.

Im October 1864 war dem Prinzen Napoleon in seinem Organ Opinion nationale gestattet, dem Mitleid der Franzosen mit den grausam unterdrückten Polen folgenden sarkastischen Ausdruck zu geben: „Kaiser Alexander ist in der ganzen Welt wegen seiner Herzensgüte und Sanftmuth bekannt. Der Herrscher, der so viele Frauen zu Witwen gemacht und ihnen verboten hat, für ihre auf seinen Befehl gehenkten oder deportirten Gatten Trauer zu tragen, ist der zärtlichste Ehemann. Der Herrscher, der so viele Kinder zu Waisen gemacht, ist ein guter Familienvater. Der Staatsmann, unter dessen Regierung vor den Augen des entsetzten Europa mehr Verbrechen als seit dreißig Jahren in den fünf Welttheilen begangen worden sind, der solche ersinnt und vollbringt, ist ein vollendeter Gentleman, dem das Herz bluten muß, wenn politische Gründe ihm gebieten, das blutdürstige Ungeheuer Murawiew mit dem Andreaskreuz zu dekoriren."

*) Unter den 1862 in Warschau verhafteten Polen befand sich auch der Generalstabscapitän Jaroslaw Dombrowski, welcher zwei Jahre später zu schwerer Arbeit nach Sibirien verurtheilt wurde, aber auf dem Transport entsprang und in Frauenkleidern allen Verfolgungen der Polizei entging und über St. Petersburg und Finnland nach Stockholm entkam. Seine junge Frau, mit der er sich im Gefängniß zu Warschau hatte trauen lassen, war in der Stadt Orbatof internirt worden, war aber gleichfalls entflohen und hatte sich unterwegs mit ihrem Gatten vereinigt. Sehr lesenswerth ist auch v. Falken, aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten, 1869.

Inzwiſchen dauerten die Hinrichtungen in Polen fort, da immer noch verſteckte Theilnehmer an der Revolution entdeckt wurden. Am 17. Februar ſtarb der vormalige geheime Stadtchef Waſzkowski und mit ihm Szafarczyk am Galgen. Um das ohnehin durch Mord, Fortſchleppung und Flucht decimirte Polen vollends männerlos zu machen, hob Rußland in Polen wieder Rekruten aus, 6½ pro mille. Auch wurden alle polniſchen Beamten, die nicht ruſſiſch verſtanden, entlaſſen, die ruſſiſche Sprache in der Verwaltung und in der Schule eingeführt.

Die unterdrückte Partei rächte ſich durch zahlreiche Brandlegungen, die im Frühjahr und Sommer 1865 fortdauerten. Sie begannen im Mai in den altpolniſchen Provinzen, wo die Städte Kolomna, Horodenka, Bels, Kulikow, Roſatyn, Tarnopol in Aſche gelegt wurden. Die Brände wiederholten ſich in Moskau ſelbſt; in Simbirsk (mehrmals), Kozlow. Im Juli im Königreich Polen. Kowno, Roſſiny, Pilica gingen in Rauch auf. Man zählte im Juni und Juli 120 große Brände in Alt- und Neupolen.

Daraus, daß am 17. Mai 1865 für Murawiew General Kaufmann als Gouverneur in Litthauen eintrat, folgte nicht, daß er das Syſtem gemildert hätte. Am 22. Dez. wurde allen Polen in den weſtlichen Gouvernements des ruſſiſchen Reichs verboten, Güter zu kaufen. In Litthauen und Volhynien, hieß es in den Zeitungen, würden die Kinder der Armen gewaltſam von ruſſiſchen Popen getauft und werde dagegen die katholiſche Taufe beſteuert, der Knabe mit 10, das Mädchen mit 5 Rubel; wenn die Eltern die Kinder griechiſch taufen laſſen wollen, bekommen ſie 25 Rubel. Aus den Schulen iſt die polniſche Sprache verbannt, aus den Kirchen ſind es die alten religiöſen Geſänge. In Volhynien wird nur eine katholiſche Kirche in jedem Kreiſe geduldet. Wenn ein Katholik ſtirbt, drängt ſich der Pope an ſein Bette und ertheilt ihm wider Willen das Sakrament. Fortan

gehört ſeine ganze Familie der griechiſchen Kirche an. Während die katholiſchen Kirchen zerfallen oder verſchloſſen ſind, werden griechiſche gebaut. Rubel und Schnaps locken zur griechiſchen, Bajonnette und Knute ſchrecken von der katholiſchen Kirche zurück.

Auch im Königreich Polen wurden die Bauern zur griechiſchen Kirche hinüber gelockt. Von roher Natur und gegen alles geiſtige Leben gleichgültig, ließen ſie ſich durch materielle Vortheile leicht bewegen, das religiöſe Ceremoniell zu ändern, ſo daß am Ende des Jahres 1865 ſchon in einer großen Anzahl von polniſchen Gemeinden die Mehrheit zur griechiſchen Kirche übergetreten war.*)

Nachdem am 27. September der Verweſer des Erzbisthums, Erzewuski, nebſt zwei Biſchöfen verhaftet und nach Rußland abgeführt worden war, wurde zwar vom Kaiſer an ſeine Stelle Zwolinski zum Adminiſtrator ernannt, aber die katholiſche Kirche in Polen immer härter bedrängt, alles katholiſche Kirchengut confiscirt und der Klerus auf ruſſiſchen Sold geſetzt. In den Schulen und allen öffentlichen Etabliſſements wurde nur noch die ruſſiſche Sprache geduldet. Auch wurde den Polen in Polen ſelbſt nicht mehr erlaubt, Grund und Boden zu erwerben, außer durch Erbſchaft.

General Kaufmann, obgleich ſelbſt ein Deutſcher, gerieth in den heftigſten Zorn, als ihn die Deutſchen in Wilna mit einer Inſchrift in deutſcher Sprache „Willkommen“ hießen, und befahl aufs ſchärfſte, ihn nur in ruſſiſcher Sprache anzureden.

---

*) Augsb. Allg. Zeitung 1866, Nr. 9.

Drittes Buch.

Rußlands Eroberungen in Asien.

Während Rußland seit dem Krimkrieg nach der europäischen Seite hin Frieden hielt, die Türkei nicht mehr beunruhigte, sich auch in den dänischen Krieg nicht thätig einmischte und nur die Revolution in Polen mit eiserner Gewalt unterdrückte, setzte es, wie hinter einem Vorhang und von den europäischen Mächten wenig beachtet, seine Eroberungen in Asien fort.

Das geschah ohne Zweifel nach einem großartigen Plane, ohne alle Uebereilung und mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln, denn es bedurfte keiner großen Armeen, um mit den ewig uneinigen tatarischen Horden, mit den kleinen muhamedanischen Höfen, welche sittlich verkommen und gleichfalls immer uneinig waren, und mit den feigen Chinesen fertig zu werden. Man darf nicht zweifeln, daß es im Plane der russischen Politik lag, alle Länder im Norden von Persien und Indien und im Westen Chinas dem russischen Reich einzuverleiben, soweit dies nicht schon geschehen war. Weiter bezweckte Rußs-

land die Unterwerfung auch des ganzen muhamedanischen und englischen Südens von Asien, sowie ein immer weiteres Vorrücken ins chinesische Reich, mit einem Wort die Eroberung von ganz Asien. Es handelt sich hier um ein Welteroberungssystem wie in den alten Weltmonarchien von Babylon, Assyrien, Persien, Makedonien und Rom. Wie nach der europäischen Seite hin Rußland unaufhörlich erobert, die deutschen Ostseeküsten, Finnland, Litthauen und Polen, die Ukraine, Bessarabien, die Krim sich einverleibt hat, so hat es auch seine Eroberungen auf der asiatischen Seite nach allen Richtungen ausgedehnt, den ganzen Kaukasus und das dahinter liegende Transkaukasien den Türken, Armenien den Persern, Chiwa und Kokhand den freien Turkomannen und das große Amurland den Chinesen entrissen, nachdem der ganze ungeheure Norden Asiens unter dem Namen Sibirien schon längst in seine Gewalt gekommen ist.

Nach der Gefangennehmung Schamyls im J. 1859 ging das Trauerspiel im Kaukasus rasch zu Ende. Die tapfern, aber zu sehr durch ihre Thäler isolirten und oft sogar einander feindlichen Gebirgsstämme fanden keinen Führer mehr, der sie wieder vereinigt und neu begeistert hätte. Viele der kleinern Häuptlinge ließen sich durch russisches Gold verführen, von der Sache des Vaterlands abzufallen. Die Uebrigen wurden immer mehr durch die Russen bedrängt. Die Russen bahnten sich Wege in die bisher unzugänglichsten Gebirgsthäler, schlugen ganze Wälder nieder und schoben ihre Blockhäuser und Befestigungen immer weiter vor, wie einst die alten Römer in den Alpen. Den Eingeborenen blieb nur die Wahl, sich unbedingt zu unterwerfen, bis auf den Tod zu kämpfen oder zu flüchten. Als Kaiser Alexander II. im J. 1862 den Kaukasus besuchte, empfing er eine Deputation der Ubykhs, eines besonders energischen Tscherkessenstammes. Dieses Volk bat ihn, er möge sie in ihren uralten Sitzen

belaſſen, wogegen ſie gelobten, die ruſſiſche Grenze nicht beunruhigen zu wollen. Der Kaiſer aber ſchlug es ihnen ab und verlangte unbedingte Unterwerfung, angeblich weil er ihnen wegen ihrer Raubſucht nicht trauen konnte, in Wahrheit, weil es gegen Rußlands Syſtem wäre, innerhalb des Czarenreichs ein freies Volk zu dulden. Der Kaiſer ließ ihnen, ſofern ſie nicht ſeine Unterthanen werden wollten, keine andere Wahl, als Krieg auf Leben und Tod, oder Auswanderung nach der Türkei. Sie wählten den Krieg, allein ſie unterlagen der ruſſiſchen Uebermacht und als ſie erkannten, ſie könnten nicht länger widerſtehen, brachen ſie im Frühjahr 1864 plötzlich alle auf und flohen nach der türkiſchen Grenze. So berichtete Lord Napier in einer Depeſche vom 23. Mai 1864 an Lord Ruſſel.

Aus Conſtantinopel erfuhr man, es ſeyen plötzlich 60—70,000 Ubykhs in Trapezunt und 110—120,000 in Samſum an der Südküſte des ſchwarzen Meeres angekommen, aber in grenzenloſem Elend. Sie waren mit Weibern und Kindern auf den wenigen Schiffen, die ihnen an der Weſtküſte von den Ruſſen bewilligt worden waren, ſo zuſammengedrängt, daß auf der Ueberfahrt 134 Menſchen erſtickten. Die Uebrigen kamen faſt verhungert an und erkrankten, da von türkiſcher Seite keine Hülfe für ſie vorausgeſehen war. Man mußte erſt in Conſtantinopel für ſie ſammeln und Befehle ertheilen, um ſie irgendwie unterzubringen. Bei alledem wurde in ruſſiſchen Zeitungen gerühmt, Großfürſt Michael ſey perſönlich an die Oſtküſte des ſchwarzen Meeres geeilt, um die von den Bergen herabſteigenden Auswanderer großmüthig mit Schiffen und Proviant zu verſehen. In der Mitte des Juni hielt der Großfürſt als Pacificator des Kaukaſus einen Triumpheinzug in Tiflis und in St. Petersburg feierte man ein großes Dankfeſt. Schon Tacitus hat einmal geſagt: ubi solitudinem faciunt, pacem appellant.

Im Frühjahr 1864 wanderten abermals 300,000 Tſcherkeſſen

den andern nach und verließen ihre geliebte Heimath, um nicht den Russen unterthan zu werden. Es bezeichnet die moralische Herabgekommenheit der muhamedanischen Welt, daß diese fromme, tapfere und schöne Menschenrace bei ihren Glaubensgenossen im türkischen Kleinasien nur eine schlechte Aufnahme fand. Die Tscherkessen gingen größtentheils in Hunger und Elend zu Grunde. Ein Theil siedelte in die europäische Türkei über und suchte vergebens über die Donau ins russische Reich zurückzukehren.

Die europäischen Mächte werden es einst schwer bereuen, daß sie im Jahr 1854, in welchem Schamyl mit dem Heldenvolk der Tscherkessen noch ungeschwächt dastand, den Kaukasus nicht durch Hülfstruppen, die vom schwarzen Meere her leicht landen konnten, geschützt haben.

Freiherr von Warsberg lernte die geflüchteten Tscherkessen in Constantinopel kennen und schildert sie in seinem Buch „ein Sommer im Orient" als das schönste Volk der Welt. „Es sind große stolze Männer, die dort hinter ihren Wasserpfeifen auf den Strohschemeln sitzen, ausgestreckt auf dem Boden liegen, oder mit gekreuzten Armen an der Gartenmauer lehnen. So ruhig ihre Blicke, keiner ist geistlos; Alle, der ärmlichst wie der reich Gekleidete, haben, wie sie schmächtig und in die Höhe gezogen sind, auch etwas Aufrechtes uud Gerades in ihrer Haltung und in ihrem Gange, wie das bei uns nur den Männern eigenthümlich ist, welche gewohnt sind, auf den Höhen des Lebens zu stehen. Keinen sah ich, der den Kopf mit dem adelig langen Oval des Gesichtes anders als hoch erhoben mit frei in die Welt hinausschauendem Blicke auf dem länglichen Halse getragen hätte. Die Schultern fallen stark abwärts, ganz das, was man in Frankreich une belle chute d'épaule nennt. Stierköpfig und breitschulterig habe ich keinen Tscherkessen gesehen. Es wird ihre Körperbildung überhaupt von einem das Colossale Liebenden getadelt

werden. Svelte iſt das einzige Wort, das ihre Erſcheinung und ihre Bewegung wiedergibt; ihre Knöchel ſind es und ihr Gang iſt es. Es iſt ein Volk, als ob es von Göttern abſtamme.“ Dieſe Tſcherkeſſen gereichen der europäiſchen Staatsweisheit zu tiefer Beſchämung. Wie leicht wäre es geweſen, die edlen Völker des Kaukaſus vor der ruſſiſchen Verknechtung, Verknutung, Verſchnapſung ſammt allen andern ruſſiſchen Corruptionen, die man dort Civiliſation nennt, zu retten, wenn die Mächte des mittlern und weſtlichen Europa es mit vereinter Kraft hätten durchſetzen wollen. Das heldenmüthigſte und ſchönſte Volk der Erde muß jetzt in der Fremde elend verkommen, als ob die heutige Menſchheit eine edle Race gar nicht mehr vertragen könnte und ſie lieber zu Grunde gehen ließe, als ſich vor ihr ſchämen zu müſſen.

In Perſien waltete ſchon längſt ruſſiſcher Einfluß vor und zwar hauptſächlich wegen des tiefen Haſſes, der zwiſchen Perſern und Türken beſteht. Wenn dieſe beiden Völker zuſammenhielten, hätten ſie die Eroberung des Kaukaſus durch die Ruſſen und das weitere Umſichgreifen der letztern im mittlern Aſien verhindern können. Aber ſie ſind einander ſpinnefeind. Obgleich beide Muhamedaner, gehören doch die Perſer der ſchiitiſchen, die Türken der ſunnitiſchen Sekte an, die gegen einander noch viel feindſeliger geſtimmt ſind, als irgend Katholiken und Proteſtanten unter den Chriſten. Die Perſer ſind ein altes Culturvolk, daher gebildeter, aber auch verweichlichter und verdorbener als die Türken. Sie umgehen die ſtrengen Geſetze des Islam.

Der gegenwärtige Schah Naſr-ed-in (gewöhnlich Naſureddin genannt) wird von Brugſch, welcher 1860 die erſte preußiſche Geſandtſchaft begleitete, deren Chef Herr v. Minutoli war, folgendermaßen geſchildert: „Wir befanden uns vor dem Schah. Ein ſchöner Mann, anfangender Dreißiger, mit klugen durchdringenden Zügen und großem ſchwarzem Schnurrbart. Er trug einen hellleuchtenden goldbrokatenen

Kaftan, den auf der Bruſt eine Agraffe von echten Perlen und blauen Edelſteinen zuſammenhielt. Sein Haupt bedeckte die perſiſche hohe ſchwarze Pelzmütze, welche ein Büſchel von Glasfedern und eine koſtbare Diamantagraffe zierte. Im Uebrigen war der Schah europäiſch gekleidet, in weißen Strümpfen vor ſeinem von Diamanten und Steinen blitzenden Thron ſtehend.“ Er empfing das Bild Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, die Inſignien des ſchwarzen Adler-Ordens und andere Geſchenke, und äußerte ſeine Freude über die Ankunft einer preußiſchen Geſandtſchaft in Perſien, wohin noch nie eine gekommen war.

Der Charakter der Perſer wird von Brugſch nicht gerühmt. Mit dem barbariſchen Elemente roher Grauſamkeit verbindet ſich bei ihnen eine erſtaunliche Verſchmitztheit, wovon uns eine Menge Beiſpiele erzählt werden. Damit verbinden ſie eine ganz außerordentliche Höflichkeit mit devoten und blumenreichen Redensarten. Von den perſiſchen Frauen, obgleich ſie ihm nicht zugänglich waren, hat doch Brugſch erkundet, daß man unter ihnen weit mehr edle und feingebildete, mit Literatur und Poeſie ſich beſchäftigende Damen findet, als unter den Türkinnen. Gleichwohl iſt das Familienleben in Perſien häufig gar ſehr zerrüttet und wird namentlich geklagt, daß die Kinder ſchon von früher Jugend an verdorben werden. Es geſchieht etwas für Kunſt in Perſien. Der gegenwärtige Schah iſt ein großer Freund der Malerei und insbeſondere der Photographie, die er viel benutzt. Auch hat der Schah einen perſiſchen Künſtler nach Rom geſchickt, um ſich in der Malerei auszubilden.

Die berühmte perſiſche Stadt Schiraz fand der nämliche Autor ſehr reizend liegen, auch das Volk war hier auffallend ſchön. Doch fehlt es auch hier nicht an ſchlimmen Seiten. Der berühmte Wein iſt für eine europäiſche Zunge viel zu feurig und ſcharf, als ob er gepfeffert wäre. Die berühmten Roſen von Schiraz exiſtiren gar

nicht, das hier beliebte Roſenöl kommt aus Indien. Den Charakter der Einwohner bezeichnet Herr Brugſch als Treuloſigkeit, Doppelzüngigkeit und Unverſchämtheit. Schiraz war die Heimath des berühmten Dichters Hafis, welchen Hammer überſetzt, Göthe und Bodenſtedt nachgeahmt haben und deſſen Ruhm daher auch bei uns ſehr verbreitet iſt. Auch Herr Brugſch preist ihn und ſagt von ihm: „Hafis war ein fröhlicher Derwiſch, der in ſeine Welt mit lauter Stimme hineinſang, was das glühende Herz empfand, und der bei der aufrichtigſten Verehrung des Göttlichen dem rein Menſchlichen ſeine Huldigung nicht verſagt.“ Das iſt unwahr, obgleich beinahe alle Literargeſchichten dem perſiſchen Dichter ein ähnliches Lob ſpenden. Hafis war der frechſte Religionsſpötter, in dem nicht ein Funken von Gottesfurcht wiederzuerkennen iſt. Wiſſentlich und mit äußerſter Keckheit trat er den Geboten Allahs und ſeines Propheten entgegen und rühmte ſich mitten unter Muhamedanern, denen der Wein verboten iſt, einer ewigen Trunkenheit. Im chriſtlichen Europa wird freilich niemand etwas gegen ſeine Weinlieder einwenden und man am Ende auch ſeine üppigſten Liebeslieder paſſiren laſſen. Das aber iſt nicht wohl zu verantworten, daß deutſche Literarhiſtoriker die Hauptſache verſchweigen, nämlich die tiefe Verſunkenheit des Hafis in das griechiſche Laſter. Bei weitem die meiſten ſeiner Liebeslieder ſind an Knaben und nicht an Mädchen gerichtet. Er fordert in ſeinen unverſchämten Liedern jedermann zur Knabenſchänderei auf. Das ſey das höchſte Gut auf Erden. Man lebe nur einmal und ſey ein Thor, wenn man nicht genieße. Was man von Gott, von der Vergeltung, überhaupt von der andern Welt nach dem Tode ſage, ſey alles Lüge. Frech ſagt er, er bedürfe des Paradieſes nicht, denn erſtens gebe es keines und zweitens ſey ihm die Schenke ſchon Paradies genug. Einmal ſagt er, die Mitte des Leibes ſey das Centrum der Welt. Zur koloſſalſten Frechheit aber ſteigert er ſich, indem er

einmal den Frommen zuruft, wenn es wirklich einen Himmel gebe, ſo wolle er, Hafis, machen, daß in demſelben Anachid (Anaitis), die alte heidniſche Liebesgöttin, die Zither zu ſeinem Liede ſpiele und Hafreddi Iſſia (Jeſus) dazu tanzen ſolle. Jedoch hat man, um die in den Liedern des Hafis liegende Lehre des Laſters zu maskiren, ſchon zu ſeiner Zeit eine Fiction angenommen und verbreitet, wonach in ſeinen gemeinſten Schelmenliedern ein tiefer myſtiſcher Sinn verborgen liegen ſoll. Sogar Männer des Geſetzes haben dieſe Vorausſetzung gutgeheißen, um den Mächtigen zu ſchmeicheln, welche ſich an den Frechheiten des Dichters labten, und um den Widerſpruch der Strenggläubigen zu beſchwichtigen. Es iſt nun der Wahrheitsliebe, der wiſſenſchaftlichen Treue und des ſittlichen Gefühls unſeres erleuchteten Jahrhunderts in keiner Weiſe würdig, auch jetzt noch immer einen ſo laſterhaften Dichter zu entſchuldigen und dem deutſchen Publikum anzupreiſen.

Auch Vambery bemerkt in ſeinen „Wanderungen," nichts charakteriſire die neuen Perſer beſſer, als das Doppelgeſicht, welches ſie dem Hafis zukehren. „Denn während Einige ſeine Lieder bei fröhlichen Zechgelagen ſingen, pflegen Andere wieder das Buch als eine heilige Schrift zu betrachten, um aus demſelben gleich einem Orakel ihre Zukunft zu erfahren. Nach dem Koran kennen Letztere das Buch Hafis' als das größte, man öffnet es aufs Gerathewohl und will aus dem aufgeſchlagenen Blatte ſein Glück oder Unglück erfahren." Schon in frühern Jahrhunderten wurde dieſe Zweideutigkeit in ein Syſtem gebracht. Muhamedaniſche Gelehrte gaben ſich dazu her, myſtiſche Commentare zu den Gedichten des Hafis zu ſchreiben, worin ſie ſeine grobſinnliche Liebe als geheimnißvollen Zug der Seele zu Gott auffaßten, wie auch chriſtliche Schwärmer die Seele als Braut Chriſti halb im Sinne des Hohenliedes, halb nach dem Roman des Apulejus wie Pſyche und Amor auffaßten. Jene

muhamedaniſchen Myſtiker waren aber keine Schwärmer, ſondern ſtanden nur im Dienſt jener üppigen Herrſcher und Vornehmen, welche ihre Vorliebe für Hafis vor dem Volk entſchuldigt wiſſen wollten. Es war die gottloſeſte Heuchelei und läßt ſich mit nichts beſſerem vergleichen, als mit den Drehorgeln in London, die man an Sonntagen hinter feſtverſchloſſenen Fenſtern geiſtliche Melodien ſpielen läßt, damit die Vorübergehenden auf der Straße glauben ſollen, man ſey im Innern des Hauſes mit frommer Andacht beſchäftigt, während man die unſittlichſten Orgien feiert.

Die lange Gewohnheit der äußern religiöſen Heuchelei und geheimen Freigeiſterei hat Erſcheinungen in Perſien hervorgebracht, die den Fremden als koloſſaler Widerſpruch überraſchen. Auf der einen Seite nämlich ſind die Perſer fanatiſche Schiiten, d. h. Anhänger des Ali, der als Schwiegerſohn des Propheten Muhamed durch Mord vom Kalifat verdrängt wurde, und als ſolche Todfeinde der Sunniten, d. h. der Anhänger der damals ſiegreichen, zwar gleichfalls mit dem Propheten verwandten, doch nicht ſo nahe verwandten Kalifenpartei. Da ſich nun zu der letztern auch die Türken bekennen, ſo beſteht zwiſchen Perſern und Türken eine glühende Feindſchaft, noch genährt durch die große Verſchiedenheit der beiden Racen. Da Vambery als Sunnite reiste, hatte er Gelegenheit, oft genug die Abneigung der Perſer zu erproben. Dieſelbe wird auch von der Regierung auf alle Weiſe genährt, da der Türke der alte Nationalfeind der Perſer iſt. Die letztern führen ſ. g. Tazies auf, ungefähr daſſelbe, was die autos sacramentales der Spanier ſind, geiſtliche Schauſpiele, halb allegoriſch, halb hiſtoriſch. Man könnte ſogar fragen, ob die Spanier, die ſo vieles von den Muhamedanern gelernt haben, nicht vielleicht auch die Idee zu ihren autos von ihnen überkommen haben. Vambery beſchreibt ein ſolches Schauſpiel, welches er in der beſonders für heilig gehaltenen Stadt Zendſchans aufführen ſah. „Bevor das

eigentliche Stück beginnen sollte, stellte sich ein Derwisch von verwirrtem Aussehen, welches wahrscheinlich dem unmäßigen Genusse von Opium zuzuschreiben ist, auf die Bühne mit einem gewaltigen Rufe: Ja Mu monin! (oh, ihr Rechtgläubigen) und es war augenblicklich stille. Er fing ein langes Gebet zu recitiren an, in welchem er die Tugenden, Heldenthaten der schiitischen Großen hervorhob und in eben solch hyperbolischen Ausdrücken die Laster und die Bosheit der sunnitischen Welt schilderte. Als er zu den hervorragendsten Männern der letztern Secte kam, rief er: ‚Brüder, diesen wolltet ihr nicht fluchen, diese nicht verdammen? Ich sage Fluch den drei Hunden, den Usurpatoren Abu Bekr, Omar und Osman!' Er blieb stehen und die ganze Versammlung hob an einstimmig mit bischbad, bischbad (noch mehr sey es, noch mehr sey es) seine Flüche und Verwünschungen zu betheuern. Er ging weiter, er fluchte Ajeschah, der Frau des Propheten, er fluchte Moavie, dessen Nachfolger Jezid, Schamr und allen notorischen Feinden des Schiismus. Bei jedem Namen blieb er stehen und bei jedem Namen donnerte von der Menge ein gewaltiges bischbad entgegen." Das Stück selbst hatte den jammervollen Untergang des Sohnes und der Enkel Alis zum Gegenstande und wurde auf das ergreifendste und rührendste dargestellt, so daß alles weinen mußte. Am Hofe zu Teheran sollen diese Stücke noch schöner aufgeführt werden.

Wenn man nun dieses Perservolk betrachtet mit diesem öffentlichen Fanatismus und mit der oben geschilderten Lüderlichkeit, so muß man billig fragen, was vermögen englische und nordamerikanische Missionäre hier auszurichten? Hier eine Anekdote. „Ein amerikanischer Missionär hatte nicht so sehr durch die Kraft seiner Ueberredung, als durch 25 Dukaten Spende einen Isfahaner in die Zahl seiner Bekehrten aufgenommen. Der Perser setzte eine Kappe auf, trug europäische Kleider und war ein ganzer Frengi, natürlich so

lange der gute Miſſionär in Jsfahan war. Dieſer reiste nach Schiraz und als er nach einigen Wochen wieder hieher zurückkam, fand er ſeinen Chriſten wieder als wilden Perſer und Schiiten. Er war höchſt aufgebracht, citirte ihn vors Gericht und wollte wenigſtens ſeine 25 Dukaten zurück haben. Die Richter waren ſchon verlegen in Hinſicht des Urtheils, als der Perſer ganz naiv bemerkte: ‚Mein lieber Sahib (Herr), du haſt mir 25 Dukaten gegeben, ich war dafür drei Wochen lange Chriſt. Jch gebe dir nun wieder 25 Dukaten, ſey du drei Wochen lang Muhamedaner.‘“

Genug, um die heutigen Perſer einigermaßen zu charakteriſiren. Der Schah iſt ſchwach, die Armee, die Verwaltung, die Finanzen ſind im diſſoluteſten Zuſtande. Nicht einmal der barbariſchen Turkomannen können die Perſer Meiſter werden, die ungeſtraft an ihren Grenzen plündern und die friedlichen Einwohner als Sklaven wegſchleppen. Bei dem fanatiſchen Türkenhaß dieſer Perſer, der jedes energiſche Zuſammenſtehen der Muhamedaner hindert, begreift man leicht, welches bequeme Feld von Jntrigue hier der ruſſiſchen Diplomatie geöffnet iſt, und die engliſche Diplomatie iſt zu träge geworden, um ihr kräftig genug entgegenzuwirken.

Alſo konnte Rußland, unbekümmert um Perſien, im Rücken dieſes Landes vorgehen und ſeinen Keil zwiſchen die zahlreichen und tapfern, aber immer uneinigen und unter ſich im Krieg befindlichen Turkomannen und Usbeken hineintreiben, auf dem kürzeſten Wege nach Britiſch-Jndien. Unter dem Vorwand, das ruſſiſche Gebiet gegen die turkomanniſchen Räuber ſchützen zu müſſen, wie Fürſt Gortſchakof die europäiſchen Großmächte tröſtend und beruhigend verſicherte, wurde ruſſiſcherſeits immerfort erobert. Am 9. Mai 1865 erfocht der ruſſiſche General Tſchernajef einen Sieg über die Turkomannen von Kokhand unter ihrem Chan Sadik Keniſſarim unfern von der Hauptſtadt Taſchkund und eroberte dieſe Stadt. Nun brach

zwar Mozaffar, der Chan von Bochara, mit 40,000 Mann gegen die Russen auf, wurde aber am 20. Mai 1866 bei Irdschar durch deren Artilleriefeuer in wilde Flucht gejagt. Die Russen haben hierauf auch die berühmte alte Hauptstadt Samarkand besetzt und Persien den Besitz von Herat abkaufen wollen. Somit stehen sie den Grenzen von Englisch-Ostindien schon ganz nahe.

Die kleinen Turkomannenstaaten am Jaxartes, jeder einzelne stolz auf seine Unabhängigkeit und von Eifersucht und Neid gegen einander verzehrt, verhalten sich ganz so, wie sich bisher unsere deutschen Mittelstaaten verhalten haben. Die Vergleichung ist für uns nicht schmeichelhaft, trifft aber zu. Der Schwäbische Merkur vom 22. August 1867 sagte sehr richtig: „Ein Czaar könnte einmal seine ungeheuern Mittel benutzen, um den czechischen Keil gegen Deutschland anzutreiben. Solchen Massenbildungen gegenüber ist es äußerste Pflicht für Deutschland, auch seine Kraft durch Einigung zu stärken, um nicht zwischen den Großmächten zerrieben zu werden, wie die s. g. unabhängigen Staatlein am Jaxartes."

Die Russen halten ihre Eroberungen in Centralasien geheim. Nur selten gelangen vereinzelte Nachrichten davon nach Europa. Daß sie niemand beunruhigen dürfen, hat Fürst Gortschakof in einem Umlaufschreiben an die Großmächte ausdrücklich erklärt. Rußland, behauptet er, habe eine rein defensive Stellung in jenen fernen Regionen, es wolle nur seinen Handel gegen die Räubereien der Turkomannen beschützen und Taschkund sey die letzte Station, deren es zu diesem Behufe bedürfe. Nun verhält es sich aber, wie sich von der unablässigen Eroberungslust Rußlands erwarten läßt, in der Wirklichkeit ganz anders, als in den beschönigenden Umlaufschreiben der russischen Diplomatie. Aufschluß darüber verdanken wir dem bekannten Reisenden Vambery, der, wie er in seinen Skizzen aus Mittelasien 1865 erzählt, als Derwisch verkleidet von Persien aus die ganze turkoman-

niſche Steppe durchwanderte. Im Jahr 1862 fand er die Bevölkerung daſelbſt, wie ſie in folgender Skizze geſchildert iſt.

„Die unabhängigen Turkomannen ſind gleich den arabiſchen Beduinen, von denen ſie ihre feurigen Pferde entlehnt haben, nur räuberiſche Nomaden. Pflege ihrer Roſſe und Raub ſind ihr einziges Tagewerk. Jeder würde ſich entehrt achten, wenn er irgend eine andere Arbeit verrichtete. Die Arbeit überlaſſen ſie ihren Weibern und Sklaven. Sie rauben Sklaven von allen ihren Nachbarn und brauchen ſie entweder zur Arbeit, oder geben ſie gegen ein bedeutendes Löſegeld wieder frei, oder verkaufen ſie nach China. Die meiſten Sklaven holen ſie aus Perſien. Die Perſer ſind feig.“ Vambery erzählt ein Beiſpiel, wie ein einziger Turkomanne fünf bewaffnete Perſer gefangen nahm, ohne daß ſie ſich nur wehrten. Sie baten nur um einen Strick und banden ſich ſelber die Hände. So ungeheuer iſt das moraliſche Uebergewicht des heroiſchen Barbaren über die Memmen der Civiliſation. Alle Vorzüge der Tapferkeit, Ehrlichkeit und Gaſtlichkeit der Barbaren ſind aber leider mit Unbarmherzigkeit gepaart. Der Verfaſſer ſah haarſträubende Scenen, wie perſiſche Gefangene mißhandelt wurden, wie ganze Säcke voll abgeſchnittener Köpfe als Trophäen eingebracht wurden. Am grauſamſten benehmen ſie ſich in ihren Stammfehden. Sie ſind nämlich in viele unabhängige Stämme getheilt, unter denen die Blutrache gilt, wie in einzelnen Familien.

Nach einer ſehr mühevollen Wanderung durch eine übrigens majeſtätiſche Wüſte kam Vambery nach Chiwa, deſſen grauſamer Chan beſonders gegen Fremde argwöhniſch war. Ein boshafter Afghane, der mit der Karawane gereist war und deſſen Scharfblick in unſerem Reiſenden den Europäer erkannt hatte, wollte ihn jetzt denunciren, aber der Anſchlag ging fehl, da ein ehemaliger Geſandter des Chans in Conſtantinopel, der Vambery dort kennen gelernt hatte, ſich

für seinen Derwischstand und seine Absicht, heilige Gräber zu besuchen, verbürgte. Der Chan selbst ließ sich von dem reisenden Derwisch segnen und wollte ihm Reisegeld geben, was jener aber nicht annahm, um nicht aus seiner geistlichen Bettlerrolle zu fallen. Die Bewohner Chiwas gehören dem Stamme der Usbeken an, die Vambery immer Oesbegen nennt. Er erklärt sie für das ehrlichste und tüchtigste Volk, das er in Mittelasien kennen gelernt habe.

Dennoch sah er in Chiwa 300 Kriegsgefangene vom Stamm der Tschaudors niedermetzeln. „Während man mehrere zum Galgen oder Block fortführte, sah ich ganz dicht neben mir, wie acht Greise auf einen Wink des Henkers sich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, und der Henker stach ihnen der Reihe nach beide Augen aus, indem er, auf die Brust eines jeden niederknieend, nach jeder Operation das von Blut triefende Messer an dem weißen Barte des geblendeten Greises abwischte. Grauenvoll war die Scene, als nach dem schrecklichen Acte die Opfer, von ihren Stricken befreit, mit den Händen herumtappend aufstehen wollten! Manche schlugen mit den Köpfen an einander, viele sanken kraftlos zu Boden und stießen ein dumpfes Gestöhn aus; die Erinnerung daran wird, so lange ich lebe, mich zittern machen."

Die Reise wurde in der Richtung von Bochara fortgesetzt. Am Oxus traf man zum erstenmal auf Kirgisen, mit denen ein lebhafter Austausch von Waaren stattfand, wobei Käufer und Verkäufer zu Pferde saßen, ein berittener Jahrmarkt. Als unser Ungar ein Kirgisenweib frug, wie sie es aushalten könne, ihr Leben lang ohne Heimath umherzureiten, gab sie ihm zur Antwort: Sonne, Mond, Sterne, Wasser, Wolken und Wind und alle Thiere bewegen sich, nur die Erde und die Todten bleiben liegen! Der Oxus ist sehr sandig, daher schwer zu beschiffen, und die Rectificirung seines Bettes dürfte den Russen, wenn sie einmal dort Herren würden, große Mühe

machen. Chiwa iſt eine Oaſe in der Wüſte, die Vambery daher auch auf ſeiner Weiterreiſe abermals durchmeſſen mußte. Ein heißer Sandſturm überfiel die Karawane und augenblicklich legten ſich Kameele und Menſchen dicht auf den Boden nieder. Der Durſt war unerträglich und der Reiſende wäre umgekommen, wenn er nicht in der Nähe von Bochara ein paar perſiſche Sklaven gefunden hätte, die ihm mitleidig Waſſer gaben. In Bochara hatte er wieder vielem Mißtrauen zu begegnen, benahm ſich aber immer mit Ruhe und Zuverſicht und log ſich wieder glücklich durch. Die Stadt iſt bedeutend für den Handel und zugleich eine hohe Schule des Islam, die Metropole der Sunniten jenſeits von Perſien, daher voll Fanatismus. Der jetzige Emir Mozaffar ed-din Chan wird als gutmüthig geſchildert und als Volksfreund bei großer Strenge gegen die höheren Claſſen. Da er aber das Herkommen erhalten will, ſind keinerlei Reformen von ihm zu erwarten. Er war damals auf einem ſiegreichen Feldzug in Khokand und Vambery ſah ihn erſt in Samarkand.

„Der ganze Strich Landes dieſſeits des Oxus bis zum Hindukuſch und Herat war von jeher das Feld fortwährender Zänkereien und Kriege, ſowohl der darauf befindlichen kleinen Raubſtaaten, von denen wir nur Kundus, Chulum, Belch, Aktſche, Serepul, Schiborgan, Andchuy und Maymene anführen wollen, als auch der benachbarten Emire von Bochara und Kabul, die, um ihre Eroberungspläne zu fördern, entweder die Flamme der Zwietracht anfachten, oder ſich einmiſchend eine oder die andere Stadt an ſich riſſen, in ein Abhängigkeitsverhältniß brachten und zu ihren Zwecken brauchten. Die letztgenannten Fürſten waren die Hauptrivalen auf dieſem Felde. Bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts hatte Bochara mit geringen Ausnahmen überwiegenden Einfluß ausgeübt, in neuerer Zeit wurde es aber von den Afghanenſtämmen der Durani, Sadduſi und Barekſi

verdrängt, und Dost Mohammed Chan gelang es theils durch Gewalt, theils durch List, sämmtliche kleine Staaten mit Ausnahme Bedachschans und Maymenes unter sein Scepter zu bringen. Er schuf die Provinz Turkestan und ernannte zu deren Hauptstadt Belch, welches der Sitz eines Serdars mit 10,000 Mann theils Paltan (regulären Truppen), theils eingeborener Miliz und drei Batterien Feldgeschütz wurde. An dem Besitz des gebirgigen Bedachschan war dem energischen Dost Mohammed Chan nicht viel gelegen, der eingeborene Fürst erklärte sich zu seinem Vasallen, und der Afghane war für den Augenblick befriedigt. Anders verhielt es sich mit Maymene, das auf der Hälfte des Weges nach Bochara liegt und sowohl von Jar Mohammed Chan als von Dost Mohammed Chan mehrmals vergebens belagert wurde. 1862, als der alte Barekzi-Fürst gegen das ungetreue Herat zum letzten Mal sein Schwert zog, zitterte ganz Mittelasien, doch Maymene widerstand auch diesmal, die Tapferkeit der dortigen Oesbegen wurde sprüchwörtlich, und man kann sich denken, wie stolz die Stadt war, als sie beim Tode Dost Mohammed Chans ausrufen konnte, daß unter allen Nachbarstädten nur sie allein den afghanischen Fahnen nicht gehuldigt hätte. Der Tod Dost Mohammed Chans, eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte Mittelasiens, wurde gleich als Vorabend großer Veränderungen und politischer Wirren angesehen. Der Emir von Bochara wollte zuerst die Gelegenheit benutzen; trotz seines berüchtigten Geizes schickte er dem kleinen Maymene 10,000 Tilla als Unterstützung, und es wurde verabredet, daß der Emir bald den Oxus überschreiten sollte und man so viribus unitis die Afghanen, den gemeinschaftlichen Feind, angreifen wollte. Doch ist der jetzige Herrscher Maymenes ein 22jähriger feuriger junger Mann, der, zu ungeduldig, um seinen Alliirten zu erwarten, auf eigene Faust den Kampf begann, und nachdem er den Afghanen einige kleine Orte abgenommen hatte, sein Burgthor mit

300 langbehaarten Schädeln ſchmückte. Während unſeres Aufenthalts in der Stadt wurden gerade Vorbereitungen zu andern großartigen Kämpfen getroffen."

Weiter noch handelt Vambery von den Völkern, die er kennen lernte, und nennt alle Namen ihrer Stämme, wie auch der kleineren Clane oder Horden, in die ſie zerfallen. Ihr Unabhängigkeitsſinn iſt ſo groß, daß der Reiſende ſagen zu müſſen glaubt, es ſey eigentlich niemand unter ihnen, der befehle, und niemand, der gehorche. Von der Tapferkeit und Ehrlichkeit der ganzen turkomanniſchen Race, der alten Turanier, war oben ſchon die Rede. Vambery rühmt die Schärfe und Kühnheit ihres Blicks. Es iſt gewiß ſchade, daß dieſe ritterliche Race, weil ſie niemals einig iſt, früher oder ſpäter das Loos der Kaukaſier erleiden muß, nämlich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen zu werden. Hier ſtehen ſich die beiden Extreme nobler Barbarei und unnobler Beamtencorruption des modernen Polizeiſtaats in grellſter Art gegenüber.

Durch die Hadſchis, mit denen Vambery reiste, erfuhr er auch viel über die chineſiſche Tatarei, deren Verwaltung ihm als ſehr milde und befriedigend geſchildert wurde.

Am Schluß werden die großen Plane Rußlands in jenen Regionen beſprochen. „Die Frage, ob Rußland ſich mit Bochara begnügen, ob es den Oxus als Grenze ſeines Einfluſſes und ſeiner Plane bezeichnen wird, iſt ſchwer zu beantworten. Ohne uns in beſonders tiefe Combinationen einzulaſſen, können wir es als ſehr wahrſcheinlich ausſprechen, daß der Hof von St. Petersburg für ſeine jahrelang durch die große Wüſte mit Mühe und Koſten verfolgte Politik eine reichere Belohnung ſuchen wird, als die Oaſenländer Turkeſtans. Wenigſtens möchte ich den Politiker ſehen, der behaupten wird, daß das in den Beſitz Turkeſtans gekommene Rußland wird unterlaſſen können, in Afghaniſtan und im nördlichen Indien, wo

politiſche Manöver immer einen fruchtbaren Boden finden, mittelbar oder unmittelbar aufzutreten."

„Rußland hat Taſchkund eingenommen, weil es als ſtarke Baſis ſeiner ferneren Operationen ihm unentbehrlich ſchien, nicht aber darum, um hiermit eine Schutzmauer gegen die ſchon erlangten Beſitzungen aufzurichten. Durch Taſchkund jedoch hatte ſich der Hof von Petersburg auch mit dem Chanat von Bochara in Feindſeligkeiten verwickelt. Wie bekannt, hatte der Emir durch ſeinen Feldzug 1863 das nominelle Recht der Suzeränetät über die weſtlichen Theile Turkeſtans ſich erworben, und wenngleich nach ſeinem Abzuge alles wieder ins frühere Geleis kiptſchakiſcher Willkür und Parteikämpfe zurückkehrte, ſo glaubte er dennoch ſein Recht über ganz Khokand geltend machen zu können. Er ſchrieb daher an den Commandanten der neueroberten Stadt einen drohenden Brief, in welchem er ihn zur Räumung der Feſtung aufforderte." Der ruſſiſche General Tſchernajef rückte gegen Bochara, aber zu übereilt und mußte umkehren. An ſeine Stelle trat General Romanowsky, welcher glücklicher operirte, bei Irdſchar einen Sieg erfocht und die Stadt Chodſchend eroberte. „Die kriegeriſchen, mächtigen und einflußreichen Kiptſchaken haben als alte Feinde der ſo oft eindringenden Bocharioten, die ihnen den verhaßten Chudajar-Chan aufdringen wollten, ſich gleich zu den Ruſſen geſchlagen. So viel iſt auf der Hauptoperationslinie im Chanat von Khokand geſchehen. Auch an den angrenzenden Punkten, öſtlich ſowohl als weſtlich, hat man im ſtillen das Werk der Umgeſtaltungen begonnen. Von der chineſiſchen Tatarei hören wir, daß dort ſeit 1864 die chineſiſchen Beſatzungen verdrängt und von einer nationalen Regierung erſetzt wurden. Erſt waren es die Wirren der Tunganis, ſpäter erfolgte die Befreiung von Choten, Jarkend, Akſu und Kaſchgar, und wenngleich dieſen Wirren die traditionelle Luſt der Freibeuterei der khokander Chodſchas zu Grunde

liegen mag, so wollen doch viele mit Bestimmtheit wissen, daß der Hof von Petersburg diese revolutionären Auftritte begünstigt, ja, daß die Kiptschaks, die heute im Besitze von Kaschgar sind, mit russischen Waffen dahin gelangten. Das ist das gewöhnliche Vorspiel der russischen Intervention."

Bochara ist für die Russen zu wichtig, als daß sie sich nicht darin festsetzen sollten. „Daß diese Katastrophe, die letzte Stunde der Selbständigkeit Transoxaniens nicht mit solcher Leichtigkeit herbeigeführt werden wird, wie die bisherigen Waffenthaten in Mittelasien, ist wohl einleuchtend. Schon sehe ich mit des Geistes Augen die wahnsinnige Schaar der Mollahs, Ischane, die Tausende der Studenten, wie sie, um den Dschihad (Religionskampf) zu predigen, in den Chanaten unter Afghanen, Turkomannen, Karakalpaks mit heiliger Wuth umherwandern, wie sie, um Gottes Fluch auf den eindringenden Fremdling herabzuflehen, Scenen der tiefsten, andächtigsten Zerknirschung aufführen. Der Todeskampf wird ein gewaltiger, doch nutzloser seyn. Soweit ich Chiwaer und Afghanen kenne, halte ich die Idee einer gemeinschaftlichen Allianz mit Bochara für ganz unmöglich. Wie die meist kriegerischen Afghanen sich mit einer gutgeordneten Hülfstruppe betheiligen könnten, so wäre es auch dem Chan von Chiwa möglich, mit 20—30,000 Reitern der Armee des Emirs sich anzuschließen. Doch werden dieses weder die einen noch der andere thun. So sind auch die Hunderttausende wohlberittener Turkomannen, die jenseit des Oxus bis zur persischen Grenze auf den großen Steppen wohnen, zur Rettung der heiligen Stadt von gar keinem Nutzen. Ihre Ischane werden wohl, von ihren Ordensbrüdern im edeln Bochara und vom Emir aufgefordert, alles Mögliche thun, um die wilden Söhne der Wüste zum heiligen Kampf zu bewegen; doch kenne ich die Turkomannen zu sehr, um nicht zu wissen, daß sie am Dschihad sich nur so lange betheiligen werden,

als ihnen der Emir einen guten Sold und Aussicht auf eine noch bessere Beute gibt, und so wie sie zeitweise in afghanisch-persischen Diensten gestanden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die russischen Imperials sie bald zu den besten Waffengefährten der Kosacken machen werden."

Vambery fährt fort vorauszuverkündigen, daß die russische Eroberung immer weiter nach Süden vorrücken wird. Mit bewaffneter Hand ist es nicht nöthig, es genügt hier an Bestechung und Nährung der innern Zwietracht. „Dasselbe Verhältniß ist auch in Persien zu bezwecken. Auch hier hat der Hof von Petersburg in den letzten Decennien eine sehr glückliche Karte gespielt."

Die Betrachtung schließt: „Diese weitreichenden Plane sind vielleicht noch nicht das Werk der nächsten Jahrzehnte, besonders nicht das der Regierung des friedfertigen und gutmüthigen Alexander; doch wer kann uns versichern, daß nach letzterem kein Nicolaus oder ein noch schärferer Typus als dieser auf dem Throne folgt, der dem Gelüste eines Timur und Nadir, sich als vollkommener asiatischer Welteroberer zu zeigen, widerstehen wird? Man tröstet sich mit der großen Entfernung, glaubt man aber, daß Rußland das Invasionscorps erst direct von Petersburg, Moskau oder Archangel auf den Weg dahin schicken würde? Wozu dienen die südsibirischen Forts, wozu Taschkund, Chodschend und später gewiß auch Bochara und Samarkand, wozu die persisch-afghanische Allianz?"

Die Engländer werden sehr getadelt, daß sie nicht rühriger den Umtrieben Rußlands in Asien entgegenwirken. Aber auch ganz Europa wird gewarnt. „Die napoleonische Prophezeihung in Betreff einer Kosackenherrschaft in Europa will die heutige Diplomatie, die oft mehr der Mode als dem bon sens huldigt, sehr lächerlich machen. Doch vergißt man dabei, was eine Macht, die von Kamtschatka bis zur Donau oder vielleicht bis an die Ufer des adriatischen Meeres,

von den eisigen Zonen der Nordsee bis zu den heißen Gestaden des Iravaddis sich erstrecken wird, bei unsern heutigen Communicationsmitteln vermag."

Seit 1864 hat Rußland am Jaxartes ungeheure Fortschritte gemacht. Taschkund liegt nicht am Ende der russischen Truppenbewegungen, sondern öffnet ihnen im Gegentheil erst den Weg, den ihnen die russische Eroberungspolitik vorgezeichnet hat. Schon haben sie die bisher immer widerspenstigen Kirgisen überflügelt und zum Gehorsam gebracht und sich dadurch die Heerstraße gesichert, die sie bereits nach Bochara und Samarkand geführt hat. Dies ist der Weg, auf welchem sie gegen das englische Ostindien vordringen sollen. Es eilt nicht und läßt sich auch nicht schnell bewerkstelligen, russische Truppen bis nach Ostindien zu führen; allein Rußland bereitet sich darauf vor. Es sichert sich vor allem die Heerstraße durch Unterwerfung der unter sich stets uneinigen tatarischen Nomadenstämme, durch Eroberung und starke Befestigung der wichtigsten Stationen, durch kleinere Befestigungen auf der ganzen Operationslinie (wie im Kaukasus), namentlich in der Wüste durch Befestigung und Ueberwachung der Brunnen. Trotz tapferer Gegenwehr sind die Nomaden überall von den Russen geschlagen worden, da sie nicht zusammenhalten, sondern Kirgisen und Turkomannen einander selbst bekämpfen. Die Chane sind brutal und rennen selbst in ihr Unglück, der von Bochara gab den Russen durch seine Anforderungen, indem er sich als Oberherr von Turkestan geberdete, erwünschten Vorwand, ihn anzugreifen und Bochara zu erobern. So rückten die Russen immer weiter vor.

Vambery hält es für unmöglich, daß die Russen so tief in Asien vorgedrungen seyn sollten, um wieder zurückzugehen. Nein, sie werden Samarkand besetzen, dem Chanat von Bochara, wie dem von Chiwa ein Ende machen und das ganze mittlere Asien nördlich von Persien

und Afghanistan erobern. Dann sind sie nur noch durch Afghanistan vom brittischen Reich in Ostindien getrennt; aber die Afghanen sind Feinde der Engländer und zu stupide, um zu begreifen, daß ihnen die Russen noch viel gefährlicher werden würden. Daher hat die russische Intrigue leichtes Spiel in Afghanistan und nicht minder in Persien. Die russische Regierung versteht den alten Haß der muhamedanischen Reiche gegen die Engländer ebenso listig und rührig auszubeuten, wie die ewigen Zwistigkeiten unter den Muhamedanern selbst. Während die englische Regierung hochmüthig auf die Asiaten herab sieht und sich keinerlei Mühe gibt, sie zu gewinnen, läßt sich der Russe herab, ihnen zu schmeicheln. Ueberall hat Rußland seine Agenten, besticht die Häuptlinge, reizt die muhamedanischen Kaufleute gegen die Engländer auf, kennt alle Verhältnisse und Personen, bezahlt seine Agenten gut, gewährt ihnen Anstellungen in den eroberten Ländern und thut das alles im Stillen, ohne damit zu prahlen. Gute Dienste leisten ihm besonders die armenischen Kaufleute, die überall in Asien herumkommen. Zu alledem kommt noch, daß der Russe vermöge seiner sklavischen Natur und geringen Bildung den ritterlichen Muhamedanern nicht imponirt und daß seine Gutmüthigkeit gefällt, während die kalte Hoffahrt der Engländer ihnen zwar imponirt, sie aber abstößt.

Man hat früher geglaubt, Rußland werde vom Süden des kaspischen Meeres aus, auf einem mehr westlichen Wege dem Oxus entlang vordringen; allein dieser Fluß leidet keine Dampfschiffe und durchfließt zu öde Wüsten. Deshalb sind die Russen vom Aralsee aus auf einem viel weiter östlichen Wege am Fluß Jaxartes hinaufgezogen in südlicher Richtung, die sie gerade nach Afghanistan und in die Nähe Ostindiens führt, wobei sie Persien im Westen liegen lassen. Sie werden sich nicht übereilen, sondern sich erst an den Grenzen Afghanistans festsetzen, bis ihre Operationsbasis stark oder sicher genug

iſt, um ihnen zu erlauben, mit einer hinlänglichen Streitmacht das engliſch-oſtindiſche Reich zu erſchüttern. Vambery hat daher die ſäumigen Engländer zu beſſerem Aufmerken ermahnt und räth ihnen, alle Mittel anzuwenden, um Afghaniſtan und Perſien zu neutraliſiren, damit dieſe Länder es vor der unmittelbaren ruſſiſchen Annäherung ſchützen. Er macht ſchließlich noch auf die Neigung der Nordamerikaner aufmerkſam, mit ihrer Seemacht in den chineſiſchen und oſtindiſchen Gewäſſern die Landmacht der Ruſſen zu unterſtützen.

Die Eroberung Indiens würde für Rußland nicht blos ein reicher Gewinn und großer Ruhm an ſich ſeyn, ſondern ihm auch als Mittel dienen, die Engländer aus der Levante zu vertreiben. Es ſtrebt nach dem Beſitz aller muhamedaniſchen Länder, auch der türkiſchen, um die ganze Oſtſeite des Mittelmeers den europäiſchen Weſtmächten zu verſchließen. Es ſchöpft aus ſeinem unermeßlichen Reiche, nachdem es jetzt auch die kriegeriſchen Völker des Kaukaſus, der Turkomannen- und Kirgiſenſteppe unter ſeine Botmäßigkeit gebracht hat, eine ungeheure Waffenmacht, groß genug, um nach Eroberung der Türkei und bei fortgeſetzter ſchlauer Benutzung unſerer Uneinigkeit und Verblendung dereinſt unter einem kühnen Kaiſer auch das ganze germaniſche und romaniſche, proteſtantiſche und katholiſche Europa zu überwältigen.

Auch in Hinterafien machte Rußland große Eroberungen. In demſelben Jahr, in welchem die Ruſſen im Krimkriege unterlagen und ihre Poſition an den Donaumündungen verloren, nahmen ſie das große Flußgebiet des Amur in Beſitz, freilich weit hinten in Aſien, ſo daß man es in Europa kaum merkte. Das Land iſt wenig bevölkert, wenig cultivirt, aber eine unſchätzbare Erwerbung, indem der Fluß dem ruſſiſchen Sibirien den bequemſten Weg zum ſtillen Ocean öffnet. „Im Jahr 1854 ging die erſte große militäriſche Expedition unter Murawiews perſönlicher Leitung den Amur hinab.

Damals, als der orientaliſche Krieg ausbrach, kam es darauf an, die ruſſiſchen Kriegsſchiffe im ſtillen Ocean ſchnell mit den nöthigen Lebensmitteln und Schießbedarf zu verſehen. Keine Zeit war zu verlieren, und Murawiew ruderte mit einer kleinen Flotte und Armee in das Gebiet eines benachbarten Staates, mit dem Rußland im Frieden lebte. Ein Dampfer, fünfzig große Barken und zahlreiche Flöße, beladen mit Geſchütz und 1000 Koſacken, gingen den Amur hinab und legten ſich ruhig vor der mandſchuriſchen Stadt Aigun vor Anker, wo die ſchlecht bewaffneten chineſiſchen Soldaten aufgeſtellt waren. Die Ruſſen ſchauten mitleidig auf ſie herab und ſetzten ihre Reiſe ruhig bis zur Amurmündung fort. Während des orientaliſchen Krieges begann eine engliſch-franzöſiſche Flotte ihre Operationen gegen die ruſſiſchen Küſten am Ochotskiſchen Meere, doch ohne große Erfolge. Murawiew, der die Schwäche der Chineſen und die Trefflichkeit des Amur als Waſſerſtraße kennen gelernt hatte, benutzte letzteren in den folgenden Jahren ganz ungehindert, legte Stationen an und ſetzte ſich auf dieſe Weiſe feſt. Chineſiſche Mandarinen, die mit Vorſtellungen ſich nahten, wurden ungehört fortgeſchickt; man gebrauchte das Recht des Stärkeren und kümmerte ſich wenig um die ‚Himmliſchen'. Von Petersburg aus, wo man das rückſichtsloſe und kühne Vorgehen Murawiew's durchaus billigte, erhielt er fortwährend Unterſtützungen, und in der That war, wenn auch nicht dem Namen nach, im Jahr 1858 alles nördlich vom Amur liegende Land im Beſitze Rußlands. Durch den am 28. Mai 1858 zu Aigun geſchloſſenen und nach dieſer Stadt benannten Vertrag ward Rußlands Eroberung von Seiten Chinas beſtätigt. Was die Landſchaften zwiſchen dem Fluſſe Uſſuri und der mandſchuriſchen Küſte betraf, in denen Rußland auch ſchon feſten Fuß gefaßt hatte, ſo wurde beſtimmt, daß ſie beiden Reichen gemeinſchaftlich gehören ſollten. Dieſes Verhältniß dauerte jedoch nur zwei Jahre, denn bereits am 14. Nov. 1860

trat China, gedrängt durch den ruſſiſchen Geſandten Graf Ignatiew, auch dieſe Länder an Rußland ab, deſſen Grenze bis nach Korea hin vorgeſchoben wurde. Am Amur entwickelte ſich nun ein reges Leben. Schon am 21. Mai 1858 hatte Murawiew die neue Stadt Blagowjestſchensk gegründet; darauf legte er Chabarowka an der Uſſuri-Mündung an und erhob Sofiewsk am untern Amur zu einem Hauptorte, da Mariinsk an einem nicht ſehr praktiſchen Platze lag und der dort vorüberfließende Amurarm nicht das ganze Jahr hindurch ſchiffbar war. Koloniſten wurden herbeigezogen und längs der ganzen Grenze Koſackenſtationen errichtet. Was Rußland früher widerrechtlich beſaß, iſt ihm durch die Verträge von Aigun und Peking nun für alle Zeiten zugeſprochen worden. Auf den erſten Blick aber muß es klar werden, daß die Grenze, wie ſie heute beſteht, immer noch eine proviſoriſche iſt. Rußland beſitzt nur eine Uferſeite des Amur und Uſſuri, und es wird ſicher nicht ruhen, bis es auch die andere erlangt hat. Wenn dann die Zeit kommt, in der das ungeheure chineſiſche Reich in Stücke zerfällt, dann wird auch die ganze Mandſchurei und der herrliche Stromlauf des Sungari an Rußland fallen, das jetzt ſchon die Macht beſitzt, die bezopften Himmliſchen jede Minute in den Golf von Petſchili zu jagen.“ Aus Andrées Buch „das Amurgebiet“ von 1867.

Viertes Buch.

Die Türkei.

Am ſchlimmſten erging es im Verlauf des Jahrhunderts denjenigen Reichen, die aus vielen und verſchiedenen Völkern unnatürlich zuſammengeflickt waren. Solche Staatenungeheuer hatten ſich früher lange behaupten können, theils durch die eiſerne Gewalt des Despotismus, theils durch die Macht der Religion. Seitdem aber dem Despotismus ſo viel Abbruch geſchehen iſt durch die liberalen Forderungen und Volksvertretungen und ſeitdem durch die Schuld der Regierungen ſelbſt die Kirche von der Schule, der fromme Glaube von der Anmaßung und Eitelkeit des Wiſſens unterdrückt worden iſt, ſind die frühern Bande der Einigung gelockert worden und hat ſich das Nationalitätenprincip mit unwiderſtehlicher Gewalt Bahn gebrochen.

Ein trauriges Beiſpiel gab Oeſterreich, welches auseinander zu fallen drohte und durch ein künſtliches Netz nur noch ſehr locker zuſammengehalten wird. Rußland hat zwar auch vielerlei Völker unter

ſich gebracht, doch überwiegt in dieſem Reich der moskowitiſche Kern und trachtet die Regierung unabläſſig, alle Unterthanen zu ruſſificiren, ſtaatlich und kirchlich zu uniformiren.

Mehr als alle andern Reiche leidet die Türkei an der Unvereinbarkeit der Völker, die nominell noch zu ihren Unterthanen gehören. Stück für Stück ſind ihr die Grenzländer durch Rußland abgeriſſen worden, oder haben ſich mehr oder weniger emancipirt, wie Egypten, Tripolis, Tunis, Griechenland, Rumänien, Serbien, Montenegro. Der Reſt der noch unmittelbar dem Sultan gehorchenden Völkerſchaften hat keinen rechten innern Zuſammenhang. Die Alttürken, immer noch der tüchtigſte, ehrlichſte und ritterlichſte Volksſtamm unter allen, ſind doch zu wenig zahlreich, um auf die Dauer die überwiegende Menge der Slaven, Albaneſen, Griechen und der verſchiedenen Völkerſchaften und Sekten in Syrien im Zaum zu halten. Um ſo weniger, als auch die reichen und vornehmen Türken ſchon vielfach von der abendländiſchen Mode, Genußſucht und Glaubensloſigkeit angeſteckt ſind. Um nicht zu ſehr hinter dem Abendlande zurückzubleiben, hat man in der Türkei Reformen vornehmen müſſen, die ſich aber mehr auf Aeußerlichkeiten, Armeeweſen, Finanzſchwindeleien, einige Verbeſſerungen in der Verwaltung und Induſtrie beſchränken, denen aber keine geiſtige und ſittliche Kräftigung zu Hülfe kommt. Die muhamedaniſche Energie verſchwindet und wird durch keine chriſtliche erſetzt. Das griechiſche und ſlaviſche Chriſtenthum hat den Türken niemals imponiren können, und von Wien und Paris, ſelbſt von London brachten ihnen Diplomaten, Glücksritter und Handelsleute auch eher alles, als den Geiſt, der einſt die Kreuzfahrer zum Orient trieb.

An den Türken rächen ſich jetzt die politiſchen Fehler ihrer früheren Sultane. Dieſe Sultane wichen nämlich vom Geſetz des Propheten ab, und anſtatt alles mit Feuer und Schwert auszurotten, was ſich

nicht zum Koran bekannte, übten ſie Toleranz gegen die unterworfenen Chriſten. Aus einem politiſchen Nützlichkeitsgrunde auf Koſten des muhamedaniſchen Princips, alſo jedenfalls ein politiſcher Fehler, weil, was ihnen augenblicklich vortheilhaft war, ihren Nachkommen nothwendig zum Unheil gereichen mußte. Die Sultane fanden nämlich, das niederträchtige Volk der Griechen ſey ihnen, wenn ſie es beim Chriſtenthum ließen, nützlicher, als wenn ſie es zum Islam bekehren würden. Gerade ihre feige Niederträchtigkeit qualificirte ſie zu brauchbaren Sklaven. Auch wurden ihnen die chriſtlichen Griechen als verſchmitzte Werkzeuge außerordentlich nützlich. Der Patriarch der griechiſchen Kirche wurde und blieb der getreueſte Sklave des Sultans, und genoß alle möglichen Privilegien unter türkiſcher Herrſchaft einzig zu dem Zweck, daß neben der römiſchen Kirche noch eine derſelben feindliche griechiſche Kirche beſtehen ſollte. Durch dieſes Schisma brachte der Sultan eine Spaltung unter die Chriſten, die ihm nützlicher war, als wenn er die griechiſche Kirche vernichtet hätte und die ganze Chriſtenheit unter Rom vereinigt worden wäre. Die ihm ſervil gehorchende griechiſche Kirche diente ihm als Barrière gegen Papſtthum und Kaiſerthum des Abendlandes. Ueber dieſer Politik aber haben die Sultane verſäumt, die europäiſche Türkei mit einer compacten muhamedaniſchen Bevölkerung anzufüllen. Die Türken ſind hier als eine ariſtokratiſche Minderheit iſolirt geblieben und das gereicht ihnen jetzt zum Verderben, denn die chriſtlichen Volkselemente wachſen ihnen über den Kopf, und wenn ihnen die Politik des Schisma's auch früher von Nutzen geweſen iſt, ſo wird ſie ihnen jetzt vollkommen von Rußland abgewonnen und zu ihrem Schaden verwendet.

Dieſe Hinfälligkeit der Türkei mußte Rußland nothwendig reizen, ſeine Hände raubgierig darnach auszuſtrecken. Wenn ihm auch das übrige Europa die ſchöne Beute nicht gönnte, ſo waren die europäiſchen

Mächte doch immer viel zu uneinig, um mit gesammter Macht ein für allemal den Russen einen Riegel vorzuschieben und für die Zukunft der Türkei nach einem vernünftigen Plane zu sorgen. Mit Recht spottet Rüffer in seiner Flugschrift über die Balkaninsel der Gesandtschaften in Pera. „Jene europäischen Diplomaten, die sich, so lange der Halbmond sich im Bosporus abspiegelt, in ihren Palästen zu Bujuk-dere auf orientalischen Divans wiegen, dort mit einander in den paradiesischen Strandgärten Blindekuh spielen und sich ab und zu auf Haider-Pascha vom ‚Beherrscher aller Gläubigen' en masse abfüttern lassen, wollen freilich vom Untergang der türkischen Heidenwirthschaft nichts wissen und möchten gleich der edlen Pompadour ‚die Sache nur noch so lange halten, als ich eben lebe.' Es träumt sich gar schön im musikalischen, geheimnißvollen Rauschen der vom Nordostwinde sommerlich heiter durch das Bosporusthor getriebenen Pontuswelle. Es träumt sich dort gar fein und lieblich von dem großen europäischen Concert, in dem der Türke als possierlicher Kerl und nur nebenbei Gurgelabschneider allezeit aus besonderer Gefälligkeit die Schenellen oder die Triangel rührt. Ach, es ist gar hübsch, schlau zu seyn, wenn man seinen Kopf dabei nicht anzustrengen braucht. Aber die Wirklichkeit, ma foi, die böse Wirklichkeit! Schon haben sich die Türken selbst zweimal mit allem Glanze aufgegeben, und wer sich selbst zweimal als ‚kranken Mann' geberdet, darf sich nicht eben wundern, wenn er dann endlich beim drittenmale als völlig ‚todter Mann' zum Tempel hinausgetragen wird. Und daher wird auch der Tag kommen, wo die lustigen Lebemänner von Bujuk-dere im Unisono mit ihren occidentalischen Standesgenossen gleich Kapodistrias ausrufen werden: ‚Nous voilà à bout de notre latin!'"

England und Frankreich, welche sich in die Herrschaft über das Mittelmeer getheilt haben, werden niemals zugeben, daß durch Eroberung Constantinopels Rußland in der Levante Herr werde. Darin

lag die Bedeutung des Krimkriegs. Da unterdeß aber der Verfall der Türkei und die geheimen Umtriebe Rußlands, durch welche die chriſtlichen Unterthanen des Sultans zur Empörung gereizt werden, immer fortdauern, verſucht die Regierung des Sultans nach dem Vorgang der egyptiſchen, durch Reformen im Innern die alttürkiſche Barbarei und muhamedaniſche Ausſchließlichkeit immer mehr zu beſeitigen und den türkiſchen Staat den chriſtlichen Nachbarſtaaten immer ähnlicher zu machen.

Das geſchah freilich nur allmälig, und anfangs nur in einer plumpen und oberflächlichen Weiſe. Man ſteckte z. B. die türkiſchen Soldaten in die Uniformen der chriſtlichen Heere, ſo widernatürlich und geſchmacklos, daß ſie wie geputzte Affen ausſahen und alles Ehrwürdige, wie auch die kriegeriſche Grazie des Orientalismus dabei verloren ging. Dabei dauerte unter dem gutmüthigen und ſchwachen Sultan Abdul-Medſchid die echt orientaliſche Serailwirthſchaft fort. Seine Damen verſchwendeten ungeheure Summen, die der Staatsverwaltung und der Armee entzogen wurden. Im Jahr 1860 ſtarb im Serail eine alte Sklavin, die nach und nach zur Schatzmeiſterin aufgeſtiegen war, den Schönen des Harems alles, was ſie nur wünſchten, verſchafft, ſich ſelbſt aber dabei ein Privatvermögen von 150 Millionen Piaſtern erſpart hatte, welches ſie doch ehrlich genug war, dem Sultan, ihrem Herrn, zu vermachen.

Der Sultan ſtarb am 25. Juli 1861 an Erſchöpfung in noch nicht vorgerücktem Alter. Da im Hauſe Osman das Seniorat geſetzlich iſt, wurde des Sultans Bruder Abdul Aziz, geb. 1830, ſein Nachfolger und der älteſte Sohn des Sultans, Mehemed Murad, geb. 1840, übergangen. Eine der erſten Regierungshandlungen des neuen Sultan war, die häßliche Uniformirung der Armee wieder abzuſchaffen und dafür die bequeme und kleidſame Tracht einzuführen, welche die franzöſiſchen Zuaven in Algerien angenommen hatten.

Das ſchwerſte Hinderniß für eine durchgreifende Reform der Türkei war der muſelmänniſche Fanatismus der alttürkiſchen Volkspartei unter dem Einfluß der Ulemas. Die Großen des Reichs hegten dieſen Fanatismus nicht mehr, ſondern ahmten gern europäiſche Sitten nach und tranken bei Feſtlichkeiten mit den Chriſten um die Wette, wenn gleich der Koran den Wein verbietet. Die chriſtlichen Miſſionäre genoſſen Duldung, ohne Fortſchritte zu machen, denn der gebildete Türke wollte mit dem Chriſten lieber trinken, als beten. Am wenigſten paßte die evangeliſche Miſſion hierher in den Süden, wie ſie auch in Italien und Spanien niemals Fortſchritte gemacht hatte.

In den erſten Tagen des Auguſt 1864 geriethen die Alttürken in Grimm gegen die proteſtantiſchen Miſſionäre in Conſtantinopel und einige der letztern wurden in Verhaft genommen, weil ſie in der türkiſchen Hauptſtadt gewagt hatten, dem Islam allzukühn zu trotzen. Man hatte ihnen erlaubt, proteſtantiſchen Gottesdienſt zu halten, Schulen zu errichten, Bibeln und Tractätlein zu drucken, und frug auch nichts darnach, wenn ſie unter der Hand einige Proſelyten machten. Als aber ein von ihnen bekehrter angeſehener Türke öffentlich und mit Oſtentation den Islam abſchwur, ein anderer eine den Islam ſchmähende Schrift drucken ließ und viele eine Petition an den Sultan vorbereiteten, worin ſie baten, eine Moſchee der Hauptſtadt in eine proteſtantiſche Kirche umwandeln zu dürfen, ſchritt der Sultan zu Gunſten des Islam ein und zog den Miſſionären eine beſtimmte Grenze. Sie ſollten ferner geduldet werden, ſich aber aller Angriffe auf den Islam enthalten. Auch in Smyrna zeigte ſich damals große Aufregung unter den Türken und die Chriſten daſelbſt kamen in Beſorgniß. Um die Miſſionäre zu entſchuldigen, verbreitete man die etwas unwahrſcheinliche Meinung, die alttürkiſche Partei ſelbſt habe jene Angriffe auf den Islam machen laſſen, um nicht

ſowohl die Miſſionäre ſelbſt, als vielmehr Fuad Paſcha zu verdächtigen, den ſie als Reformer und Chriſtenfreund haßten.

Ein erſter wichtiger Schritt zur Reformirung des Islams war am 4. Oct. 1865 der in einer türkiſchen Miniſterconferenz gefaßte Beſchluß, das Grundeigenthum der Moſcheen, wenn es auch von den Ulemas fort verwaltet wurde, doch einer Staatsſteuer zu unterwerfen. Es war durch Schenkungen ungeheuer angewachſen.

Unter den türkiſchen Vaſallenſtaaten, die ſchon faſt ganz unabhängig waren, nimmt zunächſt Rumänien oder die vereinigte Wallachei und Moldau unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Das gemeine Volk ſpricht hier noch eine romaniſche Mundart, weil das Land zu den Zeiten der Römer eine römiſche Provinz war. Der Adel der ſ. g. Bojaren iſt theils ſlaviſcher, theils griechiſcher Abſtammung, ſofern die vormaligen Hoſpodare ſich gern verſchmitzter Griechen bedienten, die dann im Lande die erſte Rangſtufe einnahmen. Dieſe Bojaren ſind in noch höherem Grade als die ruſſiſchen „Tataren in Glacehandſchuhen," die brutale Roheit verſteckend in eleganter europäiſcher Modetracht. Bisher hatte Rußland lange Zeit hindurch ſeine ſchwere Hand auf die beiden Donaufürſtenthümer Wallachei und Moldau gelegt, nach dem Krimkrieg wurden ſie durch den Pariſer Frieden von 1856 frei und unter franzöſiſchem Einfluß ſogar in ein Fürſtenthum Rumänien geeinigt 1859. Der erſte Fürſt dieſes neuen Reiches war der von Frankreich begünſtigte Alexander Couza, der wohl den guten Willen hatte, das arme Volk aus ſeiner tiefen Barbarei herauszureißen, aber zu übereilt mit Reformen vorſchritt und die Achtung dadurch einbüßte, daß er und ſeine mitgebrachten Handlanger ſich perſönlich zu bereichern trachteten. Mit dem gemeinen Volke ſelbſt verdarb er es, indem er deſſen griechiſche Kirche zu ſchwächen und zu berauben verſuchte. Am 26. Auguſt hob er in ganz Rumänien die Frohnden auf und erlaubte den Bauern, Grundeigenthum zu beſitzen,

was vorher nur den Bojaren zustand. Als er aber am 12. Jan. 1865 den julianischen Kalender der griechischen Kirche abschaffte und dafür den gregorianischen des Abendlandes einführte, als er die griechische Synode in Rumänien für selbständig und unabhängig vom Patronat in Constantinopel erklärte und sogar die Civilehe einführte, entstand der Verdacht, er wolle Rumänien überhaupt von der griechischen Kirche abwendig machen.

Wenn die Slaven in der Bulgarei ihre nationale Sprache auch im Cultus gebrauchen wollten und sich von der griechischen zur lateinischen Kirche hinneigten, um wie viel näher lag es noch den Rumänen, deren Sprache noch auf lateinischer Grundlage ruht, gleichfalls die griechische Kirchensprache zu verwerfen. Couza verfuhr sehr summarisch, zog die griechischen Klostergüter ein, mißhandelte den griechischen Klerus und setzte den Metropolitan Milesko gefangen, unter dem Vorwand der Sittlichkeit. In einem Rescript vom 7. Nov. 1860 heißt es: „Was soll man von den Frauen sagen, die Morgens geschieden, Abends schon wieder verheirathet sind?“ Und wird dem Metropolitan vorgeworfen, so lüderliche Ehen geduldet und eingesegnet zu haben. Um Aufklärung zu verbreiten, gründete Couza zu Jassy eine Universität, natürlich nur das Aushängeschild davon, denn in einem Lande, das keine Schulen, nicht einmal Straßen hatte, kam eine Universität zu früh. Weil die Bojaren eine Hauptstütze des griechischen Kirchenthums, wie auch der alten Barbarei und Sclaverei im Volke waren, suchte Couza auch ihre alte Macht zu brechen und seinen neuen Thron auf breitester demokratischer Grundlage aufzubauen. Zu diesem Behuf bereitete er eine Emancipation der Bauern vor. Die Bojaren waren darüber sehr unzufrieden, aber ihr Vorkämpfer Kartarzi wurde im Sommer 1862 meuchlings erschossen.

Um diese innere Reform von außen zu unterstützen und zugleich womöglich den insurgirten Polen zu helfen, trat Couza in Verbindung

mit der europäiſchen Revolutionspropaganda in London, welche den intriganten General Türr abſchickte, um die untern Donauländer heimlich zu bewaffnen. Zugleich ſollte Klapka von Italien her unterſtützt werden, um Ungarn zu inſurgiren. Eine bedeutende Waffenſendung, 110 franzöſiſche Kanonen, wurden an der Donaumündung von den türkiſchen Behörden aufgehalten, aber das franzöſiſche Schiff weigerte ſich ſie auszuliefern. Da inzwiſchen die Weſtmächte Polen nicht direct zu unterſtützen wagten und Rußland die polniſche Inſurrektion überwältigte, gerieth auch die Agitation in den untern Donauländern wieder ins Stocken.

Nun erfolgte auch in Rumänien ein Rückſchlag. Die Partei der griechiſchen Kirche und der Bojaren, d. h. die ruſſiſche Partei wurde wieder trotzig. Weil Couza im November 1862 die griechiſche Kirchenſprache abſchaffte, im J. 1864 alles Kirchengut einzog und den vom griechiſchen Patriarchen in Conſtantinopel zum Biſchof von Bukareſt ernannten Biſchof polizeilich ausweiſen ließ und im April desſelben Jahres der Bojarenverſammlung zumuthete, den Bauern einen Theil ihres Grundbeſitzes abzutreten, erhob ſich der ſtolze Adel zu lebhaftem Widerſtande, richtete aber ſeine Angriffe zunächſt nur gegen den Miniſter Cogalnitſcheano. Der Fürſt aber machte kurzen Proceß, ließ am 13. Mai 1864 die Verſammlung durch Bajonnette auseinanderjagen und den Fürſten Sutzos, Sohn des früheren Hoſpodars, verhaften. Dieſer Staatsſtreich entſprach ſo vollkommen dem 2. Dezember, daß auch ein Plebiscit nicht ausblieb. Couza forderte alle Rumänen auf, darüber abzuſtimmen, ob das Volk ihm ſein Vertrauen ſchenke, ihn zum Vollſtrecker ſeines Willens erwähle und eine neue Verfaſſung, ein Zweikammerſyſtem mit überwiegender monarchiſcher Gewalt, genehmige. Die Volksabſtimmung war am 2. Juni vollendet und ergab 713,000 Ja gegen 57,000 Nein. Die rohen Bauern ſtimmten natürlicherweiſe im eigenen Intereſſe für einen Fürſten, der ſie von der

Adelsherrſchaft befreite. Die neue Verfaſſung war der franzöſiſchen nachgebildet und legte alle Gewalt in die Hände des Souveräns, dem ein gänzlich abhängiger Senat und ein timides Abgeordnetenhaus an die Seite geſetzt wurde. Dem letztern war jede Initiative, jedes Amendement, jede Interpellation, jede Adreßdebatte und überdies die Oeffentlichkeit unterſagt. Gründlicher konnte der Fürſt mit der Revolutionspartei nicht brechen. Daher wurde er, als er ſchon am 5. Juni nach Conſtantinopel abreiste, vom Sultan gnädig empfangen und dekorirt und erhielt die Beſtätigung ſeiner neuen Verfaſſung.

Gleichwohl ſchrieb man dem Fürſten Couza große Pläne zu, die mit dem Beſtande der Türkei nicht vereinbar waren. Indem er mit der Revolutionspartei brach, ahmte er nur das Beiſpiel Victor Emanuels nach und hoffte, als Werkzeug und Vaſall des klugen und mächtigen Kaiſers der Franzoſen mehr zu gewinnen, als durch revolutionäre Mittel. Er trat in enge Verbindung mit ſeinen ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn und verſtändigte ſich mit denſelben im Voraus, falls im Laufe der Dinge die Herrſchaft der Osmanen in Europa ihr unvermeidliches Ende erreichen würde. Man hat ihm ſogar zugeſchrieben, er denke an eine Vergrößerung ſeines rumäniſchen Reiches, wenn einſt die Türkei auseinanderfalle, und der Zufall ſchien dieſe Ausſichten ſogar zu begünſtigen, da weder der Fürſt Michael von Serbien, noch der Fürſt Danilo von Montenegro Kinder hatten, er alſo bei einer großen Erhebung gegen die Pforte ihre Länder noch erben konnte. Auch die Bulgarei, in welcher Frankreich eine großartige Lostrennung von der griechiſchen Kirche betreibt, konnte ihm als Nachbarland zufallen.

Was auch an dieſen Plänen Wahres geweſen ſeyn mag, ſie wurden vereitelt und Couza durch eine Revolution geſtürzt. Hat Rußland insgeheim zu dieſem Sturze mitgewirkt, ſo muß man doch unterſcheiden. Rußland ſah nur in der Perſon Couzas ein Hinderniß ſeiner

eignen Politik, nicht aber in der Bildung eines rumäniſchen Reichs. Darüber bemerkt der bekannte Militärſchriftſteller Pz in ſeinen „kriegeriſchen Träumereien“ 1857, Rußland ſelbſt habe die Vereinigung der Wallachei und Moldau bevorwortet und ſich darüber mit Frankreich trotz der Abneigung Oeſterreichs und Englands verſtändigt. „Was Rußland mit dieſem Vereinigungsplane bezweckt, liegt auf der Hand. Es wünſcht zwiſchen ſich und der Pforte (und beziehentlich Oeſterreich) ein neues Rumänenreich zu haben, das zwar äußerlich ſtärker, innerlich aber viel ſchwächer ſeyn würde, als die bisherigen beiden Fürſtenthümer in ihrer getrennten Verfaſſung, mithin auch viel leichter bearbeitet und nach ſeinem Willen gelenkt werden kann. Wenn Frankreich denſelben Plan unterſtützt, ſo kann dies nur im Hinblick auf ein künftiges engeres Bündniß mit Rußland einen praktiſchen Sinn haben.“ Jedenfalls war auch das vereinigte Rumänien ein Zwerg neben dem ruſſiſchen Rieſen und Rußland konnte mit ihm ſpielen trotz des fernen Frankreich.

Nachdem Couza es mit allen Parteien verdorben hatte und auch dem Ausland nicht mehr gerecht war, wurde er in der Nacht auf den 23. Februar 1866 vom General Golesko und deſſen Mitverſchwornen bei ſeiner Maitreſſe, der Frau Obrenowitſch, im Bette überfallen, ohne Widerſtand gefangen und zur Abdankung gezwungen, Niemand ſtand ihm bei. Eine proviſoriſche Regierung wurde ſogleich ernannt und die Ruhe blieb ungeſtört. Alles war vorher beſonnen verabredet worden, und um Couzas frühere Gönner zu ſchonen, ließ man ihn frei und erlaubte ihm, ſich mit ſeinen Schätzen nach Paris zurückzuziehen. Dieſelbe Gunſt widerfuhr ſeinem bisherigen Liebling, dem Poſtdirector Liebrecht, der ſich eine große Menge Geld zuſammengerafft hatte. Im Pariſer Frieden von 1856 waren ſämmtliche Großmächte zur Ueberwachung der beiden Donaufürſtenthümer ermächtigt worden, nachdem früher Rußland allein ſich angemaßt hatte, ſeinen

Einfluß dort an die Stelle des türkiſchen zu ſetzen. Schon vor Couzas Sturz hatte Rußland denſelben vorausgeſehen und wahrſcheinlich auch einleiten helfen, denn bereits ſtanden 50,000 Ruſſen gerüſtet am Pruth. Einſeitig vorzugehen durfte jedoch Rußland noch nicht wagen, ſo lange Oeſterreich noch nicht mit Preußen und Italien im Kriege begriffen und ſo beſchäftigt war, daß es ſeine Aufmerkſamkeit vom Orient ablenken mußte. Die proviſoriſche Regierung in Bukareſt, an deren Spitze Golesko und Citawogi ſtanden, holte ſich zunächſt bei Frankreich Rath und ſuchte einen europäiſchen Prinzen zum regierenden Erbfürſten zu erhalten wie das kleine Königreich Griechenland. Aber gerade das Beiſpiel Griechenlands war wenig lockend. Die erſte Wahl der Rumänen fiel auf den Grafen Philipp von Flandern, Bruder des Königs der Belgier, aber er lehnte ab, die zweite auf den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen. Unterdeß verſuchte eine demokratiſche Partei in Bukareſt aufzukommen und mußte in Jaſſy eine Partei, welche die Moldau von der Wallachei wieder trennen wollte, durch Militärgewalt unterdrückt werden.

Prinz Karl erſchien plötzlich am 22. Mai 1866 in Bukareſt, wurde mit lautem Jubel aufgenommen und auch vom Sultan, zu dem er reiste, anerkannt.

Natürlicherweiſe war in Europa alles überraſcht und man ſuchte ſich die Sache auf die verſchiedenſte Art zu erklären. Ein preußiſcher Prinz war ohne Zweifel am beſten geeignet, Bürgſchaft dafür zu leiſten, daß Rumänien kein Herd der europäiſchen Revolutionspropaganda werde, noch einer neuen Inſurrection in Polen Vorſchub leiſte. Zugleich ſchien aber auch in der Befeſtigung eines neuen Reichs an der untern Donau eine Bürgſchaft dafür zu liegen, daß Rußland ſeine Abſicht auf Eroberung des untern Donaugebiets, wenn nicht aufgegeben, doch auf lange vertagt habe. Rüſſer in ſeiner intereſſanten Flugſchrift über die Balkanhalbinſel behauptet, daß ſich Rußſ-

land begnügen würde, nach Vertreibung der Türken aus Europa das bisherige Gebiet der europäiſchen Türkei an unabhängige Staaten vertheilt zu ſehen, ohne ſie ſelbſt erobern zu wollen. Das ſey auch die Bedingung der freundlichen Beziehungen Preußens zu Rußland. „Der ‚alte Fritz‘ ſoll einmal den Ausſpruch gethan haben, und möglich iſt es ſchon, daß er ihn wirklich gethan: ‚Wenn die Ruſſen erſt in Conſtantinopel ſtehen, ziehen ſie andern Tages in Königsberg und am dritten Tage in Wien und Berlin ein.‘ Sonderbar, im Orient beſteht die größte Freundſchaft zwiſchen Rußland und — Preußen. Das heißt, dies iſt eigentlich gar nicht ſonderbar, ſondern ſehr natürlich, denn die preußiſche Politik im Oriente iſt zwar noch ſehr jung, aber wahrhaft genial. Preußen weiß, daß Rußland die Balkanhalbinſel vom Türken ſäubern, nicht aber für ſich erobern will. Voilà tout! Es war ein meiſterhafter Schachzug der preußiſchen Politik, als ſie, kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 einen Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Rumäniens ſteigen ließ. Das bis dahin der Balkanhalbinſel ſo ferne Preußen ſtand ſo auf einmal mit einem Fuße in der Türkei, Oeſterreich bedrohend, Rußland ſich verbindend und eine Fülle von Garantien für die Zukunft gewinnend. Die Occupirung des moldo-wallachiſchen Throns durch einen intelligenten preußiſchen Prinzen kam aller Welt ſo unerwartet, ſo wie aus der Piſtole geſchoſſen, daß man für den erſten Augenblick und im Donner der gleich nachfolgenden Ereigniſſe die ganze ungeheure Bedeutung dieſes Schrittes gar nicht zu ermeſſen im Stande war. Die politiſche Strategie des Grafen von Bismarck iſt nicht blos kühn, ſie iſt mitunter nahezu providentiell und war bisher immer glücklich.“ Die Vorausſetzung, daß Rußland den Südſlaven ihre Selbſtändigkeit gönnen werde, unterſtützt Rüffer durch eine Erinnerung an den Feldzug des General Diebitſch. Als dieſer nämlich über den Balkan ging und die Bulgaren von ihm verlangten, er möge ſie für unab-

hängig erklären, fuhr er sie zornig an und verscherzte dadurch so sehr alle Sympathien der Südslaven, daß er von ihnen nicht unterstützt wurde und in eine gefährliche Lage kam, aus welcher ihn nur der schnell geschlossene Friede von Adrianopel rettete. Endlich wird darauf aufmerksam gemacht, daß Rußland eine Menge Bulgaren zur Auswanderung nach der Krim veranlaßt habe. „Möchte wohl Rußland, wenn es wirklich das Gelüste verspürte, die Balkanhalbinsel zu erobern, so handeln? Möchte es die dortigen slavischen Bevölkerungen dann absichtlich zu schwächen versuchen?“

Wir trauen den Versicherungen nicht, die uns Herr Rüffer gibt. Für den Augenblick glauben wir gern, wird Rußland sich mäßigen, denn es ist nicht so unklug, eine neue europäische Coalition gegen sich heraufbeschwören zu wollen, und leidet auch in seinen Finanzen. Allein der Grundgedanke der russischen Politik bleibt doch immer derselbe, der Gedanke der alten alles erobernden, alles unterwerfenden, alles uniformirenden Weltreiche. Während es Europa in Ruhe läßt und nur innerhalb seines Reichs zum Trotz des übrigen Europa und zum Zeichen, wie wenig es die Nachbarn respectirt, an seinen Grenzen die katholischen Polen und die lutherischen Deutschen in den Ostseeprovinzen russificirt und grăcisirt, macht es ungeheure Eroberungen an den Grenzen Indiens und Chinas. Das Wachsthum der russischen Macht ist kein Gespenst, womit man politische Kinder schreckt, sondern eine Realität, die nicht beachten zu wollen wenig Klugheit und Voraussicht verrathen würde.

Die Voraussetzung, Rußland strebe nicht nach dem Besitz der Türkei, stimmt nicht mit dem überein, was seit Katharina II. die eingestandene Absicht Rußlands gewesen ist. Und wie sollte auch Rußland ohne jedes Hinderniß die Dardanellen passiren können, was Herr Rüffer selbst verlangt, wenn Byzanz nicht russisch würde? Auch die Voraussetzung, der Sultan störe die große Mission Rußlands in

Aſien, iſt irrthümlich, denn der Sultan übt nur Einfluß auf Kleinaſien und iſt durch die Eiferſucht Perſiens gehemmt. Mit den den Türken ſtammverwandten Turkomannen jenſeits des kaspiſchen Meeres iſt Rußland ſchon fertig geworden, ohne daß der Sultan es zu hindern vermocht oder auch nur zu wollen die Miene angenommen hätte. Wenn Rußland jetzt wirklich keinen Anſpruch mehr auf die künftige Annectirung der Balkanhalbinſel machen ſollte, ſo gibt es dafür keine andere Vorausſetzung als die, daß nach Auflöſung des türkiſchen Reiches in Europa eine lockere Föderation unabhängiger Staaten und heterogener Nationalitäten Rußland ganz erwünſcht ſeyn könnte, um ſie trotz ihrer Unabhängigkeit factiſch zu Vaſallen machen zu können, wodurch es ſich weniger Verantwortung ausſetzen und die Eiferſucht der europäiſchen Mächte weniger reizen würde.

Der öſterreichiſchen Politik darf man mit Recht Vorwürfe machen, ſofern ſie ſchon lange vor Rußland Zeit gehabt hätte, die Donauvölker zu beeinfluſſen, die civiliſatoriſche Miſſion an der untern Donau zu übernehmen und Oeſterreichs Macht dort ſo zu befeſtigen, daß Rußland niemals an die Donaumündungen hätte gelangen können. Im Uebrigen müßte, da es nun einmal verſäumt iſt, Oeſterreich daran liegen, die Unabhängigkeit der Rumänen, Südſlaven, Albaneſen und Griechen und deren Föderation zu Stande kommen zu laſſen, denn es würde als nächſter Nachbar, wenn es nur die civiliſatoriſchen Mittel, deren es mehr als Rußland beſitzt, mit Energie gebrauchen wollte, ſich dieſelben mehr befreunden, als Rußland vermöchte.

Was wir hier von Oeſterreich ſagen, gilt auch ſpeciell von Ungarn. Der Zwiſt zwiſchen Rumänien und Ungarn wegen der beiderſeitigen Anſprüche auf Siebenbürgen iſt rein unvernünftig, denn ſowohl Magyaren als Rumänen haben das natürliche Intereſſe, einander zu ſchonen und ſich mit einander zu verbinden, um nicht bloße Werkzeuge und Opfer der Wiener und Petersburger Politik zu werden

und um ſich als nichtſlaviſche Inſeln mitten in einem Meere von Slaven auf die Dauer behaupten zu können. Der natürliche Rückhalt für beide iſt das ſich einigende Deutſchland. Ungarn, als nächſter Nachbar der untern Donauländer, hätte viel mehr zu hoffen, wenn es ſich dieſelben befreundete, ſie wie der älteſte und ſtärkſte Bruder die jüngern und ſchwächern behandelte, nicht aber feindſelig.

Unter den ſüdſlaviſchen Staaten, die zur europäiſchen Türkei gehören, nimmt Serbien den erſten Rang ein, obgleich es nicht ſo viele Seelen zählt, wie Bulgarien. Es iſt nämlich ſchon ſeit längerer Zeit ſo gut wie ſelbſtändig, nur durch ein lockeres Band noch an die Pforte gebunden und das ſerbiſche Volk iſt überaus energiſch. Guſtav Raſch (die Völker der untern Donau 1867) zieht ſie den Rumänen und Griechen vor. „Bei den Südſlaven ſind die Fehler der Griechen und Wallachen nicht zu finden; ſie ſind weit weniger demoraliſirt, wie die letzteren. Bei allen von den Türken unterjochten ſüdſlaviſchen Stämmen, ſogar bei den Bosniaken, welche ſich zum Islam bekehrt haben, hat das demokratiſche Element immer vorgeherrſcht, ſie haben immer in einer freien Gemeindeverfaſſung gelebt. Darin iſt auch der Grund zu ſuchen, daß ſie ſich ihre Nationalität weit treuer bewahrt haben, wie die Griechen und die Rumänen. In Bulgarien ſowohl wie in Serbien glaubt jeder Bauer ſich berechtigt, gleichen Theil an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten nehmen zu dürfen. Major Miſcha war nichts anderes als ein Bauer, ſowie Miloſch ein Bauer war. In allen auf der rechten Seite der untern Donau belegenen Ländern exiſtirt kein Adel, wie in den Ländern an der linken Seite der Donau. In Bosnien, in Serbien, in Bulgarien iſt das demokratiſche Bewußtſeyn der allgemeinen Gleichheit zur andern Natur geworden. Verleitet durch die Aufſchrift des mir in Peſth mitgegebenen Empfehlungsbriefes, nannte ich den Oberhofmeiſter des Fürſten von Serbien einmal in der Anrede ‚Herr Baron‘. — ‚Sie ſind im

Irrthum,' erwiderte er mir, ‚ich bin nicht Baron. Auf dem rechten Ufer der untern Donau gibt es keinen Adel. Auch der Fürst von Serbien ist nicht adelig; er heißt wie jeder Serbe ‚Herr', ‚Herr Michael Obrenovits.' Er ist der einzige Mann in Serbien, der einen Titel führt, indem er so lange er Fürst ist, ‚Durchlaucht' angeredet wird. Er verliert ihn, sobald er nicht mehr Fürst ist.' Der reiche Slave lebt in der europäischen Türkei, wie die Türken selbst, mit und unter dem Volke; er trägt seine Nationalkleidung und hat dieselben Sitten. Der reiche Slave in der Türkei denkt nicht, wie der wallachische Bojar, daß er schon deshalb Europäer ist, weil er Glacehandschuhe trägt, weil er galonirte Bedienten hat und in einer prächtigen Equipage fährt; er läßt sich von diesem Schimmer oberflächlicher Civilisation nicht blenden, sondern er sucht sich, wenn er auch noch in seinen Kleidern dem Orientalen gleicht, innerlich heranzubilden und sich die Kenntnisse zu erwerben, welche der gebildete Europäer sich erworben hat. Ich habe in Belgrad und in Rustschuck weit mehr gebildete Männer angetroffen, als in Bukarest, wenn sie auch in ihrem Aeußern den Orientalen glichen. Es finden sich auch in Bulgarien und in Serbien weit mehr Volksschulen, wie in der Moldau und in der Wallachei."

Der alte Fürst von Serbien, Miloſch Obrenowitſch, starb am 26. Septbr. 1860. Er war durch russischen Einfluß auf seinen Posten gekommen, nachdem sein Vorgänger Alexander, Sohn des berühmten Helden Kara Georg, vertrieben worden war. Sein Sohn Michael hielt noch die Verbindung mit Rußland fest, hegte aber auch Pläne der Selbständigkeit und der Hegemonie unter den Südslaven. Er wollte den Montenegrinern, als sie im Sommer 1862 von Omer Pascha gedrängt wurden, Luft machen und hoffte vielleicht, sich durch einen Handstreich in den Besitz der wichtigen Grenzfestung Belgrad zu setzen. In dieser Stadt nämlich fielen am 15. Juni 1862 die

bewaffneten Serben, weil ein ſerbiſcher Knabe wegen Unarten an einem Brunnen von einem Türken (mit Recht) gezüchtigt worden war, plötzlich über die türkiſche Beſatzung her, belagerten dieſelbe in der Feſtung und ſtürmten ſie in der Nacht auf den 17., wurden aber abgeſchlagen und die rebelliſche Stadt ein paar Stunden lang von der Feſtung aus bombardirt, wozu der engliſche Conſul gerathen haben ſoll, der natürlicherweiſe nicht wünſchen konnte, daß ein ſo wichtiges Bollwerk der Türken den Ruſſen in die Hände geſpielt werden ſollte. Viel Landvolk ſtrömte in die Stadt, ein türkiſcher Courier wurde unterwegs ermordet; Garaſchanin, das Haupt der Fortſchrittspartei, hätte gern alles in Brand geſteckt, aber Fürſt Michael und die Furcht vor den nahen Oeſterreichern geboten Mäßigung. Im Winter desſelben Jahres wurden 700 Wagen voll ruſſiſcher, mit dem Stempel des kaiſerlichen Arſenals von Tula verſehener Waffen nach Serbien eingeſchmuggelt, was in der engliſchen Preſſe großen Lärm machte. Doch kam es zu keinem ernſten Kampf mit der Pforte.

Von Seite aller Großmächte wurde ſchon am 25. Mai das Geſuch der Pforte, Rumänien mit türkiſchen Truppen beſetzen zu dürfen, abgelehnt und der neue Fürſt anerkannt. Am 12. Juli leiſtete Karl als Fürſt von Rumänien den Eid auf die neue Verfaſſung und nachdem auch die Pforte beruhigt war und ihn am 21. Oct. anerkannt hatte, ging er ſelbſt nach Conſtantinopel und wurde vom Sultan aufs ehrenvollſte empfangen. In der Moldau gab es anfangs einige Gährung, doch wurde der Fürſt auch hier anerkannt und hielt in Jaſſy einen feierlichen Einzug. Der Sultan hatte ihm geſtattet, daß die Erbfolge in ſeiner Familie bleiben, er eine Armee von 30,000 Mann halten und noch andere Rechte eines ſelbſtändigen Regenten ausüben dürfe.

Die Bildung erſtarkender Staaten an der untern Donau diente ohne Zweifel dem Sultan zum Schutz gegen Rußland, ſo lange ſie nicht ausſchließlich unter ruſſiſchem Einfluß ſtanden, und das war in

Rumänien nicht in dem Maaße der Fall, wie man glauben machen wollte. Es gab allerdings eine russische Partei in Bukarest, neben ihr aber eine noch stärkere nationale oder großrumänische Partei, die eine Wiedervereinigung aller Rumänen, also auch derer, die in Siebenbürgen österreichische, in Bessarabien russische Unterthanen waren, mit denen in der Moldau und Wallachei zu einem großen Reiche erstrebten.

Rußland steckte sich geschickt hinter diese Partei, um durch sie seine specifisch russischen Zwecke zu erreichen, d. h. Umtriebe in Bulgarien anzetteln und die Türkei in immerwährender Sorge schweben zu lassen, bis die wachsende Insurrection einen Einmarsch russischer Truppen rechtfertigen würde. Oesterreich sah das Erstarken neuer Staaten, wie die des rumänischen und serbischen, nicht gerne, weil sie seinem Einfluß in dem Maaße mehr entgegenwirkten, als sie gleich den Ungarn nach nationaler Selbständigkeit trachteten. Frankreich hatte seinen Couza nicht schützen können, übte aber immer noch Einfluß auf die nationale Partei, was mit dem von Frankreich proclamirten Nationalitätenprinzipe übereinstimmte, und hielt der russischen Agitation die Waage. Es gab ziemlich viele russische Unterthanen in der Moldau und Wallachei, die vieles thun durften, was andere nicht gewagt hätten.

Die Montenegriner fuhren in ihrem Uebermuthe fort, unterstützten den christlichen Aufstand in der benachbarten Herzegowina und benutzten jede Gelegenheit, ein türkisches Dorf zu plündern. Aber am 12. August 1860 wurde Danilo Petrowich, Fürst von Montenegro, im Seebade von Perzagno im Canal von Cattaro meuchlerisch erschossen und zwar von einem Montenegriner, Namens Cadich, dessen Schwester der Fürst gegen ihren Willen verheirathet hatte. Ihm folgte Nikizza (Nicolaus) Petrowich, Sohn des Mirko. Der letztere leitete die Regierung und war ein Todfeind der Türken, sein eifriger Bundes-

genoß aber der Herzegowiner Luka Vukalowich. Beide gemeinsam begannen nun die frechsten und unbarmherzigsten Razzias auf dem türkischen Gebiete, raubten die Heerden, mordeten die Menschen und verbrannten die Dörfer. Dabei war das Nasen-, Ohren- und Köpfeabschneiden, das Aufpflanzen der Köpfe als Trophäen noch immer an der Tagesordnung. Die Montenegriner sind seit einem Jahrtausend um keinen Schritt weiter in der Cultur vorgerückt, nur daß die Politik ihrer Führer durch das russische Bestechungssystem immer raffinirter geworden ist. Man darf dieses Naturvolk nicht zu streng beurtheilen. Auf seinen unfruchtbaren Bergen findet es keine Lebensmittel und muß sich dieselben rauben, denn sein Racestolz hat sich noch nicht zur Fabrikarbeit erniedrigt.

Nachdem die Montenegriner im März 1862 in der Gegend von Kremnitze die unerhörtesten Greuel begangen hatten, erhielt endlich am 9. April Omer Pascha vom Sultan den Befehl, mit türkischen Truppen einzuschreiten. Omer war kränklich oder zauderte noch aus diplomatischen Gründen. Wenigstens richtete Derwisch Pascha, den er vorausschickte, nicht viel aus. Man hörte wiederholt von dessen blutigen Gefechten am Dugapasse, von Angriffen Vukalowichs auf türkische Forts. Im Allgemeinen blieben die Türken im Nachtheil und Omer Pascha rührte sich nicht. Das kam daher, weil de Moustier, der französische, und Labanoff, der russische Gesandte, Montenegro in Schutz nahmen. Rußland betrachtete dieses Gebirgsland schon längst als seinen Vorposten, wollte demselben daher um jeden Preis seine bisherige Unabhängigkeit und Angriffsfähigkeit erhalten. Allein vermochte es weniger durchzusetzen, legte daher großen Werth darauf, in dieser Frage von Frankreich unterstützt zu werden. Man glaubt, daß es hauptsächlich aus diesem Grunde und lediglich als ein Compliment für Frankreich, sich so schnell bereit erklärt habe, das Königreich Italien anzuerkennen. Indem Preußen dem russischen Beispiele

folgte, durfte ſich Napoleon III. allerdings ſchmeicheln, noch immer ſein Uebergewicht im Rath Europas zu beſitzen. Durch dieſe Rückſichten wurde nun Omer Paſcha verhindert, nachdrücklich gegen Montenegro vorzugehen, bis die Contreminen Englands und Oeſterreichs dem armen Sultan wieder etwas Luft machten. So erhielt denn Omer Paſcha in der Mitte des Auguſt Erlaubniß, Ernſt zu machen. Daß am 18. Auguſt auf den Fürſten Nicolaus geſchoſſen wurde, ſcheint nicht von den Türken ausgegangen zu ſeyn. Der Mörder Radowich, der übrigens fehlſchoß, ſuchte nur die Blutrache wegen der Hinrichtung ſeines Vaters. Das türkiſche Heer drang in die ſchwarzen Berge ein, erfocht diesmal am 23. Auguſt bei Rieka einen entſcheidenden Sieg und rückte bis vor die montenegriniſche Hauptſtadt Cetinje. Nun wurde unterhandelt. Omer Paſcha forderte im Namen des Sultans, die Montenegriner ſollten ſich verpflichten, nie mehr ihre Grenze zu überſchreiten, weder um den Aufſtand in der Herzegowina zu unterſtützen, noch um zu rauben und zu plündern. Sie ſollten ſich gefallen laſſen, daß eine große Heerſtraße, durch mit Türken beſetzte Blockhäuſer geſchützt, von Scutari an mitten durch ihr Land in die Herzegowina geführt werde. Mirko ſollte verbannt werden. Damit aber die Montenegriner ſich bequem von außen her verſchaffen könnten, was ſie bedurften, ſollte ihnen der Verkehr zum Meere her freiſtehen und Antivari (ausgenommen in Kriegszeiten) zu einem Freihafen erklärt werden. Merkwürdigerweiſe war in dieſen Forderungen nicht die Rede von einer Unterwerfung der Montenegriner unter den Sultan, als von empörten Unterthanen unter ihren rechtmäßigen Herrn. Inſofern nahm der Sultan Rückſicht auf die Großmächte, welche die Autonomie des ſchwarzen Gebirges gewahrt wiſſen wollten. Rußland wurde offenbar durch die andern Mächte genöthigt, diesmal nachzugeben, that es aber mit ſichtbarem Unwillen, denn man las am 17. September im Petersburger Journal, die Errichtung von

türkiſchen Blockhäuſern auf dem Gebiet von Montenegro laufe den frühern Verträgen zuwider. Auch wurde in Petersburg mit vieler Oſtentation eine Geldſammlung für die armen Montenegriner veranſtaltet, als ob es ſich hier von bedrängten und verfolgten Chriſten handelte.

Die Montenegriner fügten ſich, weil ſie ſonſt der türkiſchen Uebermacht, die mitten in ihrem Lande ſtand, gänzlich hätten erliegen müſſen. Ueberdieß konnten ſie darauf rechnen, daß ihre guten Freunde in der europäiſchen Diplomatie ihnen bald wieder helfen würden, und ſie ſelbſt wußten aus alter Erfahrung, daß man Verträge nicht ſchließt, um ſie zu halten, ſondern nur um ſich damit aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen. Am 21. September wurde zu Cetinje der Frieden gefeiert, der ſich auch auf die Herzegowina erſtrecken ſollte, denn auch Vukalowich unterwarf ſich und wurde von Omer Paſcha zum Bimbaſcha ernannt, um mit 500 Panduren, die er ſich aus ſeinen Geſellen ausleſen ſollte, die Ordnung zu überwachen. In der Hauptſache, die Errichtung türkiſcher Blockhäuſer auf Montenegriner Boden, mußte nachträglich der Sultan dem ruſſiſch-franzöſiſchen Andrängen nachgeben und unter dem Schein der Großmuth erlauben, daß dieſelben nicht errichtet würden. Uebrigens ſollen die Montenegriner über Vukalowich und auch über die Serben ſehr erbittert geweſen ſeyn, weil ſie von dieſen im Stich gelaſſen wurden.

Montenegro iſt faſt lächerlich klein, aber ſein Völkchen iſt höchſt energiſch. Die Staatseinkünfte des kleinen Berglandes belaufen ſich nicht über 40,000 fl., nahezu ebenſoviel betragen die Ausgaben. Außerdem erhält jedoch der Fürſt jährlich von Rußland 2000 Ducaten und ebenſo von Frankreich eine Unterſtützung von 50,000 Francs. Und dennoch beſitzt dieſer kleine Staat eine verhältnißmäßig beträchtliche Kriegsmacht.

Noë hat in ſeinen „neuen Studien aus den Alpen“ eine lebendige

Schilderung des Ländchens und Völkchens gegeben. „Es erzeugt keine Bäume, aus denen man Bretter ſchneiden kann. Nun läßt aber der Fürſt ein Kaffeehaus bauen, welches zugleich als Herberge für die Fremden dienen ſoll, welche vorläufig, wie wir ſogleich ſehen werden, in ſeiner Hauptſtadt noch nicht wiſſen, wohin ſie ihr Haupt legen ſollten, dazu braucht er Holz. Das wird zur See herbeigeführt und in Cattaro auf dem montenegriniſchen Bazar abgelagert. Diejenigen ſeiner Unterthanen, welche ihre Steuern nicht bezahlen können, müſſen ſie in der Weiſe ‚abtragen‘, daß ſie Bretter vom Hafen herauf auf den Schultern nach dem Bauplatz befördern. Es ſind bis Cetinje ſieben Gehſtunden, darunter vier ununterbrochenen Steigens, denn die Gefilde des Schwarzen Berges erheben ſich in doppelter Höhe des Brocken über die ſalzige Adria. — Vor uns liegt auf dem Boden ein großer Haufen graubraunes Stroh. Eine Rolle deſſelben bewegt ſich, es erſcheint zwiſchen den modrichen Halmen ein ſtruppiger Menſchenkopf, der uns anſtarrt: ‚Dobra ti srec!‘ (Gut ſey dir das Glück!) erſchallt die Stimme. Der Mann ſteht bis zum Halſe in ſeiner Wohnung, einem Erdloch; der Kopf beglückwünſcht uns von oder aus dem Dache. Montenegro kann hinter den aufgeklärten Staaten der Chriſtenheit unmöglich zurückbleiben: hier ſteht ſein Dogma (Mauth) und in dem Interpellanten begrüßen wir die erſte officielle Perſon. — Nur mit eingeſenktem Kopfe, wie ein fliehender Gemsbock, können wir gegen dieſe Luftbewegung vorſchreiten, mit welcher verglichen der Tauernwind bei Schneewetter ohne Uebertreibung ein behagliches Lüftchen genannt werden muß. Die wenigen Hütten aus Stroh und Lehm, welche das Steinfeld unterbrechen, ſchützen ſie durch eine kreisrunde Mauer von zuſammengeleſenen Blöcken gegen die Zudringlichkeit der heimathlichen Luft.“

„Die Hauptſtadt Cetinje gleicht mit ihrer einen langen Gaſſe einſtöckiger gemauerter Häuſer beinahe einem böhmiſchen Dorf. Es

fällt uns nicht ein, der Armuth der ‚Bergmäuse', wie Türkenstolz dieses Volk nennt, zu spotten, aber die Aufgeblasenheit und barbarische Prunksucht seiner großthuerischen Häupter, und der unsinnige Lärm, mit welchem diese Handvoll Menschen in der Welt von sich reden macht, müssen im trockensten Besucher eine gelinde Regung zur Komik anfachen. Einige Weiber kehrten von der Thätigkeit heim, welche man auf diesem Steingeröll seltsamer Weise Feldarbeit nennt. Bewaffnete Männer saßen, Papier-Cigaretten rauchend, auf der Schwelle ihrer Thüren und schauten lungernd in den Platzregen. Die schlanken, von schwerer Arbeit etwas gekrümmten Gestalten der Weiber mit edlen Gesichtszügen und pflaumengroßen, schwarzen Augen waren der erste Gegenstand, der mir eigentlich Ver- oder besser Bewunderung abnöthigte. Das montenegrinische Sprichwort: ‚Schaue ein Weib der Cerna Gora nicht an, wenn du nicht willst, daß deine Haut an der Sonne trocknet!' hielt mich nicht im geringsten ab, deren herabgewürdigtes Aeußere mit objectivem Eifer und ohne die geringste Scheu vor ihrem tabakqualmenden Tyrannen zu studiren."

Der Fürst von Montenegro hat sich ein Museum angelegt. Darin befindet sich unter anderem die Haut des Ismael Aga, eines Hauptfeindes der Montenegriner. „Seine gegerbte und mit Heu angefüllte Haut stellte einen Körper dar, der mit allem Schmuck eines muselmännischen Kriegers angethan war. Er befand sich einem Crucifix gegenüber in einer solchen Stellung angebracht, daß er bei der geringsten Erschütterung sich gegen das Kreuz verneigen mußte. Nie trat ein Montenegriner in dieses Gemach, ohne mit seinem Fuß jenen Körpertheil des ausgestopften Agas zu berühren, in welchem das Gleichgewicht des Sitzenden ruht. Jetzt sind der Aga, sowie die abgeschnittenen Türkenköpfe, die man sonst auf der rothen Umfassungsmauer der Fürstenwohnung aufzustecken pflegte, verschwunden. Dutzende

von Kanonen, Hunderte von prachtvollen Säbeln und Flinten, dann eine große Anzahl von Medſchidieh- und Niſam-Orden, die von der Bruſt des Paſchas heruntergeriſſen worden ſind, an denen zum Theil noch Fetzen der Uniformen hängen, ſind noch immer die Glanzpunkte jenes ſeltſamen Muſeums." Auch war hier alles enthuſiasmirt für Rußland, nicht für Oeſterreich.

Bosnien und die Herzegowina ſind zwar auch von Slaven bewohnt, die ſich aber ihre Freiheit nicht zu bewahren verſtanden haben. Ihr Adel nämlich wurde nach der türkiſchen Eroberung muhamedaniſch und hilft ſeitdem den Türken das chriſtlich gebliebene Bauernvolk unterdrücken. Das jüngſt über Bosnien geſchriebene Werk von Roskiewicz ſchildert die Lage dieſer Bauern als höchſt kläglich. Sie heißen, wie alle den Türken gehorſamen Chriſten „Rajahs". „Das Wort Rajah iſt arabiſchen Urſprungs und bedeutet eigentlich Heerde. Schon der Sinn dieſes Worts läßt das Abhängigkeitsverhältniß errathen, in welchem der Rajah als Pachter oder Tagelöhner zum Muſelmann ſtand und theilweiſe noch immer ſteht. Abgeſehen von den drückenden Steuern, die ihn belaſten, und die er je nach dem Gefallen des Mudirs oder Bezirksleiters oft auch zweimal erlegen mußte (da er keine Quittung hierüber erhielt), fand derſelbe z. B. als Kläger wegen unbilliger Anforderungen bei Behörden ehemals gar kein Gehör. Geradezu als entwürdigend muß die Forderung bezeichnet werden, welche gebietet, daß der Rajah jedem Muhamedaner, auch dem in Lumpen gehüllten, auf der Gaſſe auszuweichen, wenn er ihm zu Pferde begegnet, zu halten, von dem ſeinigen abzuſteigen, und erſt nachdem der Türke vorübergeritten iſt, das Pferd wieder zu beſteigen und ſeinen Weg fortzuſetzen habe."

Die Bulgaren lebten bisher unter dem doppelten Druck ihrer türkiſchen Herrn und ihrer griechiſchen Biſchöfe. Da aber die Türken das bureaukratiſche Syſtem noch nicht eingeführt haben, behielten zum

Glück die bulgariſchen Gemeinden, wenn ſie nur den Türken und den Biſchöfen zahlten, außerdem ihre altherkömmliche Autonomie. Ihre Biſchöfe erhielten ſie ausſchließlich aus dem Phanar. Der Sultan überließ dem griechiſchen Patriarchen in Conſtantinopel, die Biſchöfe zu ernennen und dieſer ernannte dazu immer nur Phanarioten, d. h. Glieder der neugriechiſchen Ariſtokratie in der Hauptſtadt, jener alten, in allen Ränken geübten und ſittlich verpeſteten Ariſtokratie, welche ſeit 400 Jahren zugleich kriechende Sclavin des muhamedaniſchen Herrn und Tyrannin der chriſtlichen Bevölkerung iſt. Der Phanariot, welcher Biſchof werden will, muß dem Patriarchen dafür eine große Summe bezahlen. Darauf allein kommt es an, nach ſeiner Befähigung wird nicht gefragt. Iſt er nun Biſchof geworden, ſo preßt er dem niedern Klerus und dem Volke nach und nach die Summe wieder aus, die ihn ſein Stuhl gekoſtet hat. Außerdem war Rußland ſchon ſeit lange bemüht, die griechiſchen Chriſten in der Türkei zu Empörungen aufzureizen und dadurch ſeinem Eroberungsplane vorzuarbeiten. Weil aber der Patriarch und die Biſchöfe ſich als Günſtlinge des Sultans in einer hinreichend angenehmen Lage befanden, wollten ſie nicht immer der ruſſiſchen Politik dienen, ja haben ſich öfter ausdrücklich gegen dieſelbe verwahrt. Leichter gelang es den ruſſiſchen Agenten, den niedern Klerus zu gewinnen, der die Vortheile der Biſchöfe nicht theilt, vielmehr unter dereſ Druck leidet und der ſlaviſchen Nationalität, nicht der griechiſchen, angehört. Kaiſer Nicolaus I. ließ es ſich viel koſten, wie in der Moldau und Wallachei, ſo auch in der Bulgarei die Kirchen zu beſchenken, Glocken, Bilder, Altarſchmuck, Gewänder ꝛc. dahin zu ſtiften. Auch nahm er unentgeltlich junge Bulgaren in Rußland auf und ließ ſie in Kiew, Moskau und St. Petersburg auf den dortigen Univerſitäten ausbilden, jedoch nicht mit dem erwünſchten Erfolge.

Ein als Arzt in Moskau lebender geborener Bulgare Youri

Veneline ſchrieb 1830 ein Werk, worin er ſeine Landsleute zum erſtenmal an ihren alten Ruhm, an ihr altes ſelbſtändiges Königthum und an das Verdienſt erinnerte, welches ſich unter ihnen die erſten ſlaviſchen Apoſtel, Cyrillus und Methodius, erworben haben. Damit ſtellte er ein ſowohl in nationaler und ſtaatlicher als kirchlicher Beziehung eigenthümliches und ſelbſtändiges Intereſſe feſt, welches ſich eben ſo ſcharf vom Intereſſe der griechiſchen Kirche in Conſtantinopel, als von dem des ruſſiſchen Kaiſers unterſchied. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß er kein ruſſiſcher Agent war, wie er denn auch arm geſtorben iſt. Die jungen Bulgaren nun, die in der Heimat nur in den niedern Klerus einrücken und ſich aus dem höhern immer von Neugriechen zurückgeſtoßen ſehen, wurden empfänglich für die nationale Idee und fingen an ihren Biſchöfen zu opponiren. Die andern jungen Bulgaren, die in Rußland ſtudirten, empfingen dort, wenn auch immer gegen Willen und Abſicht des Kaiſers, die Eindrücke abendländiſcher Civiliſation und namentlich den Impuls franzöſiſcher Ideen. Empfing denſelben doch die ruſſiſche Jugend ſelbſt von der polniſchen.

Hieraus nun erklärt ſich, warum ſich in den letzten Jahren in der Bulgarei eine Partei bilden konnte, die das Heil der Zukunft im Anſchluß an die katholiſche Kirche des Weſtens erkannte, eine Partei, der es eben ſo ſehr vor der ruſſiſchen Knute wie vor dem tief corrumpirten Griechenthum graute.*)

Am 30. Dezember 1860 erſchienen zwei bulgariſche Archimandriten mit drei Prieſtern und 200 Häuptlingen in Conſtantinopel vor dem Erzbiſchof der katholiſchen Armenier und dem päpſtlichen Vicar, Erzbiſchof Monſignor Brunoni, und übergaben ihm eine Adreſſe an den Papſt mit zweitauſend Unterſchriften. Schon in einer bulgariſchen

*) Vergl. den Pariſer Correspondant 1860, Novemberheft.

Erklärung vom 23. Oct. war geltend gemacht, die lateiniſche Kirche habe das Dogma reiner bewahrt als die griechiſche, und war daran erinnert worden, daß die bulgariſchen Apoſtel, der h. Cyrillus und Methodius, ſich zu Rom aufgehalten hätten. Auch nahm die Bittſchrift an den Papſt auf die frühere Vereinbarung der morgen- und abendländiſchen Kirche zu Florenz Rückſicht. „Geſtützt auf die Dekrete der heiligen römiſchen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländiſchen Kirche, und in der Erwartung, daß dieſe Riten unverletzt erhalten werden, wie es auf dem Florentiner Concil beſchloſſen worden, bittet die bulgariſche Nation, vertreten durch die Unterzeichneten: Se. Heil. Papſt Pius IX. möge unſere bulgariſche Kirche in den Schooß der katholiſchen aufnehmen, und unſere getrennte und nationale Hierarchie als kanoniſch anerkennen.“ Die Bittſchrift ſchloß: „Wir bitten endlich Seine Heiligkeit demüthig, Seine Majeſtät den Kaiſer der Franzoſen als älteſten Sohn der Kirche erſuchen zu wollen, ſich bei Seiner Majeſtät dem Sultan dafür zu verwenden, daß unſere Hierarchie von ihm als eine unabhängige anerkannt werde.“ Dieſe auffallende Rückſichtsnahme auf Frankreich war gegen die ruſſiſche Politik gerichtet und ſollte darthun, daß Rußland nicht allein über die Sympathien der unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden Chriſten zu gebieten habe. Die Sache wird noch erklärlicher, wenn man erwägt, daß Frankreich damals aus Syrien, wo es kaum feſten Fuß gefaßt hatte, wieder hinausmanövrirt wurde, alſo auf einem andern Punkte ſein Anſehen wieder geltend zu machen, alle Urſache hatte.

Doch kam die Sache nicht in Gang. Am 24. März forderte Biſchof Pariſios die Unabhängigkeit der bulgariſchen Kirche vom Patriarchat in Conſtantinopel; das letztere behauptete indeß die Obergewalt unter Billigung des Sultans und im October 1864 wurden die bereits katholiſch gewordenen Biſchöfe und Prieſter vertrieben.

Die Bulgarei, von welcher man bisher viel weniger hörte, als

von Serbien und Rumänien, ist gleichwohl einer der wichtigsten Bestandtheile der Balkanhalbinsel, wegen ihrer politisch wichtigen Lage einerseits an der untern Donau, andererseits nahe bei Constantinopel. Auch das gibt ihr eine große Bedeutung, daß sie von den zahlreichsten unter den südslavischen Stämmen bewohnt ist. Die Bulgaren zählen nämlich 4½ Millionen Seelen, die Serben nur 1,660,000, die Bosnier und Herzegowiner nur 1,450,000. Dazu kommen noch Montenegriner, Kroaten, einige russische und polnische Ansiedler, zusammen 350,000. Demnach sind die Bulgaren allein zahlreicher als alle übrigen Slaven im türkischen Reich, was bei einer künftigen Umgestaltung der Balkanhalbinsel sehr ins Gewicht fallen dürfte. Blanqui berechnet die Bulgaren sogar zu 7 Millionen, was aber übertrieben ist. Jedenfalls bleibt unter den Slaven der bulgarische Stamm derjenige, dem die Hegemonie gebührte, wie wenig er auch bis jetzt noch darauf Anspruch gemacht hat. Im Instinkt des Volks scheint mehr zu liegen, als seine namenlosen Häupter bis jetzt kundgegeben haben. Ein bulgarisches Volkslied singt davon, daß den Adlern des Balkangebirges die Schnäbel wachsen und daß sie sich dann sehnen, hinunter zu fliegen zum goldnen Horn (Constantinopel), wo es so viele blutige Beute gibt. — Neben den 8 Millionen Slaven leben in der europäischen Türkei, außer den 4 Millionen Rumänen und etwas über 1 Million Albanesen, nur 1 Million Türken und 1 Million Griechen. Wenn also die Türken schon wegen ihrer Minderzahl auf einen langen Fortbesitz der Herrschaft nicht mehr rechnen können, so dürften sich noch viel weniger die verdorbenen Griechen auf die Herstellung ihres byzantinischen Reiches Hoffnung machen. Das natürliche Uebergewicht ist bei den Südslaven, und wenn sie einig wären oder würden, wäre es nicht zu kühn von ihnen, wenn sie völlig selbständig werden und nicht etwa blos Rußland zum Schemel dienen wollten. Aber es ist schwer, sie zu einigen.

Wer immer in der Balkanhalbinsel Meister werden würde, hätte doch einen schweren Stand, da es nicht möglich ist, so gänzlich verschiedene Nationen anders als durch das eiserne Band der Gewalt zu vereinigen. Nun sind aber schon im Alterthum nicht einmal die Macedonier, nicht einmal die Römer und später weder die griechischen Kaiser, noch die türkischen Sultane mit den wilden Gebirgsvölkern fertig geworden. Es liegt wohl im Charakter dieser Gebirge, daß die späteren slavischen Einwanderer die Wildheit der älteren illyrischen und thrakischen Bevölkerung angenommen haben. Die slavischen Montenegriner sind kaum weniger barbarisch, wie die Albanesen, welche muthmaßlich noch den letzten Rest der vorrömischen Bevölkerung darstellen. Die Albanesen sind die wildesten von allen. Den Namen haben sie von ihren Bergen (Alpen) erhalten, sie selbst nennen sich Stepetaren. Als Söldner in den türkischen Heeren heißen sie gewöhnlich Arnauten. Obgleich sie sich alle an barbarischen Sitten gleichen, ist doch keine Einigkeit unter ihnen. Der eine Theil hat die griechische Religion und Schrift, der andere die lateinische angenommen. Jene heißen die Tosken, diese die Ghegen. Aber auch diese beiden Haupttheile des Volks zerfallen wieder in vielerlei kleine unabhängige Stämme. Wegen ihrer großen Tapferkeit werden sie von den Türken als Soldaten geschätzt und dienen selber gern der Beute wegen. Deshalb und um sich die christliche Kopfsteuer zu ersparen, geben sich viele von ihnen für Muhamedaner aus, ohne es zu seyn. Diese Menschen würden sich bei einer großen politischen Reform der Balkanhalbinsel wohl am heftigsten und längsten der Civilisation widersetzen.

Nichts würde die Civilisation, möchte sie noch von den Türken selbst beschleunigt werden oder von den Donauländern ausgehen, sicherer fördern, als Errichtung von Straßen, ein durchgreifendes Verkehrssystem. In dieser Beziehung verdient große Beachtung, was

Herr von Hahn, ein ausgezeichneter Oeſterreicher, im Jahr 1864 zur Anregung gebracht und ſpäter in einem eigenen Werke (Reiſe nach Salonik, Wien 1868) genauer motivirt hat. Er bevorwortet nämlich damit einen für ganz Europa höchſt wichtigen Plan, die Eiſenbahn, welche bereits durch Ungarn führt, von Belgrad aus ſüdwärts nach Salonik weiter zu führen, d. h. nach demjenigen europäiſchen Hafen, von welchem aus man auf dem kürzeſten Wege über das mittelländiſche Meer nach Alexandria und Suez gelangt. Es iſt dies mithin die kürzeſte Linie zwiſchen Wien und Bombay. Da Eiſenbahnen die Dampfſchifffahrten 2½mal an Schnelligkeit übertreffen, würde man auf dieſem Wege auch von England aus ungleich ſchneller nach Oſtindien gelangen, als über Trieſt oder Marſeille.

Man hat bisher an dieſen ſo nutzbaren Weg nicht gedacht, weil man allgemein das Vorurtheil hegte, ſüdwärts des Balkan laufe noch eine unüberſteigliche Gebirgskette durch die ganze europäiſche Türkei. Es half nichts, daß ſchon 1840 Boué den Irrthum aufklärte und kurz nach ihm auch Griſebach, die Karten wurden dennoch immer wieder mit dem fabelhaften Gebirge ausgeſtattet, bis erſt vor fünf Jahren Kiepert ein treues Bild der europäiſchen Türkei gegeben hat. Die Kiepert'ſche Karte veranlaßte Herrn von Hahn, ſich ſelbſt auf den Weg zu machen, um mit eigenen Augen das Terrain und vorzugsweiſe die Lücke zu unterſuchen, welche jene Karte noch im Süden von Serbien übrig ließ. Sobald er einmal wußte, anſtatt des fabelhaften Quergebirges, welches Theſſalien von Serbien abſperre, laufe vielmehr eine Rinne von Belgrad bis Salonik, längs der in die Donau fließenden Morawa und ſodann längs der in das Mittelmeer fließenden Wardar hin, ſchöpfte er die Hoffnung, die Natur ſelbſt möchte dieſe Rinne für eine Eiſenbahn offen gelaſſen haben, und es kam ihm nur noch darauf an, die Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Flüſſen näher kennen zu lernen. Der Weg, den Herr von Hahn von

Belgrad bis Salonik genommen hat, ist auf einer von ihm beigegebenen Karte sehr genau verzeichnet und läuft fast schnurgerade südlich. Da er zwei Flüssen entlang läuft, steigt er nie hoch in die Höhe und bietet keine Schwierigkeiten dar, welche nicht durch die Mittel der heutigen Eisenbahnbaukunst überwunden werden könnten. Der von Herrn v. Hahn in Vorschlag gebrachte Weg würde von demjenigen Punkt am rechten Donauufer ausgehen, welcher südwärts von Weißkirchen der Ortschaft Bazirsch gegenüberliegt, bis wohin auf dem linken Donauufer die ungarische Eisenbahn gezogen ist. Von hier aus würde die vorgeschlagene Bahn durch Serbien an der Morawa hin über die Städte Pozarewatz, Swilaiwatz, Tjuprija, Alexiwatz, Nisch, Zesdowatz und Wranja führen, von hier, unfern von der Quelle der Morawa, südwärts durch Macedonien nach Komanowa zu einem Nebenfluß der Wardar ablenken, über Stiplje bei Ulanza unmittelbar der Wardar entlang über Kumlikoi und andere kleinere Ortschaften bis nach Salonik führen.

Diese Bahn würde Oesterreich das bisher verschlossene Innere der Balkaninsel öffnen. Kein Culturstaat liegt ihr näher. Von Wien und Ofen würde ein unberechenbarer merkantilischer, moralischer und politischer Impuls ausgehen. Herr von Hahn hat sehr Recht, wenn er Oesterreich ermahnt, seine Mission im Orient zu suchen. Er findet die frühere commercielle Abgeschlossenheit des österreichischen Kaiserstaats durchaus unnatürlich. Ebenso unnatürlich aber auch den gegenwärtigen Dualismus des Kaiserstaats. Nicht zuschließen und nicht theilen, sondern öffnen und erweitern ist die Losung. Die projectirte Eisenbahn würde mitten durch die Balkanhalbinsel führen, wie die große Wasserstraße der Donau ins schwarze Meer. Es handelt sich um mehr als Handelsverkehr. Auf den bezeichneten Wegen soll auch Civilisation nach dem Osten getragen werden. Oesterreich hat in dieser Beziehung bisher alles versäumt. Während Rußland, welches

kaum ſeit anderthalb Jahrhunderten aus der ärgſten Barbarei herausgeriſſen worden iſt, an ſeinen perſiſchen und türkiſchen Grenzen große und wichtige Eroberungen gemacht, Armenien, Transkaukaſien, den ganzen Kaukaſus, den ganzen Norden des ſchwarzen Meeres mit der Krim und Beſſarabien erworben und dort ſein Syſtem eingeführt, Feſtungen und den großen Handelsplatz Odeſſa angelegt hat, iſt von Seiten Oeſterreichs nicht das mindeſte geſchehen, um gleiche Erwerbungen innerhalb ſeiner nächſten türkiſchen Grenzen und an der untern Donau zu machen. Wien liegt ungleich näher an den Mündungen der Donau, als St. Petersburg und ſelbſt als Moskau von Odeſſa. Oeſterreich iſt ein älterer Culturſtaat als Rußland. Oeſterreich hätte mithin ſchon ſeit viel längerer Zeit eine viel bequemere Gelegenheit gehabt, ans ſchwarze Meer vorzudringen, als Rußland. Oeſterreich hatte zudem durch die Entwicklung ſeiner Geſchichte und durch ſeine geographiſche Lage die Aufgabe erhalten, die abendländiſche Civiliſation und Kirche gegen Oſten auszubreiten, mit der überlegenen germaniſchen Kraft und mit dem überlegenen Geiſte, welcher der abendländiſchen Kirche innewohnt, die Völker des Oſtens von der geiſtloſen Tyrannei zu befreien, welche dem ruſſiſchen Cäſaropapismus kaum weniger innewohnt, wie dem Islam der Osmanen. Aber anſtatt dieſe Miſſion, dieſe Pflicht des europäiſchen Oeſterreichs zu begreifen, haben die Habsburger im Orient die Ruſſen allein wirthſchaften laſſen und in dieſer Beziehung ſchienen ſie auf ihrem ſchönen Throne immer nur zu ſchlafen. Wenn man eine lebhafte Thätigkeit bei ihnen wahrnahm, ſo richtete ſich dieſelbe immer nur gegen den Weſten. Gegen den Oſten verhielten ſie ſich höchſtens defenſiv, gerade da, wo ſie offenſiv hätten verfahren und der Cultur und Freiheit hätten Bahn brechen ſollen. Nach dem Weſten hin brachten ſie, wo vorher Licht war, Finſterniß, — wo vorher Freiheit war, Knechtſchaft. Betraut mit der höchſten Würde auf Erden, dem deutſchen Kaiſerthum, machten

ſie ſich ſo hohen Ranges unwürdig, indem ſie ſich mit dem Romanismus in Italien und Spanien gegen den Germanismus, gegen die heiligſten Rechte der deutſchen Nation verbanden. Noch zuletzt mißkannten ſie den ſichtbaren Willen Gottes nach der Ueberwältigung Napoleons in dem Grade, daß ihr Spiritus familiaris, Fürſt Metternich, die deutſche Nation kunſtreicher feſſeln und ſchmachvoller um Einheit und Freiheit betrügen durfte, als es je vorher geſchehen war. Zum zweitenmal können ſie jetzt den Willen Gottes in den Sternen leſen, die am deutſchen Himmel endlich aus der tiefen Nacht der Metternich'ſchen Zeit aufgeſtiegen ſind. Die alten Feſſeln ſind zerbrochen, die öſterreichiſchen wie die franzöſiſchen. Im dringendſten und natürlichſten Intereſſe der deutſchen Nation hat Preußen, wie es 1813 am Zerbrechen des franzöſiſchen Jochs das meiſte mitgewirkt, ſo auch 1866 wieder das Joch zerbrochen, welches Metternich auf dem Wiener Congreß der deutſchen Nation über den Nacken geworfen hatte. Wenn die Habsburger jetzt noch nicht einſehen, daß ihre nach Weſten gerichtete Politik eine ſchlechte und undankbare geweſen iſt, wenn ſie auch jetzt noch nicht einſehen, daß ihre Wirkungsſphäre nicht mehr im Weſten, ſondern im Oſten liegt, ſo iſt ihnen nicht mehr zu helfen.

Noch iſt es Zeit. Noch hat Rußland die Donau nicht abgeſperrt, noch ſeine eiſerne Mauer nicht bis ans adriatiſche Meer vorgerückt. Noch kann Oeſterreich ſeinen vollen Einfluß als nächſter Nachbar üben, wenn es nicht fortfährt, ſich zur ruſſiſchen und franzöſiſchen Agitation in Serbien, Bosnien, Bulgarien paſſiv zu verhalten. Die Türken aus Belgrad zu entfernen, hat Oeſterreich ſogar mitgewirkt, während es erſtes Gebot ſeiner Politik ſeyn ſollte, hier keinerlei fremde Einmiſchung zu dulden und die Türken ſo lange zu laſſen, wo ſie ſind, bis es ſelbſt ſeine Garniſonen an die Stelle der türkiſchen ſetzen kann. Nur die fabelhafte Paſſivität Oeſterreichs hat

es verſchuldet, daß ferner liegende Staaten in den Donauländern mehr gelten, als das nahe Oeſterreich, daß dort Dinge geſchehen, als ob Oeſterreich gar nicht vorhanden wäre.

Und doch kann Oeſterreich, wenn es will, mit Sicherheit der Donau entlang und im Balkan operiren, weil es ganz Europa hinter ſich hat. Wie 1854 würden auch in jedem kommenden Conflict mit Rußland die Weſtmächte auf öſterreichiſcher Seite ſtehen und jetzt auch Preußen, deſſen natürliche Politik es iſt, ſobald es von Oeſterreich nicht mehr in ſeiner deutſchen Politik geſtört wird, es aufs kräftigſte gegen Rußland zu unterſtützen.

Mit dieſer großen Frage der auswärtigen Politik ſollten ſich auch die Delegationen mehr und einläßlicher beſchäftigen, als mit dem kleinlichen Abtheilen und Abmarken im Innern und mit dem Concordatſtreite. Sie zwingen dadurch Herrn von Beuſt, ängſtlich auf Socken zu gehen und ſeine auswärtige Politik durch die innere zu lähmen. Wie ſinnlos iſt vollends das liberale Anſtürmen gegen die Kirche! Oeſterreich könnte ſeine Kirche nicht genug ehren und pflegen, um ihr das Anſehen zu geben, das ihr zukommt, und dem Popenthum entgegenzuwirken, das immer mehr Eroberungen in den Gebieten der abendländiſchen Kirche macht und in dieſem Augenblick Polen gänzlich zu dekatholiſiren im Begriff iſt. Dorthin, woher die Gefahr kommt, ſollten die katholiſchen Oeſterreicher ihre Blicke richten, und nicht zum Vergnügen des Czaaren den armen h. Vater in Rom ängſtigen helfen.

Aus der aſiatiſchen Türkei iſt wenig zu berichten, doch hat auch dahin die ruſſiſche Fühlung ſich erſtreckt. Darüber gibt das Buch von Noroff, „die ſieben Kirchen der Offenbarung Johannis," vom Jahr 1860 Auskunft. Noroff, der vormalige ruſſiſche Miniſter der Volksaufklärung, bereiste Kleinaſien, um jene ſieben älteſten Kirchen in Kleinaſien aufzuſuchen und einſtweilen moraliſch für die ruſſiſche

Kirche in Anſpruch zu nehmen (Laodicea, Philadelphia, Sardes, Thyatira, Smyrna, Pergamus und Epheſus). Er ſagt: „Alle Hoffnung der hieſigen Chriſten iſt auf den Norden gerichtet," d. h. auf Rußland.

Vor drei bis vier Jahrzehnten war es unter den ruſſiſchen Geſchichtſchreibern, Karamſin, Bulgarin, denen ſich auch der Pole Lelewel anſchloß, zur Mode geworden, panſlaviſtiſche Anſprüche auf halb Europa zu machen, ſofern ſie Venedig, Vindelicien, die Vendée ꝛc. für urſprünglich wendiſche, d. h. ſlaviſche Länder erklärten und für das neu zu gründende große Slavenreich reclamirten. In jüngſter Zeit haben ruſſiſche Reiſende angefangen, ähnliche Anſprüche in kirchlicher Beziehung zu machen und das Gebiet der griechiſchen Kirche im Süden als zum großen Reich der ruſſiſchen Kirche gehörig, zu inſpiciren. Die griechiſche Kirche, ſagen ſie, iſt die älteſte, allein echte und orthodoxe. Ihr gebührt alſo von Rechtswegen die Herrſchaft über die ganze Erde. Die katholiſche Kirche hat ſich, nach dem Dafürhalten des Herrn Noroff, nur böswillig von ihr abgeriſſen. „Die Veränderungen, welche die Lateiner an dem Glaubensſymbol gemacht hatten, gründeten ſich nicht auf Ueberzeugung, ſondern waren nur der Feindſchaft gegen die rechtgläubige Kirche entſproſſen. Auf Wunſch des Kaiſers nahmen die griechiſchen Biſchöfe an den Verſammlungen zu Ferrara und Florenz theil, um ſich mit den Lateinern wegen einer möglichen Einigung der beiden Kirchen zu berathen. Als nach der erſten Sitzung des Concils Marcus Eugenicus von Epheſus den Vorſchlag vernahm, den Papſt als Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit anzuerkennen und die Veränderung des Glaubensſymbols — ganz den Beſchlüſſen des nicäiſchen Concils zuwider — zu beſtätigen, entbrannte er im heiligen Zorn und Eifer für den wahren Glauben, überführte die Lateiner des Irrthums und zeigte ihnen an ſeiner Perſon die Stärke des Glaubens, der auf den Ueberreſten des Reichs noch feſt und unerſchüttert blieb. Geſegnet ſey ſein Andenken

in unſerer heiligen Kirche, die er vor dem Peſthauche des Weſtens beſchützt hat!“ Das heißt mit andern Worten: „Der Wunſch des Kaiſers iſt der wahre Glauben.“ Herr Noroff hätte doch, wenn er die griechiſche Kirche der lateiniſchen ſo ſchroff gegenüberſtellt, den Hauptunterſchied beider Kirchen hervorheben und herausſtellen ſollen, welcher darin beſteht, daß die abendländiſche Kirche eine wirkliche Kirche, die morgenländiſche aber nur eine Staatskirche, d. h. ein Departement der Staatsverwaltung iſt.

Die Proteſtanten kommen bei Herrn Noroff natürlicherweiſe eben ſo übel weg, wie die Katholiken. „Als im Jahre 1836 die Sendlinge einer proteſtantiſchen Bibelgeſellſchaft nach Philadelphia kamen, boten ſie den griechiſchen Prieſtern eine für ihre Armuth ziemlich bedeutende Summe, wenn ſie die Chriſten in Philadelphia nicht vor ihnen warnen wollten. Das Geld wurde zurückgewieſen, und die Verbreiter des Proteſtantismus fanden in Philadelphia nicht Einen, der ihre Lehre annahm; ‚denn du haſt eine kleine Kraft, und haſt mein Wort behalten, und haſt meinen Namen nicht verleugnet.‘“

In Syrien hatte ſich der alte Nachbarkampf zwiſchen den chriſtlichen Maroniten und der Sekte der Druſen im Gebirge Libanon erneuert. Ein landeskundiger Correſpondent der Kreuzzeitung von 1860 Nr. 168—202 behauptet, die friedlichen und ſchwächern Maroniten würden nie gewagt haben, die heldenkräftigen Druſen anzugreifen, und nicht franzöſiſche Agenten hätten ſie aufgereizt, ſondern die türkiſchen Behörden hätten den alten Nachbarhaß geſchürt. Die Maroniten ſtünden, wie alle Chriſten im Orient, phyſiſch und moraliſch tiefer als die Muhamedaner. Im Hauptkloſter der Maroniten hatten ſich Stadtmönche eingeniſtet, die erſt nach blutigem Kampfe von den Landmönchen vertrieben werden konnten.

Die franzöſiſche Expedition zum Schutze der Chriſten in Syrien unter dem Grafen Beaufort d'Hautpoul ſetzte ſich im September 1860

mit Fuad Pascha in Verbindung, um die Drusen zu bewältigen und die allgemeine Entwaffnung derselben zu vollziehen. Allein er kannte das Terrain nicht und kam den Türken überhaupt ungelegen, da diese den Drusen geneigter waren, als den christlichen Maroniten, und da noch insbesondere der Sultan sich die französische Hülfe verbeten und versichert hatte, er werde allein mit den Drusen fertig werden. Deshalb half den Franzosen ihr guter Wille und Eifer in Verfolgung der Drusen nichts, denn Fuad Pascha ließ die letzteren mit dem ganzen Raube der zerstörten Christendörfer in die Berge von Hauran entschlüpfen. Die Anwesenheit der Franzosen in Syrien war natürlicherweise den andern Großmächten nicht erfreulich, obgleich sie dieselbe zugegeben hatten. Nachdem aber die Maroniten hinlänglich gesichert waren, erklärte sich zuerst Lord Russel am 28. Februar 1861 im englischen Parlament dahin, die französische Expedition habe ihren Zweck erreicht und die Conferenz der Großmächte in Paris gestatte die Anwesenheit der französischen Waffen in Syrien nur noch bis zum 1. Mai. Dieser Termin wurde später bis zum 5. Juni verlängert, dann aber zogen die Franzosen wirklich ab.

Im Jahr 1864 empörte sich das Gebirgsvolk im Taurus gegen den Sultan wegen harter Bedrückung und Rekrutirung.

Im October 1865 brach in Jerusalem die Cholera mit solcher Heftigkeit aus, daß bei einer Bevölkerung von 53,000 Seelen die Zahl der Todten täglich bis auf 100 stieg. Der Tod erfolgte meist in wenigen Stunden, und da die Türken und Juden die Leichen reinlich waschen, wurden sie von diesen desto leichter angesteckt, so daß zuweilen, wer Vormittags Einen begraben hatte, Nachmittags selbst begraben wurde. Der Pascha sammt allen Soldaten, alle Beamten, alle Reichen flohen davon. Nur der lateinische Patriarch blieb und errichtete eine Ambulance nicht nur für Katholische, sondern für alle Confessionen.

Die tapfern Tſcherkeſſen, die in ihrem langen heldenmüthigen Kampfe gegen Rußland von der Türkei nicht unterſtützt worden waren, fanden auch, wie ſchon oben bemerkt, als ſie mit ihren Familien und ihrer geretteten Habe von ihren Heimathsbergen in die Niederungen der Türkei auswanderten, um dem ruſſiſchen Despotismus zu entrinnen, durchaus die Aufnahme nicht, die ſie verdienten. Man wünſchte ſie, als eine Laſt, wieder los zu werden, wies ihnen ungenügende Wohnplätze an, unterſtützte ſie nicht, zerſtreute ſie, um ihren etwaigen Widerſtand zu ſchwächen, und ließ einen großen Theil von ihnen durch Krankheiten umkommen oder verhungern. Eine Abtheilung Tſcherkeſſen wurde am weiteſten vorgeſchoben bis nach Serbien hinein und ſollte ſich auf dem berühmten Amſelfelde anſiedeln. Aber müde der herzloſen Mißhandlung, entſchloſſen ſich dieſe Helden des Kaukaſus, nach Rußland zurückzukehren, vielleicht daß der grimmige Czaar doch mehr Mitleid mit ihnen haben würde, als der ſtumpfſinnige Türke. Sie verbrannten daher plötzlich ihre Hütten, ließen ihre Saaten durch die Roſſe zerſtampfen und zogen mit Weibern und Kindern von dannen, der ruſſiſchen Grenze zu, unterwegs raubend, was ſie brauchten. Da wurden Truppen gegen ſie aufgeboten. Auch von andern Abtheilungen, die weiter hinten in der Türkei zurückgeblieben waren, hörte man ähnliche Dinge. Sie hätten es nirgends in der Türkei aushalten können und überall eine gewaltſame Rückkehr, aber vergeblich verſucht. Von ihrer urſprünglich großen Anzahl, die ſeit drei Jahren eingewandert, ſey kaum mehr die Hälfte am Leben.

Griechenland war während des Krimkrieges von den Weſtmächten gemaßregelt worden, weil es einen Kampf gegen die Türken zu Gunſten Rußlands begonnen hatte. Rußland behauptete ſeinen Einfluß nur im Norden des türkiſchen Reichs, in den Donaufürſtenthümern, Serbien, Montenegro. England befeſtigte den ſeinigen um

ſo mehr in Griechenland. Frankreich ſuchte ſich beider für ſeine Zwecke zu bedienen, und die europäiſche Revolutionspropaganda trat als vierter Factor hinzu, um die Völker der europäiſchen Türkei zu inſurgiren und dadurch die künftigen Revolutionen in Ungarn und Polen zu unterſtützen. Die Fäden der Intrigue liefen hier ſo ineinander, daß ſogar Rußland in den Donaufürſtenthümern dieſelbe Revolutionspartei begünſtigte und mit Waffen verſah, die es in Polen bekämpfte. Unter dieſen Umſtänden hingen auch alle Bewegungen an der Süd- wie an der Nordgrenze der europäiſchen Türkei zuſammen, und unter dieſen Geſichtspunkt fällt auch alles, was in Griechenland geſchah.

Dieſelbe Partei, welche früher ſchon gegen den Willen des König Otto Krieg mit den Türken angefangen hatte, fuhr immer noch fort, byzantiniſche Anſprüche zu erheben, als ſey es die natürliche Beſtimmung der Neugriechen, das alte griechiſche Kaiſerthum in ſeinem ganzen Umfang wiederherzuſtellen. Das war jedoch nur eine Fiction, als Aushängeſchild gebraucht von den ruſſiſchen und weſtmächtlichen Agenten und von den griechiſchen Häuptlingen, die von jenen erkauft waren. Die Zahl der Neugriechen iſt viel zu klein und ihre Race viel zu verdorben, als daß ſie jemals hoffen könnten, ſich die tapfern Albaneſen, Montenegriner, Bosnier, Serben, Bulgaren und Rumänen zu unterwerfen, ſelbſt wenn ſie jemals mit den Türken fertig würden. Die kriegs- und eroberungsſüchtige Partei der Heterochthonen (die noch andere Erde wollen) beſteht aus keinen edlen Schwärmern für eine große Sache, ſondern aus fremden Agenten, bezahlten Lärmern und Klephthen, die jede Störung der öffentlichen Ruhe gern ſehen, um rauben und plündern zu können.

Die loyale Partei der Autochthonen (der auf ihrer Erde Zufriedenen) verhielt ſich nur paſſiv und unterſtützte den König nicht kräftig genug. Die Wühler aber ließen ihm keine Ruhe. Im Jahr

1861 ſchoß ein Student in Athen, ohne jedoch zu treffen. Am 13. Februar 1862 riefen Botzaris, Neffe des Kriegsminiſters, und Grivas die Beſatzung von Nauplia zur Empörung auf und ſetzten eine proviſoriſche Regierung ein, an deren Spitze Patros ſtand. Es geſchah im Einverſtändniß mit Couza, Serbien, Montenegro und Mazzini; der letztere ſoll Geld geſchickt haben. Allein der Aufſtand war verfrüht und die Rebellen in Nauplia capitulirten. Gleichwohl dauerte die geheime Agitation fort und der Sturz des König Otto wurde ſo geſchickt vorbereitet, daß er noch in demſelben Jahre gelang. Als nämlich der König mit ſeiner Gemahlin zu Schiffe gegangen war, um die Küſten des Peloponnes zu bereiſen, brach in ſeiner Abweſenheit am 22. October 1862 die Revolution in der Hauptſtadt Athen und zugleich im ganzen Lande aus. Schon am folgenden Tage wurde eine proviſoriſche Regierung ernannt mit Bulgaris und Kanaris an der Spitze. Alles war längſt vorbereitet. Als der König die erſte Nachricht erhielt, war ihm der Rückweg ſchon verſperrt. Alles fiel von ihm ab. Die fremden Geſandten eilten zu ihm, als er auf der Fregatte Amalia in den Piräus einlaufen wollte, und überzeugten ihn, daß ſeine Rückkehr nach Athen unmöglich geworden ſey. Sogar die Mannſchaft ſeines Schiffes gehörte zu den Verſchworenen und er würde vielleicht gefangen worden ſeyn, wenn ſich nicht ein engliſches und franzöſiſches Schiff ſchützend an die Seite der Fregatte gelegt hätten. Es blieb dem König und der Königin lediglich nichts übrig, als auf einem engliſchen Schiffe nach Trieſt zu flüchten und von da in die bayriſche Heimath zurückzukehren. Unterdeß war ſein Schloß in Athen geplündert, alles was zum Hofe gehörte, ſchwer bedroht und zur Flucht genöthigt worden. Viele deutſche Familien retteten mit ihren Kindern nur das nackte Leben auf die Schiffe. Der Hafencommandant im Piräus wurde, weil er Briefe der Königin beſorgen wollte, niedergeſchoſſen.

Man legte dieſe Revolution ſo aus, als habe König Otto den Neugriechen nicht genügt, weil er ſich nicht energiſch genug erwieſen habe, um das neugriechiſche Reich zu erweitern und das alte byzantiniſche Reich herzuſtellen. Man log den Griechen wieder einmal erhabene patriotiſche Gefühle an. Die betheiligten Häupter des Aufſtandes waren durchaus nur, wie alle früheren Chefs, beſtochene Creaturen der ruſſiſchen oder engliſchen Politik. Kaum war die Rebellion in Athen ausgebrochen, als auch ſchon der alte Räuberhauptmann Grivas mit ſeiner Bande einzog, das Plündern und die allgemeine Anarchie noch vermehren half und dabei offen verkündete, Griechenland müſſe ſich eng an Rußland anſchließen und nur den auf den griechiſchen Thron ſetzen, den Rußland empfehlen würde. Grivas aber ſtarb bald darauf und die ruſſiſche Partei wurde von der engliſchen überholt. Lord Palmerſtons Politik war damals in Griechenland trefflich bedient, weit beſſer als die ruſſiſche und franzöſiſche, denn aller Contreminen ungeachtet erklärte ſich in dem Plebiscit, welches die proviſoriſche Regierung ausſchrieb, die ungeheure Mehrheit der Griechen für den engliſchen Thronkandidaten, Prinzen Alfred.

Die europäiſche Diplomatie war in großer Thätigkeit. König Otto gab den Thatſachen nach, behielt ſich aber ſeine Rechte vor. Die Leichtigkeit, mit welcher ſich die Großmächte über ſein Recht hinwegſetzten, war nicht nur eine Kränkung für Bayern, ſondern verrieth auch auf eine bedenkliche Weiſe, wie wenig überhaupt in Europa das Recht noch gelten ſollte, wenn ihm nicht die Macht zur Seite ſtand. Der Kaiſer von Rußland wünſchte den griechiſchen Thron ſeinem Neffen, dem jungen Herzog von Leuchtenberg, zuzuwenden, der auch franzöſiſche Sympathien hatte, England aber ſeinem Prinzen Alfred, dem jüngern Bruder des Thronfolgers. Da nun aber in den Verträgen von 1832 die Großmächte, welche damals den griechiſchen

Thron aufrichteten, ſich gegenſeitig verpflichtet hatten, keinen Angehörigen ihrer Dynaſtien den griechiſchen Thron beſteigen zu laſſen, waren jene beiden Candidaten, einer wie der andere, vertragswidrig. Dies wurde geltend gemacht, und um einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, mußten beide verzichten. Man bewunderte in dieſem diplomatiſchen Kampfe wieder die große Ueberlegenheit des Lord Palmerſton in Argliſten. Als nämlich Rußland und Frankreich ſich über den Herzog von Leuchtenberg geeinigt hatten, ſpielte ihnen Palmerſton den Streich, ſeinen Alfred als Candidaten aufzuſtellen und deſſen Wahl in Athen wirklich durchzuſetzen. Er bediente ſich dabei nicht nur der gewöhnlichen Mittel der Beſtechung, ſondern verſprach auch, die zu England gehörenden ioniſchen Inſeln ſofort an das griechiſche Reich abtreten zu wollen. Soviel konnten die andern nicht bieten, die Wahlen in Griechenland wurden alſo auf den Prinzen Alfred gelenkt, und Rußland und Frankreich hätten zu den Waffen greifen müſſen, um den Herzog von Leuchtenberg in Athen einzuführen. Unter dieſen Umſtänden erfolgte ein Compromiß. Rußland und Frankreich verzichteten im Sinn der Verträge von 1832 auf ihren Candidaten und Palmerſton zog nun auch den ſeinigen, aber auch ſeine Verſprechungen hinſichtlich der ioniſchen Inſeln zurück. Man ſuchte ſich ſodann über einen anderweitigen Candidaten für den griechiſchen Thron zu verſtändigen, aber niemand hatte Luſt, auf einen Thron niederzuſitzen, von dem ein guter und unſchuldiger Fürſt ſo eben erſt ſchmählich verjagt worden war. Ferdinand, der König-Vater von Portugal, Herzog Ernſt von Koburg ꝛc. ſchlugen die Wahl aus. Man frug ſich damals mit Recht, welcher deutſche Prinz wird ſich noch dazu hergeben wollen, ſich auf einem Throne niederzulaſſen, der einem andern deutſchen Prinzen ſchändlich geſtohlen wurde. Der Undank gegen Bayern ging ſo weit, daß engliſche Blätter den König Otto verleumdeten, er habe auf Koſten der griechiſchen Nation unnütze Bauten

aufgeführt und einen üppigen Hof gehalten, während bekanntlich alle Bauten in Athen nur auf bayrische Kosten aufgeführt und der gewiß sparsame Hofstaat nur aus der bayrischen Apanage bestritten wurde. Bayern hatte Griechenland Millionen zum Opfer gebracht und erntete dafür nur Hohn und den schmählichsten Undank. Doch lag darin eine nicht ganz ungerechte Bestrafung des lächerlichen Wahnes, welcher in einer durch und durch corrumpirten, die Laster der Barbarei mit denen der Civilisation monströs verflechtenden Klephtenrace von vorzugsweise slavischem Blute noch alte Hellenen, edle Nachkommen der Perikles, Miltiades, Leonidas und Epaminondas hatte sehen wollen.

Endlich erklärte sich Deutschlands schlechtester Freund, der Dänenkönig, bereit, den noch unmündigen Prinzen Wilhelm, Sohn des Prinzen Christian von Glücksburg, zum König von Griechenland machen zu lassen, und die Westmächte stimmten zu, da der englische Thronfolger soeben die Schwester jenes Prinzen Wilhelm geheirathet hatte, Frankreich aber Dänemark zu einem Werkzeuge seiner eventuellen Politik in Bezug auf Preußen, Polen und Rußland ausersah. Nachdem sich Dänemark bereit erklärt hatte, bekamen die Griechen alsbald geheimen Befehl, eine Deputation nach Kopenhagen zu schicken und sich den neuen König alleruntherthänigst auszubitten. In Athen hatte inzwischen große Anarchie geherrscht. Zwar der alte Räuber Grivas war zum Glück gestorben, aber unter den übrigen Chefs Bulgaris, Kanaris ꝛc. herrschte wie immer Uneinigkeit, während das Volk that, was es wollte, und noch sein Müthchen an den zuletzt abziehenden Deutschen kühlte. Räuberei erfüllte das ganze Land. Präsident der provisorischen Regierung, der aber jeder nur nach Belieben gehorchte oder nicht, war Bulgaris. Um Europa durch das Gaukelspiel einer s. g. Nationalversammlung zu täuschen, trieb man eine solche Versammlung aus den verwegensten Räubern und pfiffigsten Intriganten des Landes zusammen, die am 3. Februar in lächerlicher

Nachahmung der französischen und sardischen Plebiscite den Namen des englischen Prinzen Alfred aus den Wahlurnen zog und denselben unter erkünsteltem Jubel zum König ausrief. Bald darauf kam Gegenbefehl von Paris, mußte die Begeisterung für Alfred sich wieder abkühlen und eine neue für den dänischen Prinzen erlogen werden, von dessen Existenz man bis dahin in Griechenland noch weniger als im übrigen Europa etwas gewußt hatte.

Prinz Christian, der Vater des neuen Griechenkönigs, verlangte, daß derselbe lutherisch und bis zu seiner Großjährigkeit in Dänemark bleiben dürfe und eine Civilliste von 50,000 Pfund Sterling erhalten solle. Auch legte er England ans Herz, die ionischen Inseln an Griechenland abzutreten. Eine griechische Deputation begab sich nach Kopenhagen und erhielt die Zusage des Prinzen unter den Auspicien des Dänenkönigs, der in einem offenen Brief die Bedingungen des Prinzen Christian guthieß, am 10. Juni. Am 28. Juni proclamirte die Nationalversammlung in Athen den neuen König unter dem neuen Namen Georgios. Ein Glück für den letztern, daß er noch zu jung war, um schon in die Falle gehen zu müssen. In Athen stand ihm nichts anderes bevor, als der englischen Politik zum blinden Werkzeug dienen zu müssen, denn er wie sein Vater waren ganz mittellos.

In Athen selbst brachen schon am 30. Juni Unruhen aus. Botzaris, ein Anhänger des Bulgaris, mußte dem Koronäus im Kriegsministerium weichen. Darüber kam es zu einer Straßenschlacht. Die Parteien bekämpften sich fortwährend, während die größte Anarchie im Lande herrschte. Die Truppen schlugen sich bald auf diese, bald auf jene Seite oder zerstreuten sich im Lande, um zu plündern. Wer ans Ruder kam, stahl, so daß die Staatskasse immer leer blieb. In Athen behauptete Bulgaris den Platz und Miaulis und alle, die man für Anhänger des König Otto ausgab, wurden geächtet.

Am 30. October 1863 kam der Sohn des Protokollprinzen,

ſelber ein Protokollprinz, als neuer König in Athen an. Da er noch nicht 18 Jahr alt war, ſcheint er über dem Glanz einer Königskrone vergeſſen zu haben, daß es einem deutſchen Fürſten nicht gezieme, ſich auf Befehl eines engliſchen Miniſters auf den Thron zu ſetzen, von dem durch die Ränke deſſelben Miniſters ſoeben erſt ein anderer deutſcher Fürſt vertrieben worden war. Deutſche Prinzen können höchſtens durch Unreife des Verſtandes entſchuldigt werden, wenn ſie im Dienſt engliſcher Politik eine ſo ſchimpfliche Rolle ſpielen. Der junge König wurde von Graf Sponek geleitet, welcher ſich bald mit Bulgaris überwarf, ſo daß dieſer weichen mußte und Kanaris und Zainis ins Miniſterium traten. Weil die Miniſter über Kaſſen verfügten, war das Gedränge nach ihren Poſten ſo groß geweſen, daß man nachrechnete, vom Dezember 1862 bis zum Mai 1864 ſeyen in Athen nach einander 69 Miniſter ernannt worden.

England mußte ein kleines Opfer bringen, um ſeinen Candidaten dem griechiſchen Volke angenehm zu machen. Es erkaufte die Wahl des Georgios mit der Abtretung der ioniſchen Inſeln an das Königreich Griechenland, ließ aber zuvor die Feſtungswerke in Corfu ſchleifen. Die Abtretung erfolgte am 15. Nov. 1863.

Der arme neue König wurde von den Parteien in Athen hin- und hergeſtoßen, wie ſein Vorgänger. Graf Sponek, den er als Rathgeber mitgebracht, wurde durch Intriguen ebenſo wie früher der bayriſche Graf Armansberg vertrieben, im Dezember 1864.

Die griechiſche Nationalverſammlung blieb ſich gleich. Als im Anfang des Auguſt 1864 der Abgeordnete Kalos ſich mit größter Unverſchämtheit rühmte, durch ihn allein ſey die Vereinigung der ioniſchen Inſeln mit dem Königreich Griechenland zu Stande gebracht worden, und ihn Saripulos zurecht wies und bei dieſem Anlaß überhaupt die revolutionäre Frechheit mißbilligte, der es Zeit ſey, ein Ende zu machen, ließ Bulgaris die Soldaten, mit denen er die Tri-

büne beſetzt hatte, einen Höllenlärm machen und der Präſident Deligeorgi billigte und beförderte den Scandal, ſo daß Saripulos die Tribüne und das Haus verlaſſen mußte und noch auf der Straße geohrfeigt wurde. Am 26. Auguſt entſtand eine große Prügelei in der Nationalverſammlung ſelbſt, weil ein Abgeordneter gedroht hatte, man werde den König Georgios fortjagen, wie den König Otto. Am 18. October ermuthigte man den jungen König ſo weit, daß er in einem Reſcript an die Nationalverſammlung derſelben ihre Ungebühr vorwarf und Beſchleunigung ihrer Arbeiten forderte, widrigenfalls er ſelbſt thun werde, was die Verſammlung bisher verſäumt habe.

Sein Oheim, der Prinz Julius von Glücksburg, rief am Ende Januar 1865 eigenmächtig die Miniſter zuſammen, um Aufſchlüſſe über den Jammer des Landes zu erhalten, wurde aber wegen dieſes Eingriffs ins königliche Recht ſogleich von ſeinem Neffen aus dem Reiche verbannt.

Im Winter auf 1866 entfaltete ſich in den griechiſchen Gewäſſern ein wunderbares Schauſpiel. Aus dem Sumpfe Vulkano erhob ſich eine Inſel, vereinigte ſich mit der Inſel Nea Kaiméni, bildete ein Vorgebirge derſelben und erhielt von den Bewohnern der nahen Inſel Santorin dem jungen König von Griechenland zu Ehren den Namen Georgios. Bald aber fing dieſer neue Inſelberg an, Feuer auszuwerfen und vergrößerte ſich fortwährend. Nur wenige Tage ſpäter als dieſer Vulcan erhob ſich aus der Tiefe des Meeres, nur 600 Meter davon entfernt, eine zweite Inſel, welche man Aphroëſſa genannt hat, und die gleichfalls Feuer auswarf. Beide Vulcane waren noch im April in voller Thätigkeit, beruhigten ſich nachher und die Inſel Aphroëſſa erſtarrte und erkaltete. Im September aber flog die kegelförmige Spitze der Inſel Georgios in Folge einer neuen unterſeeiſchen Exploſion unter fürchterlichem Krachen hoch in die Luft.

Wir gehen nun zu Egypten über, welches, obgleich noch von

einem Türken regiert, doch faſt ebenſo unabhängig vom Sultan war, wie Griechenland. Hier in Egypten aber rivaliſirten England und Frankreich ausſchließlich, denn Rußland war zu fern. England braucht Egypten als Hauptſtation auf dem kürzeſten Wege nach Oſtindien, Frankreich braucht es, um das Mittelmeer zu beherrſchen und England zu überwachen.

Said Paſcha, der von 1854 an über Egypten regierte, gab ſich ganz dem franzöſiſchen Einfluß hin und überließ den Bau des Suezkanals einer Pariſer Aktiengeſellſchaft, der er außerordentliche Privilegien verlieh. Der zum Kanalbau nöthige Landſtrich wurde ihr geſchenkt, ein großer Landſtrich einer franzöſiſchen Colonie eingeräumt, die das Recht haben ſollte, etwaige Störungen des Baues durch arabiſche Horden mit den Waffen in der Hand abzuwehren, und die egyptiſche Bevölkerung wurde gezwungen, beim Kanalbau zu frohnden. Endlich ſollte die Geſellſchaft 99 Jahre im Beſitz der Kanalverwaltung und der Zölle bleiben. Der Vicekönig ſelbſt nahm 85 Procente Aktien auf ſich. Said Paſcha trat an Frankreich auch ein Negerregiment zur Expedition nach Mexiko ab, welches aber im Hafen von Veracruz tödtlichen Fiebern erlag. Eben als dieſe Hingebung des Vicekönigs an Frankreich böſes Aufſehen bei den andern Mächten erregte, ſtarb derſelbe, im Januar 1863, und ſein Nachfolger Ismael Paſcha befolgte ſogleich ein anderes Syſtem. Wenn der Kanal unter obigen Bedingungen zu Stande gekommen wäre, hätte ihn Frankreich den Engländern verſchließen und ihnen ſomit den nächſten Weg nach Oſtindien abſperren können; deshalb ſtrengte ſich England an, dem franzöſiſchen Monopol entgegenzuwirken, wozu ihm auch der Sultan, als Oberherr Egyptens, die Hand bot. Derſelbe erklärte am 6. März 1863, der Kanal müſſe völlig neutral bleiben, Frohnden dürften nicht mehr erzwungen werden und die Geſellſchaft müſſe auf Landbeſitz am Kanal verzichten. Hierauf übernahm Ismael Paſcha den Bau des

Kanals auf seine eigene Rechnung. Prinz Napoleon reiste zwar nach Kairo, um ihn bei Frankreich festzuhalten, aber vergebens. Die englische Politik feierte hier einen glänzenden Triumph über die französische und die Türken handelten ihrem eigenen Interesse gemäß, denn England würde sich niemals ungestraft den Weg nach Ostindien haben versperren lassen. Der Kanalbau wurde in zwei Jahren fertig und die neue Wasserstraße am 15. Juli 1865 eröffnet. Ein österreichisches Schiff war das erste, das durch den Kanal fuhr.

In demselben Jahre 1865 mußte Ismael Pascha einen Aufstand in Oberegypten unterdrücken. Der Vorgang blieb dunkel, doch erfuhr man, ein Scheich, Chan el Kebir habe Christ werden und sich unabhängig machen wollen. Im nächsten Jahre gab Ismael Pascha dem egyptischen Volk eine Verfassung und berief am 27. November 1866 ein Parlament ein, was freilich nur eine lächerliche Schaustellung war. Im Sommer 1867 besuchte er die Industrieausstellung in Paris, wie auch London, gleichzeitig mit dem Sultan. Die moderne Civilisation in Egypten paßt zum Islam nicht, ist nur auf die Europäer berechnet, von denen man Nutzen ziehen will, und geist- und seelenlose Nachäfferei der Form, wodurch die Race noch mehr corrumpirt wird. Bogumil Goltz nennt Egypten „das Land der wirklichen Unmöglichkeit und der unmöglichen Wirklichkeit, der ältesten Weltwunder und des neuen Weltskandals, der alten Heiligthümer und der neuen Affenschande. Langt man um jetzige Jahreszeit in diesem Lande der Pharaonen, des Staubes, des Ungeziefers, des Schmutzes, Lärmens, der Spitzbüberei und des allgemeinen Bakschisch-Geschreies an, so erscheinen einem die oben angeführten Paradoxen durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Man kann geographischen, atmosphärischen, politischen, socialen und localen Einflüssen und Zuständen manches zugute halten, allein eine solche künstlich erzeugte Misere, eine solche systematische, grundlose Prellerei, Schinderei und Schufterei, eine solche endlose

Reihe grenzenloſer Ungeheuerlichkeiten gehen über den Siedepunkt des Geduld-Thermometers eines empfindſamen Reiſenden.“

Zwiſchen Egypten und dem franzöſiſchen Algerien ſpielten die beiden türkiſchen Raubſtaaten Tripolis und Tunis keine bedeutende Rolle mehr, ſeitdem die Eroberung Algiers der Seeräuberei ein Ende gemacht hatte. In Tripolis hatten die türkiſchen Herren 1853 mit den empörten Kabylen (einheimiſchen Berbern) zu kämpfen. In Tunis war ſchon der frühere Bey, Sidi Huſſain, ſeit 1824 zu Reformen und Frieden mit den Chriſten geneigt geweſen, ſein Nachfolger Achmed Paſcha reiste 1846 nach Paris und wurde von Frankreich ſehr beſchmeichelt. Ihm folgte Sidi Muhamed Bey, der mit Reformen noch weiter voranging und 1857 ſogar eine Verfaſſung promulgirte. Weil er aber alles auf europäiſchen Fuß ſetzte und dabei großen Luxus trieb, mußte er die Steuern erhöhen, was die Araberſtämme nicht dulden wollten. Sie empörten ſich alſo, während gleichzeitig auch in Algerien eine neue Waffenerhebung ſtattfand, wie man glaubte, von engliſchen Agenten angeregt. Der tuneſiſche General, welcher Ordnung ſtiften ſollte, wurde erſchoſſen und im April 1864 erſchien ein großes Heer von Inſurgenten unter Monduh, dem Sheriff von Kef, vor der Hauptſtadt und verlangte die Abſchaffung aller Neuerungen. Der engliſche Conſul Wood unterſtützte die Aufrührer; aber eine franzöſiſche Flotte unterſtützte den Bey und trieb auch die türkiſchen Schiffe zurück, die der Sultan geſchickt hatte, um bei dieſem Anlaß ſeine Autorität in Tunis herzuſtellen. Da nun die Franzoſen in Algerien den Aufſtand unterdrückt hatten, konnte auch Monduh nichts weiter ausrichten, als daß er am 27. Juli einen Vertrag mit dem Bey abſchloß, der die Perſonenſteuer auf ein Drittel herabſetzte.

Fünftes Buch.

England.

In England regierte noch immer der alte Lord Palmerston, Chef des Whigministeriums, in seiner bequemen und alle Welt eigentlich nur verhöhnenden Weise fort. Am frivolsten ging er mit Frankreich um. Obgleich England und Frankreich als Alliirte den Krimkrieg glücklich zu Ende gebracht hatten, blieben sie doch immer noch argwöhnisch und gegen einander wachsam. Auch in Italien ging ihre Politik Hand in Hand, sofern sie Oesterreichs Einfluß aus diesem Lande entfernen wollten; England aber gönnte auch Frankreich seinen überwiegenden Einfluß auf der apenninischen Halbinsel nicht und wollte am wenigsten Neapel etwa in die Hände eines französischen Murat fallen lassen. Daher die Contrecoups des von Palmerston inspirirten Garibaldi gegen die französisch-sardinische Politik, die wir schon kennen gelernt haben. Als Napoleon III. sich vollends Savoyen und Nizza aneignete, war man darüber in London sehr böse und die Errichtung der volunteers, deren Zahl bald zu 150,000 anwuchs,

kennzeichnete den Groll und die Vorsicht des englischen Cabinets. Diese Freiwilligen nämlich waren dazu bestimmt, die Küsten Großbritanniens zu schützen, wenn etwa der zweite Dezember den Einfall bekommen sollte, plötzlich einen Angriff auf dieselben und einen Landungsversuch zu wagen.

Die Gegenüberstellung Englands und Frankreichs wurde immer schroffer. England durchkreuzte oder vereitelte alle Unternehmungen Frankreichs. Es betrieb die Expedition nach Mexiko nur, um Frankreich nachher dort im Stich zu lassen und in große Verlegenheit zu bringen. Es hätte beim Ausbruch der polnischen Insurrektion Frankreich auch gerne wieder in einen gefährlichen Krieg hineingelockt und dann selber doch nicht mitgewirkt. Es intriguirte gegen Frankreich im Orient, in Tunis und Egypten, um dort den französischen Einfluß zu lähmen. Es setzte in Griechenland den englischen Einfluß durch, vertrieb durch seine Intriguen den armen König Otto, ließ erst den englischen Prinzen Alfred und dann den dänischen Prinzen Wilhelm, nachdem dessen Schwester den englischen Thronfolger geheirathet hatte, zum Könige von Griechenland wählen.

Am 16. März 1861 starb Victoria, die Herzogin von Kent, Mutter der Königin, geborene Prinzessin von Coburg-Gotha. Mehrere Prinzen des Hauses Orleans wohnten dem Begräbniß bei, woraus die schon erwähnten Händel des Herzogs von Aumale mit dem Prinzen Napoleon hervorgingen. Man erkennt auch hieraus, wie wenig sich England genirte, seinen Alliirten in Paris zu ärgern.

Am 14. Dezember 1861 starb Prinz Albert, der Gemahl der Königin. So lange er lebte, durfte er kaum eine politische Meinung äußern, ohne daß die eifersüchtigen Lords und die Presse ihm zu fühlen gaben, er habe in englischen Staatsangelegenheiten nicht mitzureden. Nach seinem Tode aber wurde er mit Anerkennung, Lob und Ruhm überschüttet. Sein Tod änderte im großen Gange

der Dinge gar nichts. Die Königin liebte ihn so sehr, daß sie an den verschiedensten Orten seine Statue aufrichten ließ. Auch gab sie später ihr Tagebuch in Druck, worin sie die glücklichen Tage schildert, die sie mit ihrem Gemahl insbesondere in Schottland verlebt hatte. In jenen schönen Tagen auf Schloß Balmoral hatte die Königin ihre jungen Kinder bei sich und erzählt unter anderm, wie sie Morgens „ihre Kinder einige deutsche Gedichte überhört" hatte. Sie war auch fromm. „Wie gewöhnlich, gingen wir um 12 Uhr zur Kirche. Der Gottesdienst wurde von dem Reverend Norman Mac Leod aus Glasgow, Sohn des Dr. Mac Leod, abgehalten, und etwas Schöneres habe ich nie gehört. Die Predigt, ganz aus dem Stegreif gehalten, war bewunderungswürdig; so einfach und doch so beredt, und so schön disponirt und ausgeführt. Der Text war aus der Erzählung genommen, wie Nicodemus in der Nacht zu Christo kommt, Johannes Capitel 3. Herr Mac Leod zeigte in der Predigt, daß wir Alle versuchten, uns selbst zu gefallen, und dafür lebten, und deshalb keine Ruhe fänden. Christus wäre nicht allein gekommen, für uns zu sterben, sondern auch uns zu lehren, wie wir leben sollten. Das zweite Gebet war sehr rührend; seine Beziehungen auf uns waren so einfach, denn nachdem er Unserer erwähnt, sagte er nur: ‚segne ihre Kinder.' Das gefiel mir so recht, ebenso, wenn er für ‚die Sterbenden, Verwundeten, Wittwen und Waisen' betete. Jeder kehrte entzückt nach Hause zurück; und wie befriedigend ist es, mit solchen Gefühlen aus der Kirche zu kommen! Die Dienerschaft und die Hochländer — Alle — waren gleich entzückt."

Im Jahr 1855 war die älteste Tochter der Königin schon herangewachsen. Die Königin schreibt: „Unsere liebe Victoria wurde heute mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der seit dem 14. zum Besuche bei uns war, verlobt. Er hatte schon am 19. von seinen Wünschen mit uns gesprochen; aber wegen ihrer außerordent-

lichen Jugend waren wir unschlüssig, ob er selbst mit ihr sprechen oder warten sollte, bis er wieder hieher käme. Indessen, wir hielten es für besser, daß er es jetzt thue; als wir nun heute Nachmittag auf den Craig-na-Ban hinaufritten, pflückte er ein Stück weißes Heidekraut (das Sinnbild des ‚Glücks') und gab es ihr; dies gab ihm Gelegenheit, als sie den Girnoch herunter ritten, eine Andeutung seiner Hoffnungen und Wünsche zu machen, was denn zu diesem glücklichen Ende führte."

Noch im Jahr 1859 begleiten wir die Königin mit ihrem Gemahl auf einen hohen Berg. „Grade als wir uns niedersetzten, kam ein Windstoß, der den Nebel zerstreute, was einen wundervollen Anblick gewährte, grade wie die künstlich nachgeahmten Nebelbilder — es enthüllte die großartigste, wildeste Landschaft, die man sich denken kann! Wir saßen oben auf dem Steinhaufen, um unser Vesper einzunehmen, — unsere guten Leute mit den Ponies hatten sich in unserer Nähe versammelt. Nach dem Vesper lief Albert mit Alice nach dem Bergrücken, um die prächtige Aussicht zu sehen, und ließ mich nachkommen. Ich folgte; aber nicht ohne Grants Hülfe, denn es waren Mengen von großen, losen Steinen auf Haufen zusammengelegt, über die man gehen mußte. Der Wind war fürchterlich stark ꝛc."

Der englische Thronfolger, Albert Eduard, Prinz von Wales, erbte nicht die hohe Gestalt seines Vaters und auch nicht dessen edles Wesen. Man ließ ihn Bildungsreisen nach Amerika und dem Orient machen und vermählte ihn 1863 mit der Prinzessin Alexandra von Glücksburg, Tochter des Protokollprinzen Christian, welcher Dänemark erben sollte. Lord Palmerston hatte diese politische Ehe zu Stande gebracht und wollte den Protokollprinzen in Dänemark, wie dessen Sohn in Griechenland nur als Werkzeuge der englischen Politik brauchen. Die englische Presse wurde daher inspirirt, für die dänische Braut und überhaupt für die Dänen zu schwärmen. Die Königin

Victoria hegte dieſe däniſchen Sympathien nicht, ſondern war in dem Conflict mit Dänemark von der Gerechtigkeit der deutſchen Sache überzeugt. Der Sohn trat im Gegenſatz zur Mutter auf Palmerſtons Seite. Die Sitten des Prinzen von Wales wurden nicht gelobt. Er ſchlug nicht ſeinem ſoliden Vater, ſondern ſeinem Großoheim Georg IV. nach und war daher auch ein Herz und eine Seele mit Palmerſton, während ſeine königliche Mutter von dieſem fauniſchen Alten, den ſie ſelber nur den „böſen Menſchen" nannte, auf alle Art geplagt war. Aus dieſer Quelle kamen fortwährend boshafte Verdächtigungen, als ſey die Königin ſchwachſinnig geworden*) und wäre es Zeit, dieſelbe in Ruheſtand zu ſetzen. Doch widmete ſich der Prinz

*) „Je mehr ſich die Königin von den Menſchen zurückzieht, deſto eifriger wendet ſie ſich dem Himmel zu. Wandlungen dieſer Art gehören zu den Gewöhnlichkeiten. Bei der Königin Victoria mag überdies noch ein krankhaftes Familienerbtheil potenziren. Und ſo iſt es gerade nicht zu verwundern, daß ſie, mit ihren Gedanken im Jenſeits lebend, wirre Schatten in das wirkliche Leben eingreifen ſieht. Wer mit Geiſtern verkehren will, wird nur zu bald Geiſterſeher und wittert Ueberſinnliches in den natürlichen Dingen. Dieſem Seelenzuſtande der Königin ſcheint ein gewiſſer Brown, dem niedrigen Haushalte von Balmoral angehörend, die Ehre zu verdanken zu haben, daß ihn ſeine königliche Herrin ſtets in ihrer Nähe haben will. Er folgt ihr überall wie ihr Schatten, und ſie will ihn nicht miſſen, gleichviel, ob ſie in Balmoral, Windſor oder Osborne weilt. Der Mann hat nämlich eine entfernte Aehnlichkeit mit dem ſeligen Prinzen Albert, und da mag wohl die Königin ſich in eine transſubſtantielle Phantaſie hineingelebt haben. Dieſer Mr. Brown iſt dem Haushalte wahrhaft fatal, und hat ſchon zu den boshafteſten Bemerkungen Anlaß gegeben, ſo erhaben auch der Charakter der Königin über jede Anzüglichkeit ſteht. Mancherlei Künſte wurden verſucht, ihn vom Hofe zu entfernen; bisher vergebens; Schatten Brown iſt unentbehrlich, die Herrin will nicht von ihm laſſen, und dem guten Mann iſt ohne Zweifel zu wohl am Hofe, als daß er freiwillig verſchwinden ſollte."

von Wales nicht den Geſchäften, ſondern nur dem Vergnügen und ſolchen Ausſchweifungen, daß ſeine junge Gemahlin ſich keines großen Glückes zu erfreuen hatte.*) Sie gebar am 10. März 1864 ihren erſten Sohn, Albert Victor.

Aus London brachte im Januar 1868 die N. Fr. Pr. einen

---

*) London, 30. Mai. Der N. fr. Pr. wird geſchrieben: „Am hieſigen Hofe hat das toll-luſtige Gebahren des Prinzen von Wales mancherlei Betrübniß erregt. Die ‚däniſche Roſe' liegt fortwährend auf dem Schmerzenslager, wahrſcheinlich für immer gelähmt; der Prinz aber treibt es mittlerweile wie einſt ‚der erſte Gentleman in Europa.' Den Ausbruch der Krankheit der Prinzeſſin ſchreibt man einer Erkältung zu, die ſie während ihrer Schwangerſchaft durch die Rückſichtsloſigkeit des Prinzen ſich zuzog. Er ließ ſie nämlich, ſo wird erzählt, mit auf die Entenjagd gehen, und dann den Wagen, in welchem ſie ſaß, längere Zeit in einem Teiche ſtehen, wo das Waſſer bis über den Kutſchentritt reichte. Von jenem Tage an kränkelte die Prinzeſſin Alexandra, und es bildete ſich allmälig die Entzündung am Knie aus, an welcher ſie nun ohne Hoffnung auf gänzliche Wiedererlangung der Geſundheit darniederliegt. Die Art und Weiſe, wie der Prinz ſich mittlerweile amüſirt, gibt vielfach Anlaß zu Aergerniß. Sein Geſchmack, heißt es, iſt zugleich fein und grob, und es wird z. B. über ſeine Tanzbeluſtigungen, denen er ſich gelegentlich nach dem Beſuche des Theaters hingibt, Vieles berichtet, was ich nicht wieder erzählen oder verbürgen will. Anders ſein Bruder der Herzog von Edinburgh. Dieſer hat, wie von glaubwürdigſter Seite aus perſönlichem Verkehr mitgetheilt wird, bei weitem mehr geiſtiges Streben, als der vermuthliche Thronfolger. Bei Prinzen bedarf es zwar nur einer geringen Gabe von Geiſt oder von Streben, um ihnen einen Ruf der Auszeichnung zu verſchaffen, und ſo mag es auch bei dem genannten Sohne der Königin Victoria ſeyn. Immerhin zeichnet er ſich vortheilhaft vor ſeinem Bruder aus. Das weiß der Letztere, wie er auch weiß, daß man in manchen Kreiſen darüber ſpricht; darum gibt ſich unter dem näheren Anhang der beiden Prinzen gelegentlich eine Eiferſucht kund, die ſich in der Umhertragung biſſiger Anekdötchen verräth, wie die neulich über das Pariſer Ballfeſt in Umlauf geſetzten."

Brief über die Spannung zwiſchen der Königin Victoria und ihrem Sohne, dem Thronfolger Prinzen von Wales. Seit Jahr und Tag iſt der Prinz ein einzigesmal — auf eine halbe Stunde! — mit ſeiner Gemahlin nach Schloß Windſor gekommen, um daſelbſt, wie es im Court Circular hieß, ein Gabelfrühſtück einzunehmen. Die Königin ihrerſeits hat ſich in Sandringham, dem Wohnorte ihres Sohnes, ſeit vier Jahren gar nicht blicken laſſen; die beiden königlichen Haushaltungen ſtehen ſomit eigentlich auf keinem Fuße zu einander. Die Urſache liegt in der eigenthümlichen Führung des Prinzen und in ſeiner ſchlecht verhüllten Sucht, die Souveränin zur Abdankung zu bringen. In Geſellſchaftskreiſen, die dem Prinzen naheſtehen und ihm wohlwollen, kann man über den erſterwähnten Punkt ſonderbares hören, was für die öffentliche Mittheilung ſich kaum ſchickt. Das Geſpräch darüber iſt jedoch in England ſo häufig, hie und da in tadelnder, häufiger in ſcherzender Weiſe, daß eine Andeutung wohl gemacht werden mußte. Daß der Prinz verſchuldet iſt, weiß man allgemein. Mit den 100,000 Pfd. St., die er ſelbſt, und den weiteren 10,000 Pfd., die ſeine Gemahlin aus dem Staatsbeutel bezieht, kann der Arme nicht auskommen!

Im Anfang des Jahres 1864 machte ein gewiſſer O'Kane einen Prozeß gegen Lord Palmerſton anhängig, der ihm ſeine Frau verführt haben ſollte, und forderte von demſelben eine große Geldbuße. Der Fall erregte vielen Scandal, doch entſchuldigte den Beklagten ſein hohes Alter und die ganze Sache wurde als eine Spekulation auf ſeinen Geldbeutel angeſehen. Da der Lord übrigens ſtets ein Roué geweſen war, entſchuldigten ihn nur ſeine Jahre, nicht ſein Charakter, und halb England fing doch an, ſich zu wundern, daß es ſeit ſo langen Jahren in ſeiner Regierung ein ſo unſittliches und frivoles Element vorwalten laſſe.

Als Napoleon III. einen großen europäiſchen Congreß vorſchlug,

auf welchen die Großmächte die brennenden Fragen friedlich lösen sollten, war es wieder Palmerston, der ihm in den Weg trat und seinen Vorschlag sogar mit der Miene der Geringschätzung zurückwies, denn die englische Antwort lautete, ein europäischer Congreß werde die Verwicklungen nicht lösen, sondern nur vermehren. Im Anfang des Jahres 1864 hatte Greco mit einigen andern Italienern wieder einen Anschlag auf das Leben Napoleons III. gemacht und bei der Untersuchung ergaben sich Indicien, wonach Greco nicht nur in naher Beziehung zu Mazzini gestanden, sondern auch der englische Admiralitätslord Stansfield als alter Freund Mazzinis um den Anschlag gewußt haben sollte. Da die französischen Staatsanwälte diese Beschuldigung im öffentlichen Gericht vortrugen, sah sich Stansfield gezwungen, am 29. Februar vor dem Unterhause sich zu rechtfertigen. Er leugnete die Thatsache nicht nur in seinem, sondern auch in Mazzinis Namen, den er seit 18 Jahren kenne und ehre und den er eines Mordanschlags, als einer schändlichen Handlung, nicht für fähig halte. Nun wußte man aber, daß Mazzini jenen Greco recht wohl gekannt und ausdrücklich als einen „enthusiastischen Patrioten" gelobt hatte. Auch wußte man, daß Stansfield in engster Verbindung mit Mazzini Gelder für dessen Zwecke gesammelt und aufbewahrt habe. Das Parlament begnügte sich also mit seiner stolzen Entschuldigung nicht, sondern in der Unterhaussitzung vom 17. März trat ihm Stracey mit der Bemerkung entgegen: „Die Antecedenzien Stansfields, der 1857 und 58 in einiger Beziehung zu den Planen Tibaldis und Orsinis gestanden habe, geben demselben kein Recht, der Behauptung des französischen Staatsprokurators im Tone gekränkter Unschuld entgegen zu treten" und stellte den Antrag, die Sache ernstlich zu untersuchen. Palmerston selbst vertheidigte Stansfield und doch wurde Straceys Antrag nur mit einer Minderheit von 10 Stimmen verworfen. Mazzini selbst trat für Stansfield auf und erklärte öffentlich,

Stansfield habe nie mit Greco, ſo wenig wie früher mit Tibaldi in Verbindung geſtanden; auch ſey das Geld nur geſammelt worden, um armen verbannten Italienern Lebensunterhalt zu verſchaffen. Indeſſen fand es Stansfield doch gerathen, von ſeinem Amte zurückzutreten, und obgleich Palmerſton ihm eine Ehrenrede hielt und ſehr bedauerte, daß die Regierung ein verdientes Mitglied verliere, ſo war und blieb die Verabſchiedung Stansfields doch das Eingeſtändniß, dieſer Lord der Admiralität habe eine unreine Sache nicht wieder rein machen können, und eine erſtaunliche Blamage für das Miniſterium Palmerſton. Die noch am günſtigſten darüber urtheilten, ſahen in dem Rücktritt Stansfields eine Conceſſion Englands an Frankreich, darauf berechnet, die Weſtmächte nicht noch weiter auseinander zu reißen.

Unterdeß war der däniſche Conflict weiter gediehen, Holſtein war von Bundestruppen beſetzt, Schleswig von den Truppen der deutſchen Großmächte angegriffen. Palmerſton war ganz auf däniſcher Seite und inſpirirte die Preſſe, das engliſche Volk in einen wüthenden Deutſchenhaß hinein zu hetzen. Mancher mochte dabei wohl an die däniſchen Sympathien des Thronfolgers denken, welche die Zukunft der engliſchen Politik Dänemark ſo günſtig erſcheinen ließen, wie die gegenwärtige. Doch kam auch der Hochmuth des engliſchen Volks den Dänenfreunden inſofern zu gute, als die Engländer, die auf die Deutſchen bisher immer nur wie auf dumme und gehorſame Heloten herunter geſehen hatten, ſich jetzt ärgerten, die Deutſchen ſo einig und entſchieden gegen Dänemark auftreten und alle engliſchen Drohungen verachten zu ſehen. England ſchrieb Noten über Noten an die deutſchen Mächte, aber man achtete ihrer nicht oder wies grobe Drohungen ſehr energiſch zurück. England beeinflußte Dänemark, aber unentſchieden und treulos. Denn in der Hoffnung, es werde Frankreich, Rußland und Schweden noch gegen Deutſchland hetzen oder die deutſchen

Mittelstaaten gegen Preußen und Oesterreich benutzen und die deutschen Waffen lähmen können, machte es den Dänen Muth und ließ sie auf englische Unterstützung nicht nur bei den Unterhandlungen, sondern auch im Kriege, insbesondere auf das Erscheinen einer großen englischen Flotte in der Ostsee hoffen. In der Besorgniß aber, es könne doch isolirt werden, und da es für Dänemark kein Opfer bringen wollte, gab es auch den Dänen keine bestimmten Versprechungen.

Im Anfang des April, als der dänische Krieg vor der Erstürmung der Düppeler Schanzen einige Wochen lang ins Stocken gerieth, kam der alte Palmerston auf den tollen Einfall, mit Garibaldi Humbug zu treiben, und ließ diesen berühmten Volkshelden von der Insel Caprera, wo er noch verweilte, nach England kommen, oder erlaubte ihm wenigstens auf seine Bitte zu kommen. Man glaubt nämlich, Garibaldi habe in dem reichen und für ihn schwärmenden England Geldmittel für ein neues revolutionäres Unternehmen sammeln, Palmerston aber dessen Erscheinen in England als eine große politische Demonstration benutzen wollen. Garibaldi hatte früher schon an die dalmatische Küste übersetzen und Ungarn allarmiren, die polnische Insurrektion unterstützen wollen. Damit hing die Agitation bei den Rumänen, Südslaven und Griechen zusammen. Schon lange hatte die europäische Revolutionspropaganda eine furchtbare Erhebung jener Völker im Osten gegen Oesterreich und Rußland in Aussicht genommen. Mit dem Gespenste dieser Revolution sollte nun Garibaldi den nordischen Mächten drohen. Sofern aber auch Frankreich sich von England nicht ins Schlepptau nehmen ließ und England somit von allen Großmächten isolirt war, schien sich dieses England mit allen unterdrückten Völkern gegen deren Beherrscher zu alliiren, indem es Garibaldi auf den Schild hob. Es durfte hoffen, sich in demselben Maße die Sympathien aller Umsturzparteien in Europa zu erkaufen, in welchem die Großmächte sich von ihm abwandten.

Garibaldi kam am 11. April 1864 in England an und wurde mit unermeßlichem Jubel empfangen. Sein Einzug in London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Volksmenge erwartete und begleitete ihn, zahlreiche Corporationen und Vereine mit italieniſchen Farben und Schärpen, die Damen in ſ. g. Garibaldijacken und Garibaldihemden, zahlreiche Deputationen, Parlamentsmitglieder und Magiſtrate. Die Jubelrufe wurden nur von Reden und Gegenreden unterbrochen. Garibaldi nahm ſeine Wohnung beim Herzog von Sutherland und empfing die Beſuche nicht nur der meiſten Miniſter und Parlamentsmitglieder, ſondern auch des Prinzen von Wales. Der letztere ſoll jedoch in nicht ganz nüchternem Zuſtand geweſen ſeyn, als er dem großen Agitator die Hand drückte. Marquis de Boiſſy im franzöſiſchen Senate bemerkte nicht mit Unrecht, wenn der Kronprinz von England dem Flibuſtier die Hand drücke, ſo heiße das muthwillig die Revolution heraufbeſchwören, die ihm ſelbſt über den Kopf wachſen werde. Garibaldi wurde in London von einem ſchwelgeriſchen Bankett zum anderen geſchleppt. In dem großen Glaspalaſt, wo eine ungeheure Menſchenmenge ſich ſeines Anblicks erfreuen konnte, ſollte er feierlich Adreſſen und einen Ehrendegen empfangen. Mächtige Anſchlagzettel luden das Publikum ein: „Große Attraction! nächſten Montag, Schlag 3 Uhr, beſucht der berühmte General Garibaldi den Kryſtallpalaſt, wo er aus den Händen des italieniſchen Comité einen Ehrendegen erhalten wird. Es wird Muſik gemacht. Preis der Plätze bis Samſtag 2 Sch. 6 D., ſpäter 5 Sch. Extraplätze, in welchen man den Helden reden hört, bezahlen 10 Schilling. NB. Der General wird auf eine Eſtrade geſtellt, ſo daß man ihn von allen Plätzen aus ſehen kann.“ Zu dieſer Comödie gab ſich Garibaldi her, kam jedoch in einige Verlegenheit, was er alles den vielen Deputationen antworten ſollte, die ihn anredeten. Als die Polen zu ihm kamen, rief er aus: „Großmüthiges engliſches Volk,

verlaſſe Polen nicht!“ Den Dänen ſagte er, er hege die lebhafteſten Sympathien für den edlen kleinen Volksſtamm, der mit ſo coloſſalen Mächten im Kampfe liege, und er möchte wohl gern, wenn es ſeine Dienſte annähme, für Dänemark Blut und Leben laſſen. Einer Deputation von Deutſchen mußte er, um ſie nicht zu beleidigen, wieder andere Phraſen ſagen, und er endete ſeine Gegenrede mit den Worten: „Ihre Nation wird ſchließlich das Schickſal Europas entſcheiden.“ Die City gab ihm das Ehrenbürgerrecht und ein großer Garibaldifond wurde geſammelt. Von 30 engliſchen Städten erhielt er Einladungen, auch ſie zu beſuchen, und war unklug genug, zuzuſagen.

Der Beſuch ſollte nicht ſtattfinden. Garibaldi war gar zu naiv in ſeinen Aeußerungen. Bei einem Bankett brachte Mazzini einen feurigen Toaſt auf Garibaldi aus und dieſer erwiderte ihn mit einem glänzenden Lobſpruch auf Mazzini. Mazzini ſey der Führer und Rathgeber ſeiner Jugend geweſen. Mazzini allein habe gewacht, als alle ſchliefen, er allein habe das heilige Feuer der Revolution unterhalten ꝛc. Das war denn doch zu viel für ein Miniſterium, welches erſt kurz vorher Stansfield hatte entlaſſen müſſen. Noch taktloſer verfuhr Garibaldi, indem er öffentlich im Glaspalaſt dem engliſchen Miniſterium dankte, daß es ihm durch ſeine Unterſtützung die Landung in Sicilien und die Eroberung Neapels möglich gemacht habe. Da er nun eben wieder viel Geld zu einer neuen Unternehmung ſammelte und eine triumphirende Rundreiſe durch ganz England vorhatte, fürchtete ſein Gönner Palmerſton von dieſem Scandale mehr Nachtheil als Vortheil für England und — gab dem Helden von Caprera einen Fußtritt, wie man ihn einem Hunde gibt, den man eben erſt an ſich gelockt hat. Das Nähere über die moraliſche Mißhandlung des allzu offenherzigen Italieners erfuhr man aus den Verhandlungen des Unterhauſes vom 21. April. Hier ſagte Gladſtone: „Am vergangnen

Sonntag theilte mir der Herzog von Sutherland mit, daß General Garibaldis Freunde wegen der Wirkung seines hiesigen aufregenden und anstrengenden Lebens für seine Gesundheit besorgt zu werden anfingen, und ersuchte mich, mit ihm die Frage zu besprechen, ob dem General darüber ein Rath ertheilt werden sollte. Ich besuchte den Herzog und sowohl er, als der Graf von Shaftesbury (Palmerstons Stiefsohn) und einige andere Herrn, erkannten es als unsere Pflicht, dem General zu rathen, daß er den Kreis seiner Besuche in der Provinz möglichst einschränken möge. Ich stellte ihm vor, daß seine Gesundheit nach der Meinung des englischen Volks nicht nur für Italien, sondern für die Welt einen hohen Werth habe. Auch sey einige Gefahr vorhanden, daß der großartige nationale Empfang, der ihm in London zu Theil geworden durch häufige Wiederholung auf dem Lande etwas von seiner Würde verlieren könnte." Man erzählt, daß sich Garibaldi tief verletzt gefühlt und beschlossen habe, England augenblicklich zu verlassen. Das geschah am 22. April. Londoner Blätter berichteten, Garibaldi sey ganz gesund gewesen. Ein Meeting in London erklärte mit Entrüstung, seine plötzliche Abreise sey die Folge, nicht einer Besorgniß für seine Gesundheit, sondern eines Drucks, den die Regierung auf ihn geübt habe. Man war geneigt, dieses Verfahren Palmerstons als eine Concession an Frankreich, als einen Versuch zu erklären, Napoleon III. zu versöhnen. Palmerston handelte aber an Garibaldi nicht edler, als es Victor Emanuel gethan hatte. Deshalb nannte man auch Garibaldis Behandlung in England sein zweites Aspromonte.

Zu derselben Zeit wurde Palmerston auch durch die Opposition im Parlamente hart angegangen. Osborne warf der Regierung vor, sie habe das einst so mächtige und geachtete England in die schwächste Stellung gebracht, gänzlich isolirt und dem Spott und der Verachtung des Auslands blosgestellt. Seine natürlichsten Alliirten, die Deutschen,

habe ſich England zu Gegnern gemacht. England habe ungeheuer geprahlt und nichts geleiſtet, immer gedroht und nichts gethan, immer gehetzt und dann die bethörten Freunde im Stich gelaſſen. England habe früher den Ruhm genoſſen, ein Schutz und Hort des Rechts zu ſeyn. Die gegenwärtige engliſche Regierung trete das Recht der Völker mit Füßen. So ſtehe es gegenwärtig auf Seite des Unrechts in der däniſchen Frage. Es ſey Unrecht geweſen, die Erbfolge in den Elbherzogthümern willkürlich abzuändern. Man ſpreche vom Verzicht des Auguſtenburgers. „Doch was würde man im Parlamente davon denken, wenn der Prinz von Wales und alle männlichen Kinder der Königin auf ihr Thronfolgerecht in England zu Gunſten der Prinzeß Royal Verzicht leiſteten und wenn die Prinzeß Royal wieder zu Gunſten des Prinzen von Preußen verzichtete?" Der Fall ſey analog. Die Dänen hätten, allem Recht und allen Verträgen zum Trotze, die deutſche Bevölkerung in den Herzogthümern mißhandelt. Und all dieſes Unrecht dulde, vertheidige und ſchütze England. In ähnlicher Weiſe ſprach ſich auch Kinglake wiederholt gegen das Miniſterium aus und d'Israeli, das Haupt der Tories, griff ebenfalls die Miniſter an, doch nicht aus Rückſichten des Rechts und der Humanität, ſondern nur der miniſteriellen Rivalität. Die Tories bemühten ſich, das bisherige Whigminiſterium zu ſtürzen, würden aber, wenn ſie am Ruder geweſen wären, eine unmittelbare Theilnahme am Kriege eben ſo wenig gewagt haben. Da keine große Entſcheidung erfolgte, blieb alles beim Alten. Das Miniſterium behauptete ſich und auch das Parlament wurde nicht aufgelöst, ſondern am 29. Juli nur vertagt.

Der unnatürliche und nur künſtlich durch die Preſſe hervorgerufene Grimm gegen Deutſchland beruhigte ſich bald, die Engländer ſchienen ſich der verkehrten, ſtets drohenden und dann doch

unthätigen Politik Palmerſtons endlich zu ſchämen. Da ſtarb dieſer berühmte Greis, am 18. October 1865.

Das bisherige Whigminiſterium fiel, als Gladſtone ſeine am 12. März 1866 eingebrachte neue Reformbill nicht durchſetzen konnte. Sie wollte mehrere kleine Städte, die zwei Parlamentsglieder wählten, auf eines reduciren. Die Miniſter traten nun ab und ein neues Toryminiſterium unter Graf Derby an ſeine Stelle. Stanley wurde Miniſter des Auswärtigen. Mittlerweile brach der deutſche Krieg aus, in welchem England ſtrenge Neutralität einhielt, die Sympathien der Königin Victoria aber mehr Preußen als Oeſterreich zugewendet waren.

Am 23. April 1864 ſollte der 300jährige Geburtstag Shakeſpeares in England gefeiert werden. Die Zeit war aber ſchlecht dafür geſtimmt. Ganz England war damals vom Garibaldiſchwindel ergriffen und dachte an ſeinen großen Dichter nicht. Zwar wurde ein achttägiges Feſt zu Stratford veranſtaltet, wobei es an Humbug nicht fehlte. Aber wie in Deutſchland bei ähnlichen Anläſſen, hatten ſich auch in England nur untergeordnete Geiſter, Zweckeſſer und Schreier der Leitung des Feſtes bemeiſtert, ſo daß ſich gerade die höhern Geiſter, die dem Geiſte Shakeſpeares näher ſtanden, lieber von dem Spectakel fern hielten. Engliſche Blätter ſelbſt geſtanden, es gebe nur wenige Engländer, welche Shakeſpeare recht verſtünden und zu würdigen wüßten.*) In Paris wurde eine beabſichtigte

*) Nach der Times war die Shakeſpeare-Feier „eine geſchäftliche Profanation, ein complicirter Humbug, der die roheſten Mittel anwendet, um aus dem Andenken des großen Dichters und aus der wahren oder erheuchelten Verehrung, die jeder reſpektable und ſolvente Engländer dem Namen Shakeſpeares zollen muß, Capital zu ſchlagen, um neuerfundene Shakeſpeare-Promenaden, Shakeſpeare-Photographien und Shakeſpeare-Literatur an den Mann zu bringen, um den Vergnügungsunternehmern,

Shakeſpearefeier ausdrücklich vom Kaiſer unterſagt, weil ſie dem Nationalgefühl der Franzoſen widerſprach.

Die wichtigſte Erfindung der Neuzeit, der elektro-magnetiſche Telegraph, wurde zuerſt von den praktiſchen Engländern für den

---

Hotelbeſitzern, Buchhändlern, Literaten, Vorleſern u. ſ. w. ein anziehendes Aushängeſchild für ihr Geſchäft zu liefern. So wurde die von namenloſen Literaten in London und ſpekulativen Hausbeſitzern in Stratford vor das Publikum gebrachte Idee von Anfang an betrachtet und ausgebeutet. Die Spekulation bemächtigte ſich ihrer ſo vollſtändig, daß der wirklich gebildete Theil der Nation, welcher Shakeſpeare lieſt und verſteht, ſich mit Ekel von dem Humbug zurückzog und alle die großartigen Plane, die mit pompöſen Reclamen in der Preſſe verherrlicht wurden, einer nach dem andern ſcheiterte, bis nichts mehr übrig blieb, als was wir heute ſehen: 1) gemiſchte Unterhaltung mit Bankett, das heute unter Lords Carlisles Vorſitz Geld einbringen ſoll, Concerten, Maskenball, Vorleſungen, Aufführungen von grobkomiſchen Farcen der neueſten Fabrik und Shakeſpeare's ‚Romeo und Julie', zu deren Beſetzung man ſich eine Schauſpielerin von Paris verſchreiben mußte, und eine Reihe von ‚Popular Entertainments', bei denen die wirkſamſte Verherrlichung des ‚Schwans von Avon' ſingenden Negern und genialen Luftſpringern anvertraut ſeyn wird, in Stratford; 2) eine Fülle von Shakeſpeare-Annoncen auf allen Induſtriefeldern, namentlich auf dem literariſchen, Shakeſpeare-Feier zum Vortheil der Actionäre im Kryſtallpalaſt mit einem ganz gewöhnlichen Concert, das nach dem Programm durch ‚eine kleine Shakeſpear'ſche Ueberraſchung' gewürzt werden ſoll; ‚vermiſchte Unterhaltung in der landwirthſchaftlichen Halle', die zu dieſem Zweck nach der Entfernung des Kunſtreitercirkus mit, bei N. N. ſehr billig zu habenden und empfehlenswerthen, Shakeſpeare-Büſten dekorirt iſt, und für nächſten Freitag in einem Tanzſaal für einen Shakeſpear'ſchen ‚Charakterball' verwandelt werden, aber am folgenden Montag ſchon wieder für die ‚internationale Hundeſchau' bereit ſeyn wird; Shakeſpear'ſche Stücke in zwei Theatern und eine trotz alledem unüberwindliche Gleichgültigkeit des Publikums in London. Das dem Namen nach noch beſtehende Comité gibt zu verſtehen, daß die Idee einer Statue noch nicht aufgegeben ſey, und verlangt vergeblich Geld dazu."

großen Verkehr nutzbar gemacht, obgleich die Erfindung und erste Anwendung einem Deutschen angehört. Wir entnehmen Petermanns geographischen Mittheilungen die kurze Geschichte der Erfindung. „Xerxes stellte auf seinem Zuge nach Griechenland von Strecke zu Strecke Männer auf, die sich die Botschaft zuzurufen hatten; er erreichte dadurch eine 30mal größere Geschwindigkeit als die eines Reisenden. Das träumerische Mittelalter vertraute seine Geheimnisse dem Flug der Tauben an. Unter Napoleon I. ward die Erfindung der Gebrüder Chappe in den Jahren 1792—94 berühmt und erfolgreich. Es zeigt sich in diesen Semaphoren, die mittelst Stangen auf Thürmen und Bergen nicht blos Zeichen, sondern auch durch besondere Zusammenstellungen Worte signalisirten, der Beginn der modernen Mechanik. Ein Befehl von Paris nach Calais brauchte 3, von Paris nach Straßburg 6½, nach Toulon 20 Minuten. Diese Vorrichtungen auf das Gehör und Gesicht berechnet, können kaum als Vorboten des Telegraphen gelten, sie sind zu unvollkommen. Der Gedanke verlangte für seinen Flug eine Kraft, die selbst nicht an die Schranken von Zeit und Raum gebunden ist. Diese ist die Elektrizität. Wirklich geistreich sind die Versuche, welche das vorige Jahrhundert machte, die Reibungselektrizität, den elektrischen Funken, für die Fernschrift zu benützen. Lesage in Genf hüllte 24 Drähte in eine isolirende Substanz, verband je einen mit einem Elektrometer, an dem ein Zeiger befestigt oder eine Markkugel aufgehängt war. Jeder Zeiger bedeutete einen Buchstaben, und indem man daher am Aufgabeort der Depesche dem betreffenden Drahte die Elektrizität mittheilte, bewegte sich an der Empfangsstation der entsprechende Zeiger. Ein solcher Telegraph verband Madrid und Aranjuez. Eine einfache Elektrisirmaschine genügte als Quelle des elektrischen Fluidums. Die Vortheile, welche der konstante Strom der galvanischen Elektrizität darbot, brachten jene Versuche zum Stillstand. Der erste,

der ihn benützte, und zwar schon 1811, war Sömmering in München. Die einzelnen Drähte des Lesage'schen Bündels endigten je in einem mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichneten Wassergefässe, und ließen, sobald der Strom einen der Drähte durchlief, an der Zersetzung des Wassers erkennen, welchen Buchstaben der Empfänger in seiner Depesche zu setzen hatte. Die Entdeckung des Elektromagnetismus durch Oerstedt aber, 1819, gab den Geistern sofort die Richtung, auf welcher das eigenthümliche Problem des Telegraphen zu lösen war. Der Amerikaner Morse will seinen Telegraphen auf der Fahrt von Havre nach New-York 1832 erdacht haben, veröffentlichte aber seine Versuche erst 1837. Die ersten, welche denselben anwandten, und zwar schon 1833—34, waren Gauß und Weber in Göttingen, indem sie die Sternwarte mit dem 3000′ entfernten physikalischen Kabinet über die Häuser hinweg durch Drähte in Verbindung setzten. Sofort stellte sich auch 1837 Steinheil in München eine Leitung von der K. Akademie nach der ¾ Meilen entfernten Sternwarte Bogenhausen her, und in demselben Jahre verpflanzte Cooke die Erfindung, die er in Heidelberg kennen gelernt hatte, nach England über, wo Wheatstone seit einigen Jahren mit einschlagenden Versuchen beschäftigt gewesen war, und betrieb mit diesem gemeinschaftlich nun die weitere Vervollkommnung und praktische Anwendung. Für die Eisenbahnen machten daher zuerst die Engländer den Telegraphen dienstbar, und zwar 1840 an der Blackwallbahn, während in Deutschland die Direktion der Rheinischen Eisenbahn bei Aachen 1843 die erste Leitung ausführte. 1844 verschaffte sich das neue Kommunikationsmittel Eingang in Amerika, 1845 in Frankreich, 1847 in Holland, 1849 in Belgien, 1851 in Rußland, 1852 in der Schweiz, 1855 in Norwegen, 1857 in Portugal ꝛc.

Diese großen Erfolge ermunterten die praktischen Engländer, einen Versuch zu machen, auch einen Telegraphen unter dem Meere

fortzuleiten. Wheatstone gebührt jedenfalls das Verdienst, unterseeische Telegraphen in Anregung gebracht zu haben. Schon 1840 wollte er Dover mit Calais verbinden. Noch 1844 lachte man darüber. Der Mann, der Wheatstone's Gedanken aufnahm, aber von einem Hofe nach dem andern, von England 1845, von Frankreich 1847 abgewiesen wurde, weil sein Plan für unausführbar galt, war J. W. Brett; 1850 wandte er sich an Napoleon III., und man muß es ihm nachrühmen dem Manne, der so feine Fühlung mit der Zeit und ihren schlummernden Gedanken zu nehmen verstand, daß er ihn unterstützte. Am 28. August 1850 gingen die ersten Depeschen von Frankreich nach England. Haltbar war das Tau allerdings nicht; am 29. August wurde es todt, aber im September 1851 lag ein haltbares auf dem Meeresgrunde. 1853 legte Brett ein Tau von Dover nach Ostende, und schon 1854 ging er daran, wenn auch bei den ersten Versuchen ohne Erfolg, das mittelländische Meer zu durchschneiden. Das endliche Gelingen dieser und ähnlicher Unternehmungen ermuthigte zu immer weiteren Planen."

Die Engländer dachten nun darauf, ein Kabel (Drahtseil) auch auf der kürzesten Linie zwischen der Westküste Irlands und der Nordostküste Nordamerikas zu legen, um beide Welttheile zu verbinden. Die Idee gewann allgemach Boden und im Jahre 1857 wurde zum ersten Versuch geschritten. 2500 Meilen Kabel wurden auf den Kriegsschiffen „Agamemnon" und „Niagara" eingeschifft und eine ganze Operationsflottille setzte sich in Bewegung; aber schon nach einigen Meilen Fahrt verwickelte sich das ausgesponnene Kabel in die komplicirte Maschinerie und das Kabel riß ab. Die Expedition kehrte zurück, ging aber bald darauf wieder in See. Bei diesem zweiten Versuch scheiterte das Unternehmen an dem Mangel an Erfahrungen, denn das plötzlich abfallende unterseeische Terrain vermehrte den Zug des ausgesponnenen Kabels. Der Abwicklungsapparat konnte diesem

vermehrten Zug nicht nachgeben und das Kabel, welches diesmal ſchon einige hundert Meilen verſenkt war, riß neuerdings ab. Erſt im nächſten Jahre (1858) wurde der Verſuch erneuert. Ein fürchterlicher Sturm, welcher das überlaſtete Schiff „Agamemnon“ zu verſchlingen drohte, zwang die Kabelflottille zur Rückkehr. Nach einigen Tagen lief das Kabelgeſchwader neuerdings aus und diesmal mit glücklichem Erfolge, wenigſtens für den Anfang, denn am 5. Aug. 1858 wurde die erſte telegraphiſche Depeſche über den Ocean geſendet. Die Königin correſpondirte wirklich mit dem damaligen Präſidenten Buchanan auf telegraphiſchem Wege. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Die Zeichen wurden immer undeutlicher. Die Leute in Trinity Bay ſendeten zwar fort und fort telegraphiſche Zeichen über den Ocean, aber was ſie ſagen wollten, konnten die Ingenieure in Valentia nicht verſtehen. Die Zeichen wurden immer ſchwächer und hörten zuletzt ganz auf. Es war klar, daß die Iſolirung des Kabels unterbrochen, daß das Kabel ſo gut wie todt war. Durch ſieben Jahre ruhte nun das Werk, wenigſtens dem Anſcheine nach. In der That aber wurden die Vorbereitungen zu einer neuen Expedition eifrig betrieben und alle Vorſichtsmaßregeln zur Sicherung des Erfolges getroffen.

„Man weiß nicht, was bewundernswürdiger iſt, die Ausdauer der Ingenieure oder das Vertrauen der Kapitaliſten oder endlich der Muth der Wiſſenſchaften, denen es, nach dem vergeblichen Verſuch vom Jahre 1857, das unterſeeiſche Tau von Europa nach Amerika zu legen, nach dem ungeheuren Fall der Erwartungen, die durch das eintägige Arbeiten des Taus vom Jahre 1858 wach gerufen worden waren, nach dem furchtbaren Riß, mit dem am 2. Auguſt 1865 1186 engliſche Meilen Tau in der Meerestiefe von 11,400′ verſunken waren, doch noch gelang, am 27. Juli 1866 das Drahtſeil an die Küſte von Neufundland anzulegen. Wie durch höhere

Fügung waren zwei unentbehrliche Hülfsmittel dazu, die Guttapercha und das Rieſenſchiff Great Eaſtern, das zuvor ein höchſt unnützes Daſeyn auf der Welt gefriſtet hatte, dem großen Gedanken zur Verfügung geſtellt worden. Auch das Tau von 1865 wurde am 2. September aus der Tiefe von 10,800′ heraufgeholt, und arbeitet ſeither mit dem andern. Die Zeit, die der Strom braucht, den 454 deutſche Meilen langen Draht zu durchlaufen, beträgt $^{81}/_{100}$ Sekunden."

Das größte Schiff der Welt, der „Great Eaſtern," wurde zur Aufnahme des Kabels hergerichtet und gelangte 1866 glücklich zum Ziel, ſo daß von da an eine regelmäßige Telegraphenverbindung zwiſchen beiden Welttheilen geſichert iſt. Dieſes wichtige Ereigniß fällt in dieſelbe Zeit, in welcher Deutſchland durch die Siege der Preußen in Böhmen dem Ziele ſeiner Einheit entgegengeführt wurde.

Aus der Neigung der reichen Engländer, alles im koloſſalen Maßſtabe zu bauen, ging ein großes Unglück hervor. In der Nacht auf den 12. März 1864 brach der Damm eines ungeheuern Waſſerreſervoirs im Thale des Don, und die gewaltige Waſſermaſſe ergoß ſich über die Dörfer und einen Theil der Stadt Sheffield, zerſtörte 798 Häuſer und erſäufte 241 Menſchen, die letztern durchgängig in ihren Betten und im Schlafe. Die engliſchen Blätter berichteten das Nähere. „Die, beſonders durch ihre Stahlwaaren berühmte Fabrikſtadt Sheffield liegt im Weſtriding (weſtlichen Bezirk) der nordengliſchen Grafſchaft York, an den Flüſſen Don (Dun) und Sheave. Das große Reſervoir der ‚Sheffield Water Company' (Broadford-Reſervoir), welches die Stadt und Umgegend mit Trinkwaſſer verſorgt, liegt in beträchtlicher Höhe über derſelben bei dem Dorfe Matlock, 5—6 engliſche Meilen von Sheffield in dem von den Hügeln Loxlei und Stannington gebildeten Winkel, von welchem zwiſchen dieſen Hügeln ein ſteil abfallendes Thal ausläuft. Das Reſervoir bedeckt, beträchtlich länger als breit, einen Flächenraum von

70—80 Hufen (acres) und faßt, wenn es ganz gefüllt iſt — was aber in den letzten Tagen nicht der Fall geweſen ſeyn ſoll — über 110 Millionen Kubikfuß Waſſer. Die Eindeichung derſelben gegen das Thal hin war ein koloſſaler Bau, von 40 Fuß Dicke, einer durchſchnittlichen Höhe von 85 Fuß und 300 Ellen lang. Der Behälter ſchien gegen jeden Unfall geſichert, war es aber leider nicht, und wirklich ſollen ſchon ſeit einiger Zeit ominöſe Gerüchte über deſſen Zuſtand in Umlauf geweſen ſeyn. Indeſſen die das Werk beaufſichtigenden Ingenieurs hatten es am 11. März Abends, wie gewöhnlich, beſichtigt und es, ohne etwas verdächtiges bemerkt zu haben, um 9 Uhr verlaſſen, da kam ihnen ein Feldarbeiter nachgerannt mit der Anzeige: er habe einen Bruch im Damm bemerkt. Sie kehrten um und fanden den Bruch unerheblich; bald aber ſtellten ſich ſchlimmere Zeichen ein und man verſuchte nun durch Sprengung ein Wehr zu öffnen, um dem Waſſer einen unſchädlichen Abfluß zu verſchaffen. Es war zu ſpät: bald vor Mitternacht barſt der Damm in einer Weite von 110 Ellen und in einer Höhe von 70 Fuß, und mit dem furchtbarſten Donnergetöſe ſtürzte ſich die ganze Waſſermaſſe ins Thal, zunächſt die meiſtens von Fabrikarbeitern bewohnten Dörfchen Hillsborough-Bridge und Malin-Bridge überfluthend, und ihre Häuschen mit den im Schlaf überraſchten Bewohnern wegſchwemmend. Aber nicht blos dieſe leichtgebauten Cottages ſtürzten vor dem Andrang der 16 bis 18′ tief daherwogenden Waſſermaſſe, ſondern auch maſſiv gebaute Brücken, Schmieden und Wirthſchaftsgebäude. Von da wälzte ſich der Strom, auf welchem Leichen und Trümmer aller Art trieben, in die Stadt und richtete auch hier entſetzlichen Schaden an, doch mehr an Eigenthum als unter der Bevölkerung, welche ſich meiſtentheils retten konnte. Der Schrecken und die Größe des Unglücks wurden durch das Dunkel der Nacht begreiflicherweiſe noch bedeutend vermehrt. Wie die ganze von der Ueberſchwemmung Shef-

fields aus gartenähnlicher Kultur in eine wüſte Schlammfläche verwandelt iſt, ſo hat das ganze Thal des Don, bis über Doncaſter hinab, mitgelitten. Ganze Dörfer ſind weggeſchwemmt, und in Sheffield waren noch am Sonntag durch die angetriebenen Trümmer viele Straßen geſperrt, in denen Menſchenleichen, todtes Vieh, Möbel und Gebälke durch einander lagen. Unter anderem wurde die ſchöne Kettenbrücke in der Stadt fortgeriſſen."

Auch in der Verbeſſerung der Schiffe und des ſchweren Geſchützes machten die Engländer immer noch Fortſchritte. Ihre Erfindung der Schraubendampfer datirt ſchon von 1853. Im Jahr 1862 wurde in London wieder eine große Weltinduſtrie-Ausſtellung eröffnet. In der That war und blieb England die erſte Weltmacht, ſein Volk das reichſte auf dem ganzen Planeten.

Von der Rohheit und dem engherzigen Nationalegoismus der Engländer gab das Jahr 1863 ein merkwürdiges Beiſpiel. Bei dem großen Wettrennen zu Epſon gewann die franzöſiſche Stute fille de l'air, Eigenthum des Grafen Lagrange, den erſten Preis, indem ſie alle Wettrenner engliſcher Race überflog. Ueber dieſe Niederlage ihrer Pferde, auf die ſie immer ſo ſtolz geweſen, ärgerten ſich nun die engliſchen Zuſchauer, daß ſie mit Steinwürfen, Fäuſten und Stöcken über das ſchöne franzöſiſche Pferd und ſeinen Reiter herfielen und beide würden in Stücke geriſſen haben, wenn ſich nicht die policemen mit aller Macht dazwiſchen geworfen hätten. Kurz vorher hatte in Frankreich bei einem Wettrennen ein engliſches Pferd den Sieg errungen und die franzöſiſchen Zuſchauer hatten ihm neidlos lauten Beifall geklatſcht.

Der ungeheure Reichthum Englands hat zwar viele Quellen, geht aber doch hauptſächlich aus ſeiner Induſtrie hervor, aus der ſoliden Arbeit, welche alle engliſchen Fabrikate ſo berühmt und geſucht macht. Die Baumwolleninduſtrie hat aber wieder alle andern

Induſtrien überflügelt. Dem Werke von Watts über die Baumwollennoth zufolge hat ſich die Zahl der Spindeln in England von 1850 bis 1865 faſt verdoppelt, von 17 bis auf 30 Millionen. Baumwollenzeuge, von denen noch 1830 keine Million Yards producirt wurden, beliefen ſich 1860 ſchon auf 4½ Millionen. Der Werth der Ausfuhr baumwollener Garne und Fabrikate aus England betrug 1838 erſt 24½ Millionen, dagegen 1860 ſchon 53 Mill. Pfund Sterling. In dieſem letzteren Jahre waren in England 775,534 Arbeiter in 6,378 Baumwollenmanufakturen beſchäftigt. Während des nordamerikaniſchen Bürgerkrieges trat eine Stockung ein, weil viele Baumwolle aus Amerika wegblieb, doch hob ſich dieſe Kriſis wieder. Der Reichthum an Steinkohlen erleichtert England den Gebrauch zahlloſer Dampfmaſchinen. Nächſt der Baumwolle ſind ſeine Eiſenwaaren und mittelſt des Handels Kaffee, Zucker und Thee ſeine einträglichſten Artikel.

Aber der Reichthum befindet ſich nur in den Händen theils der alten Landesariſtokratie, welche den ganzen Boden Englands in Beſitz hat, theils der großen Kaufleute und Fabrikanten und dehnt ſich nur auf die Mittelclaſſen aus, nicht aber auf die Pächter der adeligen Felder und noch weniger auf die zahlloſen Fabrikarbeiter. Die Noth der letzteren hat in dem Maaße zugenommen, in welchem ihre Zahl anwuchs, alſo in dem Maaße, in welchem die Induſtrie zunahm und die Arbeitgeber bereicherte. Die Habgier der Fabrikbeſitzer ſuchte den Preis der Waaren zu erhöhen, den Lohn der Arbeiter aber herabzudrücken. Es kamen arge Dinge vor, die ſich nur aus der Härte des engliſchen Charakters (wie die Behandlung der Sclaven durch die Anglo-Amerikaner) erklären laſſen. Das Aergſte war das ſ. g. Truckſyſtem, welches den unglücklichen Arbeiter verpflichtete, wenn er überhaupt Arbeit erhalten wollte, als Lohn ſtatt des baaren Geldes verlegene Waare in Empfang zu nehmen. Das mußten ſich die Aermſten

gefallen laſſen, um wenigſtens Etwas zu verdienen und nicht Hungers zu ſterben. Daran ſchloß ſich das ſ. g. Gangſyſtem, welches bei der Feldarbeit auf dem Lande ebenſo angewendet wurde, wie in den Fabriken. In Careys „Wirthſchaftspolitiſchen Rückblicken“ (München 1868) wird das letztere Syſtem beſchrieben, wie es noch jetzt in England auf dem Lande vorkommt. „Das ‚Gang‘-Syſtem, wie es neulich im Parlament dargeſtellt wurde, beſteht in kurzen Worten in Folgendem: In den ‚Fen‘-Diſtrikten, die faſt eine Million Morgen des reichſten Landes in England bedecken, in Huntingdonſhire, Cambridgeſhire, Nottinghamſhire, Norfolk, Suffolk und in Theilen der Grafſchaften Northampton, Bedford und Rutland werden gegen 7000 Kinder von 5 Jahren aufwärts, neben Perſonen beiderlei Geſchlechts von 15—18 Jahren in ‚Gangs‘ verwendet, die je zwiſchen 15 und 20 Arbeiter unter einem Meiſter umfaſſen, und zwar in einem Zuſtande, der von Sclaverei einzig dadurch unterſchieden iſt, daß er unendlich ſchlechter noch als dieſe. Der ‚Gang‘-Meiſter iſt faſt regelmäßig ein lüderlicher Menſch, der als Arbeiter keine ſtändige Beſchäftigung bei irgend einem anſtändigen Pächter erhalten kann. In den meiſten Fällen kauft er thatſächlich die Arbeit der Kinder von armen Eltern, verkauft dieſe Arbeit wieder an Pächter, zahlt dem ‚Gang‘ ſo viel ihm beliebt, und ſteckt den Nutzen in die Taſche. Sieben oder acht Monate im Jahr werden dieſe ‚Gangs‘ oft 7 oder 8 Meilen täglich zu Pächtereien getrieben, wo ſie mit Pflanzenſetzen, Ausjäten von Unkraut, Aufſammeln und Wegbringen von Steinen und dergleichen Arbeit von ½6 Uhr des Morgens bis 7 oder 8 Uhr des Abends beſchäftigt ſind. Der ‚Gang‘-Meiſter wird pr. Tag oder pr. Morgen bezahlt und er ſeinerſeits zahlt wieder den Kindern 4 bis 6 Pence täglich, während die ältern Burſchen und Mädchen von 9 bis 15 Pence erhalten. Der Meiſter verſchafft ſich damit, daß er ſeine Mannſchaft aufs Feld treibt, ſie bei der Arbeit hält und zwar

mit dem Stocke, einen Gewinnſt, der auf ohngefähr 1 Pfd. Sterling wöchentlich geſchätzt wird. Es iſt Zeugniß dafür vorhanden, daß Hunderte von den jüngern Kindern auf den Armen der ältern Burſche jede Nacht nach Hauſe getragen werden. Bis an die Bruſt in naſſem Getreide arbeitend, werden viele der Kinder für ihr ganzes Leben gelähmt durch rheumatiſche Leiden, während andere die Anlage zu Fieber, Rückenlähmung und Auszehrung ſich holen. Es ſind Fälle bekannt, wo kleine Mädchen von 4 Jahren dieſe langen ſchrecklichen Tage hindurch zur Arbeit angetrieben wurden. Die ſchwungvollſten Gemälde, die Wilberforce von dem Weſen der Sclaventreiber, wie es vor 40 Jahren in den Colonien herrſchte, uns entwarf, laſſen das britiſche Weſtindien, im Vergleich mit den heutigen ‚Fen'-Diſtrikten in England ſelbſt doch noch als ein wahres Arkadien erſcheinen. Dieſe Darſtellung des ‚Gang'-Syſtems, ſo ſehr wir uns an ihr entſetzen, bietet doch noch keineswegs die ſchrecklichſte Phaſe des ‚Gang'-Syſtems. Die Gangs ſtehen unter keiner ſittlichen Beſchränkung irgend einer Art. Oft ſind bei Nacht beide Geſchlechter in Scheunen zuſammengeſteckt, wo unter den ältern Knaben und Mädchen die ſchamloſeſten Dinge natürlicherweiſe vorkommen, und Geiſtliche und andere achtbare Gewährsmänner bezeugten der Unterſuchungscommiſſion, daß die ‚Gang'-Arbeiter ‚unter aller Moral' ſtänden. Sie haben keinen Begriff von Keuſchheit und kennen die Bedeutung des Wortes gar nicht. Aerztliche Vorſteher von Krankenhäuſern ſagen aus, daß ‚Gang'-Mädchen, nicht älter als 13 Jahre, in ſchwangerem Zuſtande zu ihnen gebracht worden ſeyen. Ihre Sprache und ihr Betragen ſind ſo verworfen, daß Dutzende von Gemeindegeiſtlichen, von Chirurgen und anſtändigen Arbeitsleuten der Commiſſion erklärten, daß die Einführung von ‚Gang'-Arbeitern in ein Dorf jedesmal die Sittlichkeit untergrabe. Evening Poſt."

Solche Mißſtände führten zu einer Reaktion der mißhandelten

Menſchennatur gegen die Brutalität des Reichthums und gegen die parteiiſche Geſetzgebung, die dergleichen duldete. Zu derſelben Zeit, noch während der Regierung Ludwig Philipps war auch in Frankreich der Arbeiterſtand ſchwer gedrückt und machte ſich hier in Revolten und communiſtiſchen Träumereien Luft. Das veranlaßte nun auch in England die bekannte große Bewegung des Chartismus.*) Das geſchah im Jahr 1839, ging aber bei dem größeren Ordnungsſinn der Engländer gelinder aus als in Frankreich. Regierung und Parlament verfügten auf dem Wege des Geſetzes einige Verbeſſerungen im Verhältniß der Arbeiter zu den Arbeitgebern. Ein kleines Geſetz folgte dem andern nach, immerwährend, aber immer kleinlich, zurückhaltend, karg. Man fing mit ſehr kleinen Conceſſionen an und beſchränkte ſie auf eine gewiſſe einzelne Arbeiterclaſſe, ehe man auch eine zweite und dritte Claſſe bedachte. Man empfahl Sparkaſſen und Mäßigkeitsvereine, was an ſich löblich war, jedoch zu ſehr die Abſicht verrieth, die Reformen ſollten den Arbeitgebern nichts oder ſo wenig als möglich koſten. Am zäheſten wichen Regierung und Parlament der Forderung aus, den Kindern der Fabrikbevölkerung Unterricht ertheilen zu laſſen. Sogar in dem Werke von Ludlow und Lloyd Jones, welches in ſehr conſervativem Sinne die Arbeiterfrage erörtert, wird S. 46 der deutſchen Ueberſetzung von v. Holtzendorff zugegeben, daß ein gehäſſiger Einfluß vorhanden ſey, welcher die niedern Claſſen nicht wolle aufkommen laſſen. Daher konnten im Jahr 1845 in Manchester und Salford von 164,000 Kindern nur 55,000 eine Schule beſuchen und in Birmingham von 34,495 Kindern nur 9226 (S. 107 des oben genannten Werkes).

Am 12. Mai 1865 richtete Lord Shaftesbury im Oberhauſe eine Bitte an die Krone, das traurige Loos der Kinder zu erleichtern,

*) Vergl. meine Geſchichte der letzten 40 Jahre. Dritte Auflage. II. 15.

die vom fünften Lebensjahr an ſchon in den Fabriken und Bergwerken arbeiten müſſen und nach dem Gangſyſteme, getrennt von ihren Eltern den Mißhandlungen der rohen Aufſeher ausgeſetzt ſeyen. Aber er hat im Weſentlichſten nichts ausgerichtet. Wie man ſelbſt die kleinſten, vier bis fünfjährigen Kinder in den Bergwerken benutzt, zeigt der Gebrauch, ein ſolches Kind den ganzen Tag über in ein feuchtes Seitenloch eines unterirdiſchen Schachtes einzuſperren, wo es nichts anderes zu thun hat, als eine Thür zu öffnen und wieder zu ſchließen. Die Sterblichkeit unter den Kindern iſt daher ungeheuer. Und ſie ſind glücklich, dem Elend des Lebens und der Corruption, die ſie erwartet, frühe entriſſen zu werden.

Im Jahr 1863 erfolgten in England 207 Erkenntniſſe auf Mord, 203 auf Todtſchlag, 1385 auf Selbſtmord und wurde in 140 Fällen Hunger als Urſache des Todes erkannt. In demſelben Jahr ſammelte der Biſchof von London 3 Millionen Pfd. Sterl. ein, um davon neue Kirchen in London zu bauen und neue Prediger anzuſtellen. Da die Sitze in der Kirche zum Beſten des Geiſtlichen vermiethet werden und hohe Miethpreiſe bezahlen müſſen, iſt den Armen der Kirchenbeſuch verwehrt. Bibeln und Traktätlein werden in ungeheurer Anzahl mittelſt Dampf fabricirt und verbreitet, damit aber war dem fürchterlichen Elend der armen Volksclaſſen nicht abgeholfen.

Als Curioſum ſey erwähnt, daß 1866 der letzte Sprößling des königlichen Hauſes Plantagenet in England geſtorben iſt. Sein Name war Stephen Penny, früher Todtengräber am Kirchhofe zu St. Georges, Hannover Square, in London. Schon Sir Bernard Burke wies in ſeinem Buche „Vicissitudes of Families“ nach, daß die Familie Penny vom ächten alten Blute der Plantagenets wäre, und in einem neuen Buche von Towle „the History of Henry V.“ werden Beweiſe dafür geliefert. Uebrigens war dieſe Thatſache in London längſt bekannt,

ebenſo, daß ein anderer Zweig derſelben alten Königsfamilie in Wales in einem Keſſelmacher erloſch.

Irland litt noch immer unter dem alten Druck.*) Hier bildete ſich nun eine geheime Geſellſchaft E. M. A. oder Emmet Monument Association, Geſellſchaft für das Emmet-Denkmal. Ein gewiſſer Robert Emmet, wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, hatte vor ſeinem Ende den Wunſch ausgeſprochen, man möge ihm erſt ein Denkmal ſetzen, wenn Irland vom Joche der Engländer befreit ſeyn würde. Unter dem Schein nun, ein Denkmal errichten zu wollen, trachtete eine geheime Geſellſchaft dahin, Irland zu befreien. Ihr Stifter war O'Mahony, ſie machte ſich aber wenig bemerklich. Erſt im Herbſt 1865, nach Beendigung des großen Bürgerkrieges in Nordamerika, erhielt der geheime Bund der Iren eine weit größere Ausdehnung und einen neuen Namen. Millionen Irländer waren nach Nordamerika ausgewandert und Tauſende hatten dort im Bürgerkriege mitgefochten. Indem ſie plötzlich nach wiederhergeſtelltem Frieden abgedankt wurden, wandelte ſie die Luſt an, ſtatt in Amerika wieder gewöhnlicher Tagesarbeit obzuliegen, lieber nach Irland zurückzukehren und ihr altes, noch unvergeſſenes Vaterland von den Engländern zu befreien. Die tapfern iriſchen Regimenter, die bisher der Union gedient hatten, ſchienen allerdings geeignet, den Kern einer großen Volksbewaffnung in Irland zu bilden. Aber der Plan mußte ſehr geheim gehalten werden, die Soldaten konnten nur einzeln und geheim dafür gewonnen werden und auch nur einzeln und nach und nach aus Nordamerika herüber kommen. Ein geheimer Chef leitete das Ganze, den aber nur die ihm zunächſt untergebenen Unterchefs in Irland, in

*) Am 21. Nov. 1860 ließ Plunkett, proteſtantiſcher Biſchof zu Tuam in Irland, alle ſeine iriſchen Pächter, weil ſie ihm nicht ſo viel Pacht geben konnten, als er verlangte, durch zwanzig berittene Conſtabler und hundert Soldaten mit Weibern und Kindern von Haus und Hof jagen.

der Union und in Canada kannten. Jeden von diesen kannte wieder nur einer der Verschwornen und auch jedes Mitglied kannte nur den, von dem es angeworben worden war. So bildete die Gesellschaft eine lange Kette, die von einem Gedanken gelenkt wurde, in der aber jedes Glied nur das nächste Glied kannte. Weil aber nach irischer Ueberlieferung Irland zuerst von den Phöniciern bevölkert und angebaut worden seyn soll, erhielten die Verschwornen den Namen Fenians. Von ihnen sollte Irland von Amerika aus aufs Neue bevölkert und verjüngt werden. Inzwischen kamen die Engländer der Verschwörung auf die Spur und nahmen während des Septembers in Irland zahlreiche Verhaftungen vor.

Der Haß der Irländer wurde gesteigert durch englische Insolenz. In Dublin hatte eine O'Connel-Feier stattgefunden. Da fiel es den Protestanten oder Oranienmännern in der benachbarten Fabrikstadt Belfast ein, jenes Dubliner Fest zu verhöhnen. Sie schleppten eine Spottfigur O'Connels unter lautem Lärmen durch die Straßen, um sie zuletzt zu verbrennen, begnügten sich aber nicht mit diesem plumpen Spaße, sondern fielen auch über die katholischen Irländer her, um sie zu morden und auf das greulichste zu mißhandeln, wobei 400 Häuser derselben gänzlich demolirt wurden. Die Protestanten suchten sich zu entschuldigen, sie hätten geglaubt, ein großes Heer katholischer Arbeiter werde mit der Eisenbahn kommen, um sie anzugreifen. Aber dieses vage Gerücht diente ihnen nur, sie in ihrer Brutalität noch zu steigern, denn nun stürzten sie sich auf den Bahnhof und mißhandelten ohne Unterschied der Person alle Reisende, die von Dublin kamen. Diese Greuel währten vom 15. August ab eine ganze Woche lang, ohne daß die Regierung wirksam einschritt.

Unterdeß leitete ein gewisser Stephens, ähnlich wie der ehemalige Stadtmeister in Warschau, die Fenier in Irland und bereitete eine Volkserhebung vor, während in Nordamerika ein großer Feniercongreß

abgehalten wurde, der einen Angriff auf das englische Kanada zu machen drohte, am 20. October. Der Congreß nahm die Würde eines Parlaments an unter dem Vorsitz des John Mahyney. Die Fenier wurden aber durch die Regierung in Washington zurückgehalten und waren überhaupt nicht stark genug. In Irland selbst wurde Stephens schon im November entdeckt und verhaftet, entkam jedoch mit großer Schlauigkeit und Kühnheit. Im Frühjahr 1866 brach ein ganz kleiner Fenieraufstand wirklich aus und ein etwas größerer wieder im Frühjahr 1867, wieder ohne allen Erfolg. Man zählte überhaupt nur 800 bewaffnete Fenier, und 4000 Verdächtige wurden rechtzeitig von der Polizei ergriffen.

Die Fenier in Nordamerika wagten einen kleinen Einfall in Kanada, der jedoch mißlang. Von der Union erhielten sie keine Unterstützung. Auch beeilte sich England, nachdem die Südstaaten im großen Bürgerkriege unterlegen waren, den letztern „die Rechte von Kriegführenden" wieder zu entziehen, um die siegreiche Union zu versöhnen. Die letztere forderte Entschädigung für nordstaatliche Schiffe, die von südstaatlichen Capern unter englischer Flagge genommen worden waren, und insbesondere die Auslieferung des Caperschiffs Alabama, welches in einem englischen Hafen Schutz gefunden hatte. Doch wußte England die Entscheidung in die Länge zu ziehen. Sehr groß waren die Verluste englischer Capitalisten, die den Südstaaten Geld geliehen hatten, das sie nun nicht wieder bekamen, denn die Staatsschuld des Südens wurde vom Norden nicht anerkannt. — Um Kanada zufrieden zu stellen, daß es nicht etwa zur Union abfalle, überließ ihm der Mutterstaat durch das Colonialpatent vom 19. Januar 1865 die Autonomie eines Staatenbundes mit eignem Parlament.

Obgleich im Herbst 1865 die Emancipation der Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nicht vollständig gesichert

war, wurden doch durch deren Hoffnungen die freien Neger auf der britiſchen Inſel Jamaika elektriſirt. Die engliſche Regierung hatte hier die Negerſclaven längſt emancipirt und ihre weißen Herrn mit einer großen Summe dafür entſchädigt. Aber die frei gewordenen Neger wollten nicht mehr arbeiten und verſanken hier in dieſelbe Apathie und Armuth, wie auf Hayti. Sie verſtanden die Freiheit nur als ein Recht zum Müßiggang. Von einem edlen Aufſchwung der Geiſter, von einem Trachten nach Bildung und Geſittung, ja nur nach Eigenthum und Wohlſtand war hier ſo wenig die Rede, als irgend ſonſt wo unter emancipirten Schwarzen. Weil die Plantagen nur noch ſchlecht oder gar nicht mehr angebaut wurden, zogen ſich die reichen Pflanzer zurück und es blieb nur ein ſchlechtes Geſindel von Weißen, aus denen natürlich auch ſchlechte Beamte hervorgingen. Man zählte auf Jamaika 360,000 Schwarze und nur 10,000 Weiße. Das engliſche Gouvernement unterhielt 2000 Mann Soldaten, worunter 500 Mulatten. Ein Neger war, wie es hieß mit Unrecht, verhaftet worden. Dies erregte die Wuth des ſchwarzen Volkes. Zu Kingston war am 16. October 1865 gerade eine Sitzung des Gerichtshofs, bei der ſich die Mehrheit der achtbarſten weißen Einwohner verſammelt hatten. Da fiel plötzlich der ſchwarze Pöbel über ſie her, legte Feuer an das Gerichtsgebäude und mordete 15 von den herausfliehenden Weißen, einige unter grauſamen Martern. Allein dieſer Exceß blieb vereinzelt. Das Gouvernement ſchritt raſch ein und ſeine kleine Truppenzahl reichte hin, den Aufruhr zu dämpfen und ſeine Weiterverbreitung zu verhindern. Die Soldateska verfuhr dabei ungeheuer brutal, peitſchte die Neger zu Tauſenden und es ſollen 2000 Schwarze hingerichtet worden ſeyn. Darunter der Rädelsführer Paul Bogle und ein baptiſtiſcher Geiſtlicher, der angeblich die Neger aufgehetzt hatte. Man wollte auch Neger aus Hayti darunter gefunden haben. Indeß ſchien die Verdächtigung der armen Neger und

namentlich des rechtſchaffenen Gordon unwahr. Wäre der Aufſtand vorbereitet geweſen, ſo würden die Neger bei ihrer ungeheuren Mehrheit ſich von den wenigen Regierungstruppen nicht wehrlos haben abſchlachten laſſen. Empörend war die Härte des Gouvernements. Daher ſich ſogleich viele Stimmen in England gegen den Gouverneur Eyre erhoben und die Regierung ſich veranlaßt ſah, eine Commiſſion zur Unterſuchung nach Jamaika zu ſchicken.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Es iſt doch nicht unwahrſcheinlich, daß durch Agenten unter den Schwarzen wenigſtens Hoffnungen genährt worden ſind, was nach erfolgter Emancipation der Sclaven in den Vereinigten Staaten nur natürlich erſcheinen kann. Und es iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß die große Furcht davor die Weißen zu extremen Vorausſetzungen und Maaßregeln getrieben hat.

Eyre wurde nach England zurückberufen und vor Gericht geſtellt. Ein Theil der Preſſe war gegen ihn, der andere für ihn. Seine Partei machte ihm große Ovationen. Das Ende war ſeine Freiſprechung.

In Südafrika wurde der holländiſche Orange-Freiſtaat von ſeinen ſchwarzen Nachbarn überfallen und von der gleichfalls holländiſchen Republik Transvaal unterſtützt, nicht aber von den Engländern am Cap, die ſich vielmehr nur darüber freuten, daß die holländiſchen Boers, die ſich von der engliſchen Colonialtyrannei losgeriſſen hatten, in Noth kamen, 1865.

Im October 1865 langten in Europa Nachrichten aus Nordamerika an, wonach Kapitän Hall, ein nordamerikaniſcher Wallfiſchjäger, mit ſeinem Schiff im höchſten Norden Amerikas im vorigen Jahre (1864) von freundſchaftlich geſinnten Eskimos erfahren habe, von den Gefährten des in der Eiszone umgekommenen Sir John Franklin ſeyen im Jahre 1854 noch drei am Leben geweſen, nämlich ſein Nachfolger im Commando Kapitän Crocier und zwei von der Mannſchaft.

Crocier ſey furchtbar abgemagert geweſen, weil er nicht gleich den anderen die Leichen ſeiner verſchmachteten Unglücksgefährten habe verzehren wollen. Doch ſey er durch die Eskimos gerettet worden und lebe vielleicht noch. Der Ort, wo ſie ihn fanden, war die Pelly-Bucht. Er war noch reichlich mit Flinten und Pulver verſehen.

Sechstes Buch.

Indien, China und Japan.

Nachdem England die Revolution in Oſtindien im Jahr 1857 glücklich unterdrückt hatte, litt das große Land noch eine Zeit lang an den Nachwehen, England aber blieb im Vollbeſitz deſſelben. Man bemerkte, daß nach dem Aufhören der oſtindiſchen Compagnie die unmittelbar von der Regierung in London aus eingeſetzte Verwaltung im Geiſte der Compagnie fortfuhr, die Handelsintereſſen Englands gierig und rückſichtslos zu verfolgen, den reichſten Gewinn in China ſuchte und fand, aber darüber ſeine Nordgrenzen vielleicht zu wenig beachtete, ſofern die Ruſſen von Norden her in die turkomanniſche Steppe eindrangen und überwiegenden Einfluß in Perſien erlangten.

Eine gute Charakteriſtik der Engländer enthielt das Halleſche Volksblatt. Hier wird geſagt, „daß ſie zum Beſten ihrer civiliſatoriſch genannten Fabrik- und Handelsintereſſen und oft ſogar auf dem Wege der chriſtlichen Miſſion einen wahren Strom der Entnationaliſirung,

der Zerstörung aller angestammten Sitte bis in den tiefsten Winkel der Häuslichkeit und der häuslichen Arbeit hinein und einen Kosmopolitismus von ertödtender Langweiligkeit und Häßlichkeit über alle Völker des Erdenrundes verbreiten. Es würde ein umfangreiches staatswissenschaftliches Werk nöthig seyn, um die hier in aller Kürze angedeuteten zerfressenden Einflüsse Englands, vielleicht unter einer Parallele mit denen der andern West- und Culturmacht Frankreich, vollständig darzulegen, und zugleich gegen den Vorwurf der Paradoxie oder des allzu harten Urtheils sich zu schützen. Will man aber das Wesen der heutigen Engländer mit kurzen scharfen Zügen schildern, so muß gesagt werden, daß sie mit eben so viel Civilisationsfanatismus, wie kühler, selbstsüchtiger Berechnung Christenthum und Opium importirten, Bibeln und Branntwein, Tractate und Revolvers, compendiösen Comfort aller Art und fertige Baumwollenhemden, auch wo es angeht constitutionelle Könige; und wenn die Hausgeräthe eines bisher für wild gehaltenen Volkes die Fabrikstempel von Sheffield oder Birmingham tragen, so gilt es ihnen für ‚civilisirt.'"

Wir werfen zuerst den Blick auf Ostindien. In Bezug auf die große Revolution des Jahres 1857 muß noch nachgeholt werden, daß sie mit dem ihr unmittelbar voran gegangenen Krimkrieg in Beziehung stand. Rußland regte die Perser auf, die Engländer in Ostindien zu bedrohen. Es galt wieder der Grenzstadt Herat, deren sich hier die Perser, dort die Afghanen unter Dost Muhamed, der diesmal zu England hielt, zu bemächtigen suchten. Dost gewann die Stadt, verlor sie aber wieder an die Perser, am 29. August 1856. Obgleich nun um diese Zeit der Krimkrieg bereits zu Ende war, so setzte doch Persien, heimlich von Rußland aufgereizt, seine Feindseligkeit gegen England fort. Der englische Gesandte wurde vom persischen Schah Nasureddin ausgewiesen. Nun entwickelten aber die Engländer in Ostindien eine große Energie, ein englisches Heer unter General

Outram drang vom perſiſchen Golf aus vor und ſchlug die Perſer in einer großen Schlacht bei Khuſchab. Nun vermittelte Frankreich und am 4. März 1857 ſchloß Perſien Frieden und verzichtete auf Herat.

Der Krimkrieg ſtand auch mit einer revolutionären Bewegung im indo-britiſchen Reiche ſelbſt in einem kaum zu verkennenden Zuſammenhange, wenn man jene Bewegung auch vorzugsweiſe aus dem Fanatismus der Muhamedaner in Indien hergeleitet hat. Das innere Aſien war überhaupt damals ſehr aufgeregt, theils durch den Krimkrieg, theils durch den chineſiſchen Krieg, hier durch ruſſiſche Agenten, dort durch kühne Aſiaten, die im Zwieſpalt der europäiſchen Mächte, hauptſächlich Rußlands und Englands, eine Möglichkeit erſahen, ſich von der engliſchen Colonialtyrannei loszureißen. Ohne Zweifel hätte die große indiſche Revolution ſchon einige Jahre früher ausbrechen und die Macht Englands ſchwächen und im Krimkriege lahm legen ſollen. In Aſien geht aber alles langſamer von ſtatten als in Europa, und der Krimkrieg war ſchon zu Ende, als an der allzu langſam entzündeten Lunte die Mine am Ganges erſt explodirte.

Man hat allgemein angenommen, der Ingrimm der indiſchen Muhamedaner, der die Revolution zunächſt veranlaßte, ſey in Mecca erweckt worden, wohin jene Muhamedaner jährlich in großer Zahl zu pilgern pflegten; hier wurzelte alter Haß gegen die Engländer, welche den perſiſchen Golf und das rothe Meer beherrſchten, die Seeräuberei der Araber unterdrückt hatten. Hier wirkten auch ruſſiſche und franzöſiſche Agenten den Engländern entgegen, die Ruſſen, die den Einfluß der Engländer in Aſien ſyſtematiſch durch den ihrigen zu verdrängen trachteten, und die Franzoſen hauptſächlich aus Eiferſucht auf den Einfluß, den die Engländer in Egypten zu erringen ſuchten, um ſich die Verbindung mit ihrem indo-britiſchen Reiche durch Egypten und das rothe Meer offen zu halten. Es iſt wenigſtens wahrſchein-

lich, daß die zur Empörung geneigten Inder auf den großen Pilgerfahrten nach Mecca über die Eifersucht der europäischen Großmächte näher orientirt wurden und darnach geheime Instructionen erhielten. Die Revolution in Indien sollte zunächst den Persern Luft machen.

Am 4. October 1864 wurde die Hauptstadt Calcutta und Umgegend von einer furchtbaren Sturmfluth überfallen. Das Meer trat ins Land hinein und bedeckte es 20 Fuß hoch, plötzlich in der Nacht, so daß sich niemand vorsehen konnte. Im Hafen wurden 120 Schiffe zertrümmert und 20,000 Menschen kamen um. Die Hütten der Vorstädte wurden weggeschwemmt, in der Stadt selbst blieb fast kein Haus unbeschädigt. Diese Sturmfluth richtete auch an andern weit entfernten Orten Verheerungen an, in Rio de Janeiro, Florenz und sogar in der Ostsee. Das Meer war in ungewöhnlicher Aufregung.

Im Jahr 1864 hielt die englische Regierung für nöthig, an der Nordwestgränze ihres indischen Reichs einen Feldzug gegen den Staat Bhutan zu unternehmen, um dem Beherrscher desselben einen wichtigen Gebirgspaß zu entreißen, der ursprünglich zum Königreich Assam gehört hatte, aber nicht mit den andern Theilen dieses Reichs ausgeliefert worden war, als England Assam sich annectirte. Ein englischer Gesandter, der den Paß reclamirte, war in Bhutan verhöhnt und am halben Kopf und Bart geschoren worden. Sir John Lawrence erklärte nun den Krieg an Bhutan. Dieser berühmte General war im November 1863 dem Lord Elgin in der Verwaltung des indobritischen Reichs gefolgt. Man hörte, derselbe habe im Frühjahr 1865 viele Verhaftungen in der Armee müssen vornehmen lassen, weil schon wieder ein einheimischer Offizier bei der Parade in Serur den englischen Major Westropp mit dem Degen angefallen habe. Ueberhaupt war seit der Revolution die Ergebenheit und Zuverlässigkeit der Sepois noch nicht vollkommen wieder hergestellt und es wurde über Mangel an landeskundigen Offizieren geklagt, die den Sepois

einen beſſern Geiſt hätten beibringen können. Um das Land im Zaum zu halten, zählte das Heer in Oſtindien 70,000 europäiſche Soldaten. Da blieben nicht genug Offiziere übrig, um die 115,000 Sepois perſönlich zu haranguiren. Weitere Eingeborene waren 150,000 Gensdarmen oder Polizeiſoldaten.

Der Krieg gegen Bhutan nahm den gewöhnlichen Verlauf der indiſchen Kriege. Die Bhutaner leiſteten zwar in den unwegſamen Gebirgen hartnäckigen Widerſtand, mußten aber zuletzt doch der europäiſchen Taktik weichen, da ſie von außen keine Hülfe erhielten. Die Engländer nahmen im Dezember 1864 die Feſtung Damliket. Im folgenden Januar aber wurde das einheimiſche Regiment unter Oberſt Campbell bei Dewagauri von vielen tauſend heulenden Barbaren umringt, floh davon und plünderte noch das eigene Gepäck auf der Flucht. Eine wenn auch nur kleine, doch ſchimpfliche Niederlage, da ſie den ſchlechten Geiſt der Sepois beurkundete. Als die Regenzeit vorüber war, erhielten die Engländer Verſtärkung, rückten wieder vor und drohten dem Dongſu Penlon, Uſurpator von Bhutan, ſeine Hauptſtadt Punaka der Erde gleich zu machen. Da gab er nach und trat im Frieden zu Buxa am 11. November 1865 die ſtrittigen Bezirke (Duars) zwiſchen Aſſam und Bhutan an die engliſche Regierung ab, die ihm dafür einen jährlichen Tribut zuſicherte. Man tadelte dieſen Frieden, aber Lawrence hatte gute Gründe, die Mäßigung und Friedensliebe immer neuen Gewaltthaten vorzuziehen.

Wir werfen hier einen Blick auf die engliſche Armee-Organiſation. Nur die Energie des engliſchen Volksſtammes überhaupt macht es erklärlich, wie trotz dieſer nicht preiswürdigen Organiſation es doch möglich war, daß England der großen indiſchen Revolution im Jahr 1857 Meiſter wurde. Wir folgen Dwyers „militäriſchen Federzeichnungen“ vom Jahr 1868. Die Offiziersſtellen werden in England verkauft. „Es beſteht, wie bekannt, ein reglementariſcher Preis für

jede Charge, z. B. Ensign (d. h. Unterlieutenant der Infanterie) 450 Pfund, Lieutenant (dem deutschen Oberlieutenant äquivalent) 700 Pfund, Captain d. h. Hauptmann 1800 Pfund u. s. w. Wenn nun ein Unterlieutenant in seinem Rang der älteste wird und ein Hauptmann austreten will, so sollte gesetzlich folgendermaßen verfahren werden: Der älteste Oberlieutenant wird aufgefordert, sich zu erklären, ob er die 1100 Pfund Differenz zwischen dem Preise seiner Charge und jener des Hauptmanns zahlen will oder nicht. Um zur Beförderung befähigt zu seyn, muß er 2 Jahre gedient haben. Es kommt nun häufig vor, daß dieser Offizier, wenn er auch bemittelt ist und die nöthigen Summen zur Disposition hat, dennoch nicht kaufen will, weil er auf einen Sterbefall zu warten gedenkt, denn solche werden ohne Kauf ersetzt; oder der Betreffende kann nicht zahlen. In beiden Fällen geht nun die Wahl auf den zweitältesten über, u. s. f., auf den dritten, vierten, bis einer oder der andere sich zu kaufen entschließt. Auf gleiche Weise wird mit dem ältesten Unterlieutenant (Ensign) verfahren, der aber nur die Differenz zwischen 450 Pfund und 700 Pfund, d. h. 250 Pfund zu zahlen hat. Hiermit sind nun 1350 Pfund von dem reglementsmäßigen Preise der Hauptmannscharge für den austretenden Hauptmann zusammengebracht; die noch fehlenden 450 Pfund werden von dem neu eintretenden Unterlieutenant erlegt, und hiermit ist das Geschäft beendigt. Sobald es sich aber um die Besetzung einer höhern Charge handelt, z. B. eines Oberstlieutenants, wird die Sache complicirter. Wie in allen anderen Armeen, so ist auch in der englischen die Majors- oder erste Stabsoffiziersecke am schwierigsten zu umschiffen, deshalb fängt hier schon ein System der Versteigerung an. Der Oberstlieutenant und Regimentscommandant geht nicht gern ab, ohne eine bedeutende Summe über den reglementarischen Preis seiner Charge zu erhalten; somit müssen geheime oder wenigstens vertrauliche Verhandlungen unter den andern Offizieren

ſtattfinden, um zu ermitteln, wer in die Charge avanciren ſoll, und weil die Aufzahlung eines höhern Betrags als des reglementaren eigentlich ungeſetzlich iſt, ſo bietet dieſes Verfahren manche Schwierigkeiten; dennoch werden ſolche Geſchäfte häufig gemacht, und die Behörde drückt ein Auge zu, weil das Avancement dadurch beſchleunigt wird."

„Trotz — oder vielleicht auch wegen — des Kaufſyſtems iſt das Avancement in dieſer Armee ſehr langſam, war es auch von jeher. Um dieſem Uebelſtande zu begegnen, hat man mittelſt Brevet du Roi (denn daher kommt augenſcheinlich dieſer Ausdruck) Offizieren einen höhern Rang geben können, ohne Rückſicht auf ihre Charge, ſelbſt wenn ſie auf halbem Solde ſtanden und keine Charge bekleideten. Von Zeit zu Zeit bei beſondern Gelegenheiten, wie z. B. Krönungen, Geburten von Thronerben u. dgl., hat man ſämmtliche Generale bis zu einem gewiſſen Rangalter und die verſchiedenen Stabsoffiziere und Hauptleute in jedem Grade ebenfalls nach einem gewiſſen Rangalter um eine Rangſtufe höher geſtellt, ohne ihre ſonſtige Lage zu verändern. So könnte z. B. ein Hauptmann auf Halbſold zu Hauſe vegetiren und nach und nach Major, Oberſtlieutenant, Oberſt und General werden. Auch die activen Offiziere rücken im Rang auf dieſelbe Weiſe vor, und wenn ein Regiments-Oberſtlieutenant, der auf dieſe Weiſe Oberſtenrang bekommen hatte, hoch oben ſtand und daher mit der Brevetbeförderung zum Generalmajor bedroht war, ſo ſputete er ſich, ſeine Charge gänzlich oder halb zu verkaufen, weil ein General nicht verkaufen kann. Vor einigen Jahren hat man dieſes abſurde Syſtem dahin abgeändert, daß niemand General werden konnte, ohne zwei Jahre hindurch eine Majors- oder Oberſtlieutenantscharge wirklich bekleidet zu haben; dann gab man jedem General, der nicht Oberſt eines Regiments war, einen fixen Gehalt von 450—600 Pfund jährlich. Mit dieſer Oberſtſtelle hatte es aber folgende Bewandtniß. In

frühern Zeiten bestand in England wie fast überall das Regiments-inhabersystem. Diese Inhaber verkauften die Chargen ihrer Regimenter und bekamen eine Pauschalsumme, um die Mannschaft zu bekleiden. Als nun der Staat sich für den halben Sold der Offiziere verantwortlich machte, übernahm er auch von den Inhabern das Recht, die Offiziere zu ernennen, resp. den Chargenverkauf zu handhaben, und es blieb dem Oberstinhaber nur das Recht, sein Regiment zu bekleiden. Dieses that er natürlich nicht selbst, sondern durch die Vermittelung eines sogenannten Armeebekleiders, d. h. eines Lieferanten, und das Pauschale war so bemessen, daß für ein Infanterieregiment ungefähr 1000 Pfund jährlich als Ueberschuß blieben. Bei der Cavallerie war die Summe für den Inhaber etwas höher, etwa 1300 Pfund. Dieser Scandal ist aber jetzt endlich beseitigt worden; man zahlt dem Inhaber direct 1000 Pfund jährlich und läßt die Bekleidung durch eigene Anstalten fabriciren."

„Der ganze Stab ist somit eigentlich eine große Belohnungs- und Versorgungsanstalt; will man einen weitern Beweis hierfür, so findet man ihn in der Vorschrift, daß eine Stabsanstellung nur für eine gewisse Zeit — nämlich 3 Jahre — von einem Individuum besetzt werden kann. Ist diese sogenannte Dienstperiode abgelaufen, so muß sich der betreffende Offizier auf seinen halben Sold zurückziehen, und ein anderer erhält das Amt u. s. w. Diese Vorschrift wird zwar manchmal im Interesse des Dienstes oder vielleicht auch nur aus individuellen Rücksichten dadurch umgangen, daß ein Offizier, der heute seine Periode in der Adjutantur vollendet, morgen auf halben Sold gesetzt wird und dann nach einigen Wochen irgendwo anders eine General-Quartiermeistersstelle bekommt. Aber weil eine Masse Aspiranten immer das Obercommando und das Kriegsamt belagern, und diese zwei Behörden sich auch noch dazu über jede einzelne Stelle verständigen müssen, so geht das eben nicht so leicht, wenigstens nicht

ohne manche Reclamationen in den Zeitungen, besonders den Militär-wochenblättern, oder gar Interpellationen im Parlament. In der Sandhurster Militärakademie besteht eine höhere Schule mit einem Cursus für angehende-Generalstabsoffiziere (es sind gegenwärtig 33 Hauptleute und Lieutenants), die eine Eintritts- und eine Austrittsprüfung zu bestehen haben. Es sollen in der Folge nur die hier erzogenen Offiziere Generalstabsanstellungen erhalten, auch will das Obercommando dieses durchsetzen, aber so lange das Kaufsystem fortbesteht, wird es sehr schwer seyn, irgend etwas Vernünftiges in dieser Richtung zu erzielen. Alles in Allem genommen, ist das System, nach welchem die englischen Offiziere ursprünglich ernannt und befördert werden, viel zu künstlich und complicirt, das Geld und die Protection zusammen spielen die Hauptrolle, und wenn hier und da ein unbemittelter Offizier sich ohne Freunde emporarbeitet, wie z. B. der verstorbene Lord Clyde, so ist das ganz zufällig."

Nur „die Artillerie- und Ingenieurcorps haben wissenschaftliche Corps-Institute beim Hauptquartier in Woolwich und geben von Zeit zu Zeit Hefte von Aufsätzen wissenschaftlichen Inhalts heraus, die manchmal sehr interessant sind. Es besteht auch in London ein s. g. United Service Institut, welches ein schönes Museum besitzt, sowie eine Bibliothek und einen Hörsaal, in welchem Vorlesungen über militärische Gegenstände gehalten werden."

Bei alledem ist die englische Armee respectabel, äußerst tapfer und zähe. Das liegt in der Race. Der Pedantismus erklärt sich nur aus der Aristokratie des Reichthums und seiner Tyrannei. Auch ist die Begünstigung und der Stellenverkauf einer-, das verwickelte Anstellungs- und Avancementsystem andrerseits und endlich die Drillerei und die studirte Verachtung des Soldatenstandes als solches ein Regierungsmittel, wie es schon Phöniker und Karthager, Venetianer und Holländer, kurz alle Geldaristokratien und reichen Handelsstaaten an-

gewendet haben, damit nie der Soldatengeiſt Herr werde über den Kaufmannsgeiſt und nie ein glücklicher General die Adelskette ſprenge.

Im Krimkrieg ließ auch die engliſche Armeeverwaltung viel zu wünſchen übrig. Wir haben es in der Geſchichte dieſes Kriegs (Geſchichte der letzten 40 Jahre, 3. Auflage, II, 464) dargelegt.

Nachdem nun durch die außerordentliche Energie der Engländer der gefährliche Aufſtand überwältigt war, dauerten zwar die Empörungen noch eine Weile fort, aber nur in kleinem Maßſtab und erfolglos. Im Jahr 1860 wurde in der Provinz Bombay die verhaßte Einkommenſteuer verweigert und erlitten die Engländer unter Campbell durch das tapfere Gebirgsvolk von Sikkim in der Nähe von Nepal eine Schlappe. In demſelben Jahre empörten ſich auch einige europäiſche Regimenter in Bombay und Dinapore gegen die verhaßte European forces bill, welche die europäiſchen Truppen mit denen der vormaligen indiſchen Compagnie verſchmolz. Im Jahr 1861 dehnte ſich die in Perſien herrſchende Hungersnoth auch über Indien aus. Im folgenden Jahr wurde Rao Sahib, der ſich beim Morde der engliſchen Weiber und Kinder in Khanpur betheiligt hatte, aus ſeinem Verſteck in Kaſchmir durch Verrath hervorgezogen, nach Khanpur geſchleppt und hier am 21. Auguſt gehenkt. Gleich dem berühmten Nana Sahib war er ein Adoptivſohn des alten penſionirten Mahrattenfürſten Peſchwa. Nana ſelbſt blieb ſicher in Nepal verborgen, in den hohen Gebirgen, die an Tibet grenzen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob England nicht beſſer thäte, wenn es ſeine oſtindiſchen Unterthanen zum Chriſtenthum bekehrte. Ohne Zweifel iſt das ſeine Miſſion. Gelänge es, ſo würde es ſich ſchwere Sorgen um die Colonien erſparen und auch wirkſamer dem Plan Rußlands, ganz Aſien zu erobern, entgegenarbeiten. Allein es war von Anfang an und iſt ſeine Politik geblieben, die Muhame-

baner und Heiden in Oſtindien gewähren zu laſſen, um eine Religionspartei durch die andere im Schach zu halten.

Wenn man nicht ſchon längſt wüßte, wie es die engliſchen Machthaber in Oſtindien treiben, würde man ſich in der That wundern müſſen, warum ihre ſchon ſo lange dauernde Herrſchaft der chriſtlichen Bekehrung nicht förderlicher geweſen iſt. Nur Schande halber, um die Frommen im Mutterlande Englands nicht vor den Kopf zu ſtoßen, duldet das engliſche Gouvernement die Miſſionäre in Oſtindien, läßt ſie aber dort nicht gedeihen. In den „Erinnerungen eines oſtindiſchen Miſſionärs," die 1865 in Halle erſchienen, leſen wir, wie viele Engländer ſich bei den heidniſchen Feſten betheiligen und wie einer ſogar öffentlich zu Ehren der Götzen mitgetanzt habe. Vor noch nicht langer Zeit theilten die Zeitungen mit, ein reicher Engländer in Calcutta habe auf dem Grabe ſeiner Maitreſſe, eines ſchönen Hindumädchens, einen heidniſchen Tempel erbauen laſſen, und als zwei Miſſionäre das öffentlich zu tadeln gewagt hätten, ſeyen ſie zu 300 Pfund Sterling Strafe verurtheilt worden. Es iſt viel vortheilhafter für die engliſche Regierung, die ohnehin unter ſich in feindliche Sekten geſpaltenen Eingeborenen Oſtindiens bei ihrem alten Aberglauben zu laſſen, als ſie zum Chriſtenthum zu bekehren. Getrennte Religionsparteien und Kaſten laſſen ſich leichter beherrſchen. Ein ernſter Bekehrungsverſuch würde die Parteien erſt einigen und einen gefährlichen Widerſtand hervorrufen. An der Verbreitung des Chriſtenthums liegt der engliſchen Politik gar nichts, alles aber am Verſchluß des Opiums, der Baumwolle ꝛc. und an der ſyſtematiſchen Ausplünderung des reichen Landes Oſtindien.

Da die Regierung nun lediglich nichts thut, um die Bekehrung im Großen zu fördern, können die einzelnen Miſſionen nichts ausrichten. Schon Millionen ſind von den Miſſionsgeſellſchaften für Oſtindien verausgabt worden, und doch haben ſich immer noch nur

ganz wenige Heiden bekehren lassen. Raffen die Missionäre auch Findlinge und verwahrloste Kinder auf und locken andere durch unentgeldlichen Unterricht in ihre Schulen, so treten dieselben doch fast durchgängig wieder in die überwältigende Masse der Heiden zurück. Denn wer nicht eine solche Anstellung erhalten kann, die ihn vor jedem Mangel und vor dem Unwillen des heidnischen Volkes schützt, kann aus seiner Kaste nicht austreten, von allen seinen früheren Verbindungen sich nicht gänzlich losreißen. Das ist der Hauptpunkt und deshalb hat auch die Leipziger Missionsgesellschaft, um die Bekehrung zu erleichtern, ihren Missionären in Ostindien erlaubt, den von ihnen bekehrten Indern das Verbleiben in ihrer bisherigen Kaste zuzugestehen. Das hat dahin geführt, daß der Neubekehrte im alten Verbande mit den Heiden seiner Kaste bleibt, aber bei keinem sitzen, mit keinem beten und das Abendmahl genießen will, der nicht zu seiner Kaste gehört. Dieses Kastenwesen der Hindu ist aber der Bekehrung noch kaum so hinderlich, als der tiefe und unbezwingliche Haß der Muhamedaner. Sodann sind die Inder nicht so ganz ohne gesundes Urtheil, daß sie die schwache Seite der Mission nicht hätten erkennen sollen. „Ein Hindu auf unserer Station, der innerlich von der Wahrheit des Christenthums überzeugt war und Lust hatte Christ zu werden, zögerte deshalb mit dem Uebertritt zum Christenthum, weil er gefunden hatte, daß unter den Christen (die Hindu machen anfänglich keinen Unterschied zwischen wahren und falschen Christen, zwischen Gläubigen und Ungläubigen) wenig Liebe zu finden sey. Wenn er Christ würde, meinte er, würden ihn die Heiden hinausstoßen, und die Christen würden sich seiner vielleicht auch nicht annehmen, dann sey er ganz verlassen.“ Ungefähr dasselbe warfen die Taiping den Engländern in China vor. Ihr wollt Christen seyn, sagten sie, und lebt doch nicht nach Christi Geboten, sondern seyd lieblos und bös-

artig. Deswegen werden die armen Taiping auch aufs ſchnödeſte in den engliſchen Berichten verleumdet.

Endlich ſind auch die vielen verſchiedenen, zum Theil einander haſſenden Confeſſionen, welche feindſelig concurrirende Miſſionäre nach Oſtindien ſenden, nicht geeignet, dem Eingebornen eine herzerhebende Vorſtellung vom Reiche Chriſti auf Erden zu machen. Alle nennen ſich Chriſten und alle ſchimpfen zugleich aufeinander. Das iſt eben nicht chriſtlich. Die Apoſtel haben es nicht ſo gemacht und wenn ſie es ſo gemacht hätten, würde die Welt nicht bekehrt worden ſeyn. Ferner iſt noch zu bemerken, daß die Miſſionäre auf engliſche Art leben, alſo in der kalten Zeit wenigſtens 8—9, in der heißen Zeit wenigſtens 10—11 Diener um ſich haben müſſen, was auch nicht apoſtoliſch iſt.

Wir kehren zu den äußeren Verhältniſſen des britiſchen Reichs in Indien zurück. Der Norden deſſelben, Afghaniſtan, war durch Bürgerkrieg zerrüttet, was Rußland ermuntern zu müſſen ſchien, ſeine Eroberungen bis zur Grenze Afghaniſtans vorzuſchieben. Der bisherige Beherrſcher dieſes Landes, Doſt Muhamed, erreichte 1862 ein Alter von 80 Jahren, aber ſeine Söhne und Enkel lebten in Haber. Da glaubte ſein Neffe und Eidam Achmed in Herat, die Gelegenheit ſey günſtig, ſich ſelbſt ein Stück von Afghaniſtan wegzureißen. Auch nahm er Ferrah ein, welches ihm jedoch der alte Doſt wieder entriß. In dem heftigen Kampf, der unter Doſts Söhnen ausbrach, ſiegte 1864 Ali Chan über die beiden andern Auſum-Chan und Afful-Chan.

In Hinterindien fuhren Engländer und Franzoſen fort, wetteifernd ihren Einfluß zu üben. Ziemlich viel Aufſehen erregte 1861 eine Geſandtſchaft des Königs von Siam, die nach Paris und London kam, um Frieden und Handelsverkehr zu fördern und Europa ein wenig zu ſondiren. In halb chineſiſcher, halb indiſcher Tracht warfen ſich die Geſandten vor den europäiſchen Majeſtäten auf

ihr Angeſicht nieder und rutſchten auf den Knieen zum Throne heran.

In Cochinchina behaupteten ſich die Franzoſen an der Küſte und trachteten, hier eine blühende Station zu gründen. Im Jahr 1861 erfochten die Franzoſen und Spanier vereinigt wieder einen kleinen Vortheil, aber der Landesherr Tuduk verfolgte die Chriſten wieder aufs neue und ließ 21 katholiſche Prieſter hinrichten. Inzwiſchen brach im Lande ſelbſt eine Empörung zu Gunſten der frühern Herrſcherfamilie Lee in Tunking aus und dem aus China zurückgekehrten Grafen Montauban gelang es, 1862 dem Tuduk einen Friedensvertrag abzuzwingen, worauf ſich auch eine anamitiſche Geſandtſchaft nach Paris begab.*) Man war in England unzufrieden damit, daß die Franzoſen ſich im Combotſchathale feſtſetzen und hier eine wichtige Station für ihre Seemacht gründen zu wollen ſchienen, und wirklich erfuhr man im Jahr 1867, daß ſich die Franzoſen unter ihrem Admirale de la Grandière am 25. Juni dieſes Jahres in den Beſitz von drei Provinzen Nieder-Cochinchinas geſetzt hätten.

In China hatten die Engländer ſich die Handelsvortheile, namentlich den freien Opiumhandel, mittelſt deſſen ſie das chineſiſche Volk phyſiſch und moraliſch vergifteten, im blutigen Kriege erkämpft. Ihr Uebermuth wurde aber einigermaßen wieder gedämpft, indem ihr Geſandter Bruce, den der franzöſiſche Geſandte Bourboulon begleitete, vor Peking auf dem Fluſſe Peiho, als ſie die Durchfahrt in brutaler Weiſe erzwingen wollten, von den Forts der Chineſen aus angegriffen und in die Flucht geſchlagen wurde, am 25. Juni 1859.

England und Frankreich mußten nothwendig die Scharte am Peiho auswetzen und an den Chineſen furchtbare Rache nehmen, wenn ſie nicht ihr ganzes Anſehen in Hinteraſien einbüßen wollten.

---

*) Correspondant 1861 Févr. 1865 Janv.

Sie rüſteten daher eine Flotte mit 10,000 Mann Landungstruppen aus, die Engländer unter Lord Elgin, die Franzoſen unter Baron Groß. Die Flotte fuhr wieder durch die Mündung des Peiho und beſchoß zuerſt die Paitang-Forts. Als man zum Sturm ſchritt, machten ſich die Chineſen davon und die Forts wurden leer gefunden. Hierauf begann das Bombardement der Taku-Forts, die am 21. Auguſt durch die Franzoſen unter General Montauban erſtürmt wurden. Das Terrain war ſehr ſchwierig, ringsum Waſſer und Sumpf, ſo daß die Kulis bis an den Hals im Waſſer ſtanden, indem ſie die Leitern hielten, auf denen die Stürmenden herankrochen. Engländer und Franzoſen verloren hier 3—400 Mann, erſtürmten aber die Forts und erzwangen ſich ſomit die freie Einfahrt. Man muß ſich wundern, daß die Chineſen nicht weiter oben am Fluſſe Peiho noch mehr Forts oder Strandbatterien angelegt hatten, um die feindliche Flotte aufzuhalten, und daß ſie die große Hauptſtadt Peking, auf welche die Flotte zuſteuerte, nicht gehörig befeſtigt hatten. Eine Hauptſtadt von mehr als 2 Millionen Einwohnern in einem ſo großen und bevölkerten Reiche, dem es auch an Artillerie nicht fehlte, hätte doch wohl 10,000 Europäer zurückſchlagen können. Aber das chineſiſche Volk verhielt ſich völlig paſſiv und neutral, und die ganze Streitmacht, die der Kaiſer den Fremden entgegenſtellte, beſtand aus 20,000 tartariſchen Reitern vom Stamme der Mantſchu, dem auch die Dynaſtie angehörte. Die Engländer und Franzoſen konnten ungehindert landen und in Palicaho, nahe bei Peking, ein Lager beziehen, während Kong, der Bruder des Kaiſers, in Tien-ſtien mit den engliſchen und franzöſiſchen Kommiſſären um den Frieden unterhandelte. Am 21. September griffen die Tartaren plötzlich das Lager an, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgeſchlagen. Dagegen wurden einige Engländer, die von den Chineſen widerrechtlich gefangen worden waren, von denſelben grauſam ermordet.

Dieſe Vorgänge bewogen die Befehlshaber der Expedition, ein Exempel zu ſtatuiren und den immer zum Zögern und zur Verrätherei geneigten Chineſen einen Schrecken einzujagen. Sie befahlen nämlich die Plünderung und Zerſtörung des außerhalb der Hauptſtadt liegenden kaiſerlichen Sommerpalaſtes, in welchem die größten und ſeltenſten Koſtbarkeiten des chineſiſchen Reichs zuſammengehäuft waren. Die Plünderung und Zerſtörung war hier nicht improviſirt, wie früher während des Krimkrieges in Kertſch, ſondern vorbedacht und zu einem politiſchen Zweck ausgeführt. Doch machte die Art und Weiſe der Ausführung den Truppen civiliſirter Nationen nicht viele Ehre und wurde auch im engliſchen Parlamente getadelt; aber der Miniſter Lord John Ruſſel entſchuldigte die Plünderung des Sommerpalaſtes. Sie ſey nothwendig geweſen, um den Chineſen Furcht und Reſpect einzuflößen, nachdem ſie engliſche Gefangene ermordet hatten. Der Sommerpalaſt, Yuen-Ming-Yuen genannt, war gar nicht vertheidigt, noch hatten die Chineſen die Reichthümer deſſelben weggeſchafft, was doch ſo leicht hätte geſchehen können. Welchen Stumpfſinn, welche Confuſion oder welchen Verrath ſetzt das voraus!

In der Times wird die Verheerung des Palaſtes folgendermaaßen geſchildert. „Am 18. October marſchirte Sir John Mitchells Diviſion nach dem etwa 7 Meilen vor der Hauptſtadt gelegenen Yuen-Ming-Yuen, um die beſchloſſene Zerſtörung ins Werk zu ſetzen. Er ſtieß nicht auf den geringſten Widerſtand. Der Palaſt liegt am Fuße der erſten Hügelreihe, von der die Pekinger Ebene gegen Norden abgegrenzt wird, inmitten von ausgedehnten Parkanlagen, Pagoden, Seitengebäuden und künſtlichen, mitunter 300 bis 400 Fuß hohen Hügeln. In den Anlagen befinden ſich unter Anderem ein großer Teich mit Inſeln, auf denen wieder kaiſerliche Bauten ſtehen, und die vermittelſt Steinbrücken unter einander und mit dem Feſtlande in Verbindung ſtehen. Ringsherum ſchattige Haine, Blumengänge

und herrliche Steinterraſſen längs der Teichufer, während der Hintergrund von den tartariſchen Berghöhen maleriſch abgeſchloſſen iſt — in der That, es iſt einer der herrlichſten Punkte, die man ſehen kann! In zwei Tagen waren alle Gebäude ſammt den Gängen und Terraſſen zerſtört. Dabei ging auch Vieles, was nicht gerettet werden konnte, mit zu Grunde. Man ſchätzt den Schaden auf 2 Millionen Pfund Sterling, ganz abgerechnet vom Werthe der Gebäude (und von dem, was früher verſchleppt worden war)." — Ueber daſſelbe Ereigniß ſpricht ſich der officielle Bericht des franzöſiſchen Generals Montauban folgendermaßen aus: „Ich hielt darauf, daß unſere Alliirten bei dem erſten Beſuche dieſes Palaſtes zugegen ſeyen, da ich mehrere Zimmer von unbeſchreiblicher Pracht darin geſehen hatte und deshalb vermuthete, daß er große Reichthümer enthalten müſſe. Ich ließ überall Poſten aufſtellen, und beorderte zwei Artillerieoffiziere, darüber zu wachen, daß Niemand in den Palaſt eindringe, und daß Alles bis zur Ankunft des Generals Grant unberührt bleibe. Nachdem die Chefs der engliſchen Armee angelangt waren, kamen wir überein, wegen der vielen Reichthümer drei Commiſſäre von jeder Nation zu ernennen, welche beauftragt waren, die koſtbarſten Gegenſtände bei Seite zu thun, um damit eine gleiche Theilung vornehmen zu können; es wäre unmöglich geweſen, daran zu denken, all das fortſchaffen zu können, was da war, da unſere Transportmittel zu beſchränkt waren. Ein wenig ſpäter entdeckte man bei neuen Nachſuchungen eine Summe von ungefähr 800,000 Frcs. in kleinen Gold- und Silberbarren. Obige Commiſſion ſchritt ſogleich zur Vertheilung derſelben unter die beiden Armeen, und kamen auf jeden Soldaten ungefähr 80 Frcs. Die Commiſſion wurde von General Jamin präſidirt. Dieſelbe erklärte im Namen der ganzen Armee, daß letztere wünſche, S. M. dem Kaiſer, ſowie J. M. der Kaiſerin und dem Kaiſerl. Prinzen ein Geſchenk zu überreichen, zum Andenken an die

Maſſe wunderbarer Gegenſtände, welche im Sommerpalaſte aufgefunden worden waren. Im Augenblick der Theilung zwiſchen den beiden Armeen beſtand ich im Namen des Kaiſers darauf, daß Lord Elgin die erſte Wahl für J. M. die Königin von England thue. Lord Elgin wählte einen Commandoſtab des Kaiſers von China, aus grünem Nephrit von unſchätzbarem Werthe und mit Gold verziert. Da ſich noch ein zweiter Stab, dem vorhergehenden in Allem ganz ähnlich, vorfand, ſo wollte Lord Elgin ſ. S., daß er für S. M. den Kaiſer beſtimmt würde; es war demnach bei der erſten Wahl vollkommene Gleichheit. Es iſt mir unmöglich, all die Pracht der Gebäude zu ſchildern, welche ſich auf einem Raume von vier Stunden befinden, und welche man den Sommerpalaſt des Kaiſers nennt. Hierauf folgen Pagoden, welche Götter von rieſenhafter Dimenſion aus Gold, Silber und Bronce enthalten. So hat ein einziger Gott aus Bronce (ein Bouddah) eine Höhe von ungefähr 70 Fuß und alles Uebrige iſt im Verhältniß. Gärten, Seen und merkwürdige Gegenſtände ſeit Jahrhunderten in Gebäuden von weißem Marmor mit blendenden Ziegeln von allen Farben bedeckt, angehäuft. Hierzu noch die Ausſicht auf eine bewundernswerthe Landſchaft, und man wird ſich eine ſchwache Idee von dem machen, was wir geſehen haben. In jeder der Pagoden befinden ſich nicht nur viele Gegenſtände, ſondern außerdem noch ganze Magazine voll Gegenſtände jeder Art. Um nur ein Beiſpiel zu geben, bemerke ich, daß ſo viele Seidenſtoffe vom feinſten Gewebe vorhanden ſind, daß wir alle Gegenſtände, welche ich an Se. Majeſtät ſende, mit Seide emballiren."

In einem anderen Berichte heißt es: „Keine Beſchreibung läßt ſich von dem Glanz des kaiſerlichen Aufenthaltes machen. Der Eingang zur Empfangshalle iſt mit Marmor gepflaſtert, Wände und Decken ſind mit Gold, himmelblau und ſcharlachroth prachtvoll gemalt. Der Thron des Kaiſers iſt aus dem ſchönſten dunklen Holz

geſchnitzt, die Polſter ſind mit goldenen Drachen beſtickt und zogen die allgemeine Bewunderung auf ſich. Eine goldene Krücke, deren ſich der Kaiſer bedient zu haben ſcheint, fand ſich gleichfalls vor. Die inneren Zimmer und Salons waren prachtvoll ausgeſtattet. Rollen von Seidenzeug, Satin und Krepp, alle von glänzender Arbeit, waren von den franzöſiſchen Soldaten bereits wüſt durcheinander geworfen worden. Geſchirr aus Jaspis und Porzellan von großem Werth fand man vor und darunter auch manches Sèvresgeſchirr aus Ludwig XIV. Zeit, das die Augen von Kurioſitätenſammlern höchlich erfreut hätte."

Bereits am 22. October rückten die Alliirten in der Hauptſtadt Peking ſelber ein, ohne den mindeſten Widerſtand zu finden, wie wenn ſie in London oder Paris eingezogen wären. Der Kaiſer war entflohen.

Die Drohung, daß man auch ſeinen Winterpalaſt in der Stadt zerſtören werde, machte ihn nachgiebig und am 25. October wurde der Friede unter folgenden Bedingungen geſchloſſen. Der Kaiſer bedauert den vorjährigen Vorfall am Peiho. Ein engliſcher Geſandter ſoll ſeinen Sitz in Peking nehmen. China zahlt 60 Millionen Franken Kriegskoſten. Der Hafen von Tien-ſtien bleibt offen. Das Kuli-Auswanderungsverbot iſt aufgehoben. Die Chriſten erhalten ihre Kirchen zurück. — Die Times gab folgende Schilderung der Ratification des Friedensvertrages. Sie iſt ſehr charakteriſtiſch. „Endlich, am 24. früh, ging der große Einzug vor ſich. Voran der Commandirende, Sir Hugh Grant, mit ſeinem Stab zu Pferde; dann Lord Elgin in einem von 16 ſcharlachbekleideten Chineſen getragenen Staatspalankin, zu beiden Seiten die Mitglieder der Geſandtſchaft, dahinter Lord Elgins Pferd geſattelt, und als Escorte 600 Mann mit etwa 100 Offizieren aller Waffengattungen. Die zweite Diviſion unter Sir Robert Napier machte in den Straßen Spalier, und faßte,

als der Zug sich nach dem Innern der Stadt weiter bewegte, an bestimmten Punkten Posto, um auf etwaigen Verrath gefaßt zu seyn. Von der Stadtbevölkerung hatten sich große Massen eingefunden, um das Schauspiel mitanzusehen; sie benahmen sich sehr ordentlich und waren vor allem begierig, einen Blick in die Staatssänfte zu thun, in welcher der große „Barbar" saß. So ging es vom Atingsthor etwa 3½ Meilen fort bis zum Ministerium der Ceremonien. Dort angekommen, wurde Lord Elgin von einer englischen Ehrengarde und der Nationalhymne begrüßt, und in seiner Sänfte bis in den Saal getragen, wo die Zeichnung geschehen sollte, und wo ihm der Prinz Kong mit allen Mandarinen entgegenkam. Lord Elgin erwiderte deren Begrüßung mit einer kalten Kopfverneigung, schritt sofort zu seinem auf der Estrade stehenden Stuhl, und gab dem Prinzen ein Zeichen sich zu seiner Rechten niederzulassen, was in China nicht der Ehrenplatz ist. Vor ihnen stand ein Tisch mit den Friedensinstrumenten, Vollmachten u. s. w. Die Ceremonie war bald vorüber; es wurden die Documente unterzeichnet, gesiegelt, ausgewechselt, dann einige höfliche Worte gewechselt, worauf sich Lord Elgin, stolz und kalt, wie er eingetreten war, wieder entfernte. Der Prinz gab ihm zögernd und verlegen einige Schritte das Geleite. Der Prinz ist ungefähr 28 Jahre alt, sieht aber älter aus. Seine Physiognomie ist nicht ohne Intelligenz, aber er sah ängstlich und unbeholfen aus, was sich sehr leicht erklären läßt, da seine Stellung sehr verschieden war von der, die er bisher am Hof eingenommen hatte. Auch die Mandarinen waren von der schroffen Haltung Lord Elgins sichtlich betroffen." Man sieht, die Engländer verstehen es, zu imponiren.

Der chinesische Kaiser war nach dem Norden geflohen. Was im Gemüthe dieses noch jungen Monarchen vorgegangen seyn muß, als er vor einer Handvoll Europäer flüchtete und seinen herrlichen Sommerpalast, seinen Lieblingssitz, den fremden Räubern überließ, ist nicht

bekannt geworden. Wenn er nicht selbst stumpfsinnig war, muß ihn die charakterlose Schwäche, die Unfähigkeit oder der böse Wille und Verrath seiner Umgebungen zur Verzweiflung gebracht haben. Man ist nicht im Stande, sich einen Begriff von der Ohnmacht und Rathlosigkeit eines Hofes zu machen, der über so viele Millionen Unterthanen gebot und kaum Versuche einer Gegenwehr gegen den Feind machte. Man erfuhr nur, der Kaiser sey wenige Wochen nach dem Friedensschlusse gestorben. Er hieß Hienfong und war erst dreißig Jahr alt. Ihm folgte sein erst sechsjähriger Sohn Kisiang unter der Leitung seiner Mutter und seines Oheims, des obengenannten Kong. Dieser letztere mußte aber erst seine Gegner am Hofe durch eine blutige Palastrevolution beseitigen. Sutschun, der bisherige erste Minister und vertrauteste Rath des Kaisers, ein Todfeind der Engländer und aller Fremden, wollte selbst für den jungen Kaiser regieren, wurde aber ergriffen und enthauptet, zwei seiner vornehmsten Anhänger eingekerkert. Kong selbst war den Fremden günstig, weil er einsah, daß er sie doch nicht loswerden könne, und weil sie ihm gegen die Taiping helfen könnten.

Im Innern Chinas machten die Taiping Fortschritte. Der Missionär Muirhead wohnte zu Nanking am 7. Februar 1862 einer Neujahrsfeier der Taiping bei, und zwar am Hofe des Taipingkaisers oder Tiente (auch Tienwong genannt), den seine Unterkönige umgaben. Er beschreibt diese Ceremonie folgendermaßen: „Am genannten Tage begaben sich die Könige, die Hauptleute und Offiziere zum Kaiser. Die Versammlung war sehr groß. Die Könige kamen in gelben Sänften, getragen von 16 Männern, die Hauptleute in Sänften von verschiedenen Farben, getragen von 8 Leuten. Vor ihnen und hinter ihnen zog eine zahllose Menge mit den buntesten Fahnen. Die Könige und Hauptleute traten in den inneren Hof des Palastes, wo der Tienwong auf seinem Throne saß. Ich blieb mit den andern

draußen. Auf ein gegebenes Zeichen fiel alles Volk auf ſein Angeſicht, dem Kaiſer zugekehrt. Dann ſang man ein Loblied auf ihn. Hierauf wandten ſich alle nach der entgegengeſetzten Seite, warfen ſich wieder auf das Angeſicht und beteten, wie es hieß, den himmliſchen Vater an. Vor einem Tiſch, auf welchem Schüſſeln mit Nahrungsmitteln und brennende Lampen aufgeſtellt waren, ſtand ein Mann, der von einem Papiere Gebete ablas und dann das Papier verbrannte. Endlich wandten ſich alle wieder um, fielen noch einmal vor dem Kaiſer (als dem Sohn Gottes) auf ihr Angeſicht nieder und verharrten in dieſer Lage ziemlich lange. Damit ſchloß dieſer ſeltſame Gottesdienſt."

Als die kaiſerlich chineſiſche Regierung hinlänglich gedemüthigt und geſchwächt war, begannen die Engländer die Taiping, zu denen ſie ſich bisher freundlich geſtellt hatten, zu vernachläſſigen, ja geradezu feindlich zu behandeln und ſich mit den Kaiſerlichen gegen ſie zu verbinden. Den nächſten Anlaß gab die Abſicht der Taiping, ſich in den Beſitz von Schangay zu ſetzen, die bedeutende Handelsſtadt, welche die Engländer allein unter ihrer Botmäßigkeit haben wollten. Ueberhaupt aber fiel es den Engländern nicht ein, eine neue elaſtiſche Macht in China aufkommen zu laſſen, die ihnen leicht mit mehr Energie hatte entgegenwirken können, als es die bisherige kaiſerliche Regierung gethan hatte. Der engliſche General Staveley erhielt daher Befehl, im Bunde mit einer kaiſerlichen Armee die Taiping von Schangay und der Umgebung zu vertreiben, was ihm auch mit ſeiner überlegenen Artillerie ohne Mühe gelang, 1862. Die Taiping wehrten ſich verzweifelt in Ningpo und Kahding, wurden aber unbarmherzig niedergemetzelt. General Burgewine, der unter Staveley diente, ließ die gefangenen Taiping vor die Kanonen binden und „wegblaſen", nach der grauſamen in Oſtindien aufgekommenen Sitte. Im Winter auf 1864 wurde Gordon abgeſchickt, um den Sieg über die Taiping

zu verfolgen, ſein Nebenbuhler Burgewine ging jetzt zu den Taiping über, fiel aber den Kaiſerlichen in die Hände und verſchwand, indem man vorgab, er ſey ertrunken. Gordon marſchirte gradezu gegen Nanking, die Hauptſtadt der Taiping und erfocht unterwegs einen glänzenden Sieg vor Tſchangchow-fuh. Nun aber erhielt er von der engliſchen Regierung gemeſſenen Befehl, nicht weiter vorzugehen. Auch die franzöſiſche Regierung ſchloß ſich dieſer Maßregel an und allen Engländern und Franzoſen wurde befohlen, ſich von den Kaiſerlichen zu trennen und zurückzukehren. Man wollte wahrſcheinlich die Kaiſerlichen nicht wieder zu mächtig werden laſſen. Aber auch die Taiping nicht und da dieſe damals im Vortheil waren, durften viele europäiſche Abenteurer beim kaiſerlichen Heere zurückbleiben, welches unter dem Befehl des Tſang-kouo-fan Nanking belagerte und am 19. Juli 1864 eroberte. Damit ſchien dem Reiche der Taiping ein Ende gemacht. Tiente war verſchwunden. Indeſſen ruhte die Rebellion noch nicht.

Die Taiping ſind von England ſyſtematiſch verleumdet worden, weil England nicht will, daß China durch ſie regenerirt und wieder einig und mächtig werde. Unparteiſche Berichte*) ſchildern den Tiente als einen ſchönen, begeiſterten und würdevollen Mann. Weit entfernt, ein Charlatan zu ſeyn, verſtehe er auch ſeine Bruderſchaft mit Chriſto nur in dem Sinne, in welchem alle Menſchen Chriſti Brüder ſeyen. Er habe ſich den Engländern aufs wohlwollendſte genähert, ſey aber von ihnen nur verleumdet und angefeindet worden und habe auch in Leuten, die das arme chineſiſche Volk mit Opium zu vergiften kamen, keine guten Chriſten zu erkennen vermocht. Auch Kreyher in ſeiner Schilderung der preußiſchen Expedition nach Japan beſtätigt das vollkommen. Die Taiping oder die Chriſten in China waren nahe daran, wie ſie ſchon den Süden und die Mitte Chinas inne hatten,

*) Im Correspondant, 1863, Juin.

auch noch den Norden einzunehmen und der Mandschu-Dynastie ein Ende zu machen. Seit dem Opiumkriege von den Engländern hart bedrängt, besiegt und beraubt, konnte sich der chinesische Kaiser der Macht der Taiping kaum mehr erwehren. Nun hätte England sich eigentlich freuen sollen, daß das Christenthum in China seinem endlichen Siege so nahe sey und es hätte die Taiping unterstützen sollen. Das that aber England nicht. Es besorgte, wenn die Christen unter ihrem Kaiser Tiente zu mächtig würden, so würde ganz China unter ihnen einig werden und die bisherige Zerrüttung aufhören, bei der die Engländer so bequem im Trüben fischen konnten. Dem Engländer, wie fromm er auch thut, steht das Geldinteresse immer höher als das Christenthum und ihm gilt das Herz gar nichts, der Beutel alles. Deshalb unterstützt nun die englische Politik die alte Dynastie und das alte Heidenthum in China, damit es der christlichen Partei noch fernerhin die Waage halte und den Bürgerkrieg dort verewige. Diese englische Politik besoldet sogar Missionäre, um die Taiping zu verleumden und Europa zu überreden, dieselben seyen gar keine rechten Christen. Kreyher weist sehr bündig nach, daß die englischen Auslassungen darüber erlogen sind und daß der wahre Sachverhalt ein anderer ist. Tiente oder Tienwong gibt sich zwar für einen jüngeren Bruder Christi aus, ist aber weit entfernt, sich demselben gleich stellen zu wollen, wie das seiner Zeit Muhamed gethan hat. Die Taiping erklären: „Die heil. Schrift unterscheide Kinder Gottes, Kinder der Welt und Kinder des Teufels. Alle Frommen und Gläubigen seyen Kinder Gottes. Nur in diesem ethischen, nicht etwa in einem natürlichen Sinne sey auch der himmlische König Sohn Gottes. Doch unterscheide er sich allerdings von andern Frommen und Gotteskindern so, wie der Mittelfinger von den andern Fingern. Er sey nämlich durch die Sendung ausgezeichnet, China zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen und für dasselbige jetzt

dasjenige geltend zu machen, was Gott durch Christum einst der Welt überhaupt übermacht habe. Darum sey er der jüngere Bruder Christi. Denn Christus selbst sey in keinem andern als ethischen Sinne Sohn Gottes. Gott, Te dürfe er nicht genannt werden, das sey der himmlische Vater allein. Jedoch sey Christus allerdings in einem ganz außerordentlichen Sinne Gottes Sohn, da ihm die Erlösung der gesammten Menschheit für alle Zeiten übergeben sey, weshalb er der älteste Sohn Gottes, der himmlische, älteste Bruder der Menschheit sey, welcher angebetet werden müsse und mit welchem Tienwong sich nicht messen dürfe. Um dies Verhältniß klar zu machen, beruft er sich auf die Analogie der verschiedenen Autorität der einzelnen Glieder in der chinesischen Familie: der Vater müsse größer seyn als der Sohn und der erstgeborne Bruder viel größer als der jüngere. In Folge dieser Erklärungen ließen die Missionare dem Rebellenchef sagen, daß seine Lehre von Christo sich von derjenigen der ganzen Christenheit unterscheide, denn diese nenne den Erlöser allerdings Gott und schreibe ihm gleiches göttliches Wesen zu. Tienwong antwortete darauf: Dies sey ihm nicht unbekannt, er habe indessen in einer von den Missionaren selbst verfaßten Schrift gelesen, daß die ersten Christen (Ebioniten) dieselbe Lehre von Christo gehabt hätten, wie er selbst. Auch verwahrte er sich auf das Entschiedenste gegen die Meinung, als ob er sich eine göttliche Würde zuschreibe. Auch wollen die Taiping nur einfache Christen und nichts neues oder besonderes seyn und sie haben keine andere heilige Urkunde als unsere Bibel alten und neuen Testaments nach der Uebersetzung von Gützlaff. Was die Taiping am meisten von den echten Christen unterscheidet, ist die Vielweiberei, welche sie aber mit Salomon und den Patriarchen des alten Testaments entschuldigen." Im Großen und Ganzen ist Kreyher überzeugt, das echt Christliche überwiege bei den Taiping und sie würden sich mit der Zeit den Christen Europas

immer mehr nähern, weshalb es ziemlich unverantwortlich von der engliſchen Politik ſey, dieſelben ſo grauſam anzufeinden. Jetzt hilft England den Heiden. „Hätte man die Hälfte dieſer Anſtrengungen zu Gunſten der Taiping gemacht, ſo wäre zweifellos die Herrſchaft derſelben und damit die des Chriſtenthums über China geſichert geweſen.“ Kong, der gegenwärtige Prinz-Regent von China, iſt nur durch Unterſtützung Englands (und Frankreichs) zu ſeinem Poſten gelangt und wird auf demſelben dadurch erhalten, daß engliſche und franzöſiſche Truppen, beſonders Artillerie, ihm die Taiping zuſammenſchießen helfen. Frankreich ſpielt dabei nur eine Nebenrolle, hängt ſich aber an Englands Arm, um es zu überwachen. Im engliſchen Parlament erhoben ſich einige Stimmen, denen Lord Palmerſtons Politik in China doch verwerflich oder wenigſtens bedenklich vorkam, aber er antwortete mit gewohnter Dreiſtigkeit, die Regierung der Taiping ſey nicht ſtark und einheitlich genug, um dem engliſchen Handel dieſelbe Sicherheit zu gewähren, wie das heidniſche Kaiſerthum. Das ſagte Palmerſton, während er gerade nur deshalb die Heiden in China unterſtützte, um es zu der ſtarken und einheitlichen Regierung nicht kommen zu laſſen, welche die Taiping ohne Zweifel aufgerichtet haben würden.

Im Jahr 1865 erfuhr man, die Taiping halten noch immer das Feld und ihr General Lee-ſchai-Yin habe von Tſchang-tſchau aus, welches er erobert, ein Schreiben an die Engländer, Franzoſen und Nordamerikaner erlaſſen, worin er ſie als Chriſten zu einem Bündniß und zum Sturz des Heidenthums in China aufforderte. Dagegen habe auch der kaiſerliche General die Fremden zu einem Bündniß mit dem Kaiſer eingeladen und ihnen die Hälfte der Beute verſprochen. Der arme Kaiſer hatte damals gegen vier Rebellionen zu kämpfen, gegen die der Taiping, der Waſſerlilienſekte im Norden, der muhamedaniſchen Tatarn im Weſten und des Tſeng-kwo-fan, Vicekönigs

der zwei Kiangprovinzen, eines Tyrannen, der sich gegen den Kaiser empörte, als er abgesetzt werden sollte. Man erfuhr, in Peking selbst habe eine Palastrevolution am 31. März 1865 den bisherigen Regenten Kong, Oheim des Kaisers, gestürzt unter dem Einfluß der kaiserlichen Mutter, der neue Minister Wan-siong sey aber den Europäern geneigt.

Die große Verwirrung des Reichs wurde demnach noch von andern Parteien, als den Taiping, zu Aufständen und Raubzügen benutzt. Im Norden tauchte die alte Verbindung der weißen Seerose wieder auf, bemächtigte sich der Stadt Kuën-Schien und plünderte von hier aus das Land. Andrerseits erhoben sich die muhamedanischen Unterthanen in Schen-Si und bildeten kleine unabhängige Genossenschaften. Doch hält man diese beiden Aufstände nicht für sehr gefährlich. Die Secte der Nien-fu soll den meisten Anhang unter den Muhamedanern gefunden haben.

Man muß es sehr bedauern, daß die Engländer es vorgezogen haben, ihren Einfluß in China auf die Schwäche des heidnischen Kaiserthums zu stützen, anstatt auf die christliche Brüderlichkeit der Taiping. Ein Verständniß mit diesen wäre doch wohl möglich gewesen.

Wir müssen hier noch einmal auf das englische Missionswesen zurückkommen, dem das deutsche bisher eben immer nur in die Schuhe zu treten gezwungen war. Der Engländer Marshall hat in einem sehr ausführlichen Werke, welches 1862 zu Mainz ins Deutsche übertragen wurde, alle Mängel desselben zusammengefaßt. Hier nur einige Bemerkungen daraus. Die evangelischen Missionen machen der Weiber und Kinder wegen ungeheure Kosten. Die Gesellschaft muß nicht nur die Missionäre, sondern auch deren Familien erhalten. Das alles ersparen sich die katholischen Missionen. Rechnet man zu der Familienverpflegung noch die Kosten der zahlreichen Bibelübersetzungen, so darf man sich nicht wundern, daß nachgerechnet worden ist, in Eng-

land und Amerika allein (ungerechnet Deutschland, Scandinavien und die Schweiz) seyen seit Anfang unseres Jahrhunderts bereits 40 Millionen Pfd. Sterling für die evangelische Mission verausgabt worden.

In Indien hat der Katholik dem Protestanten nichts vorzuwerfen. Sie sind beide nicht durchgedrungen. Was die Insel Ceylon anbelangt, so hätte Marshall aus dem deutschen Buche Grauls noch mehr Waffen entlehnen können, denn Graul gesteht gradezu, die von englischen Missionären bekehrten Ceylonesen seyen größtentheils zu den katholischen Missionären übergelaufen, die ihnen besser zugesagt hätten.

In Neuholland sind die Eingebornen so wild, daß hier gar keine Bekehrung gemacht wird. Auf Neuseeland sind die bekehrten Einwohner entsittlichter, als die noch übrigen Heiden. Daran sind freilich nicht die Missionen, sondern die Matrosen und Speculanten Schuld. Auch in Afrika sind die Bekehrungen kaum nennenswerth. In Dahomey werden noch unter den Augen der Engländer die greulichsten Menschenopfer in Masse dargebracht. Vom Kap aus sind die Kaffern nicht bekehrt, sondern nur zum wüthendsten, leider nur zu wohl berechtigten Hasse gegen die Engländer gereizt worden.

Am meisten sind die protestantischen Bekehrungsversuche bei Muhamedanern mißlungen. Es ist auch wohl unmöglich, daß Missionäre, welche von den verschiedenen Standpunkten, vom calviniſchen, lutherischen, herrnhutischen, methodistischen, baptistischen, quäckerischen ꝛc. ausgehen und sich unter einander selber streiten, auf den ernsten Muselmann Eindruck machen können. Eben so wenig Erfolg hatte die Mission unter den Juden. Am wenigsten unter den Katholiken, zu denen im Ganzen mehr Protestanten (besonders in England) übertraten als umgekehrt. In Bogota wurden die von den Engländern eingeschmuggelten Bibeln öffentlich verbrannt und zwar mit Zustimmung des nordamerikanischen Gesandten, der die Einmischung der

Engländer in der neuen Welt mißbilligte. In Spanien machte der Engländer Barrow mit seiner Bekehrungsreise schlechte Geschäfte. In Italien wäre jetzt der Boden gehörig aufgewühlt und doch gedeiht dort nur der Same des Unglaubens, nicht aber der Same irgend welcher unter den verschiedenen sich evangelisch nennenden positiven Glaubensformen.

Die Missionäre, deren Predigten keinen Eindruck machen, helfen sich, verwahrloste Kinder zu erziehen, die elendesten Individuen der niedrigsten Classe durch kleine weltliche Vortheile an sich zu locken und Bibeln in der Landessprache zu verbreiten. Aber diese Bibeln entsprechen dem Zwecke nicht, sie sind unkritisch übersetzt.

Einsichtsvolle Heiden mögen nun solche Bücher nicht lesen oder benutzen deren Fehler, um die christliche Religion überhaupt zu verunglimpfen. Unzählige können gar nicht einmal lesen. Die gratis vertheilten Bibeln werden also zu ganz anderen Zwecken verbraucht, als zu denen sie bestimmt waren. Marshall erzählt: „In Singapore sah ich die Mauern von zwei Häusern über und über mit Blättern der Bibel bedeckt; diese Profanation ist jedoch nicht größer, als wenn sie zur Verpackung von Tabak oder Speck verwendet werden. Ein anderer Augenzeuge erzählt uns, daß in den Grenzstädten Chinas fortwährend ganze Kisten voll Bibeln auf Auctionsweg verkauft und namentlich von Schuhmachern, Krämern und Spezereihändlern zum Preis von altem Papier erhandelt werden. Pecot, der sowohl mit Hindostan als China genau bekannt war, bemerkt, indem er die Ruhmredigkeit der Bibelgesellschaften, ‚ihre Uebersetzungen seyen in alle Theile der bekannten Welt gedrungen,' erwähnt, daß dies, soweit seine Beobachtung reiche, vollkommen wahr sey; aber er setzt hinzu: ‚die Krämer aller dieser Länder können dasselbe Factum bestätigen, da sie zu jeder Stunde des Tages diese Uebersetzungen Bogen für Bogen vertheilen.' Auch Marchini berichtet, indem er nach eigener

Beobachtung ſpricht, ‚daß ſie von Schuhmachern nach dem Gewicht gekauft werden, um chineſiſche Pantoffeln daraus zu fertigen;‘ und dieſer gelehrte Mann drückt ſein Erſtaunen darüber aus, daß ‚die Engländer, welche ſo viel Schärfe und Beſtimmtheit des Urtheils in anderen Dingen an den Tag legen,‘ ſich von bezahlten Speculanten oder phantaſtiſchen Enthuſiaſten ſo düpiren ließen.“

Wir müſſen an ein Buch erinnern, welches ſchon vor vierzig Jahren erſchienen iſt und ganz daſſelbe ſagt, was Marſhall, die lettres on the state of Christianity von Abbé Dubois. Derſelbe ſagt von den Bibelüberſetzungen ins Indiſche das nämliche, wie Marſhall. Wie die von Canada, ſo ſind auch die in Tamul und Telinga höchſt ungenau, ſelbſt unrichtig, fehlerhaft und verwerflich. Gewiß, wenn das Anſehen der heiligen Schriften größtentheils auf ihrem innern Werthe beruht, und zunächſt auf ihrer erhabenen und unnachahmlichen Einfachheit, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß die Hindus ſich in dieſer Hinſicht nicht einen geradezu entgegengeſetzten Begriff bilden, wenn ſie ſehen, auf welch eine ungereimte, gemeine und oft ganz unverſtändliche Weiſe der heilige Text in den Ueberſetzungen, welche man unter ihnen in Umlauf ſetzt, verunſtaltet iſt. Die einſichtigern Indier können nicht glauben, daß in dieſem Styl ein göttliches Buch geſchrieben ſeyn konne, ſie ſchreiben es daher einem unwiſſenden Betrüger zu.

In dem Königreich Korea, einer Halbinſel, welche zwiſchen China und Japan in der Mitte liegt und beiden tributbar iſt, ſind ſchon längere Zeit franzöſiſche Miſſionäre thätig und geduldet. Im Anfang des Jahres 1866 kamen ruſſiſche Schiffe an die Nordküſte Koreas und wollten Land abgetreten haben, um ein Comptoir zu errichten. Der König erſchrak deshalb und ließ die franzöſiſchen Miſſionäre kommen, um ſich bei ihnen Raths zu erholen, wie er am beſten jene Schiffe abfertigen könne, ohne mit Rußland in Krieg zu ge-

rathen. Zufällig aber kam grade der Gesandte zurück, der den jährlichen Tribut Koreas nach Peking gebracht hatte und erzählte, dort seyen alle Christen ermordet worden. Wahrscheinlich wurde diese Lüge am Hofe des Königs selbst ausgeheckt, um ihm einen Vorwand zu leihen, die Missionäre loszuwerden, denn er ließ sie augenblicklich, wie auch alle Eingebornen, die sich zum Christenthum hatten bekehren lassen, enthaupten. Es befanden sich darunter zwei französische Bischöfe, Berneux und Daveloy. Frankreich beauftragte den Admiral Roze nach Korea zu segeln. Derselbe langte mit einer kleinen französischen Flotte am 11. October 1866 an der Mündung des Flusses Kanghoa an, fuhr denselben hinauf, landete vor der Stadt Kanghoa und forderte Genugthuung für den Mord der Missionäre. Die koreanische Regierung schickte einen Mandarin, der sich sehr stolz benahm und die Genugthuung verweigerte. Hierauf griff der Admiral die Stadt an und nahm sie nach einem schwachen Widerstande ein, am 16. October. Nach einigen Tagen erbot sich die Regierung zu Unterhandlungen, schickte aber zugleich eine Armee nach Kanghoa. Die Mannschaft der Flotte war zu schwach und mußte sich zurückziehen. Napoleon III. hatte andere Sorgen und konnte zunächst nicht daran denken, sich durch eine Kraftanstrengung in diesem abgelegenen Welttheile Genugthuung zu verschaffen.

Erst nach zwei Jahren brachte der französische „Monde“ aus den missions catholiques nähere Nachrichten. „Ein Schreiben der Directoren des Seminars für auswärtige Missionen läßt keinen Zweifel mehr über die Verfolgungen, die im März 1866 durch die Hinrichtung von 9 Missionären eröffnet und mit gesteigerter Grausamkeit fortgesetzt wurden, so daß es sich nicht mehr um einzelne Fälle, sondern um massenhafte Einkerkerungen zur gänzlichen Ausrottung des Missionswesens auf der Halbinsel handelt. Das Missionsblatt hebt aus einem Berichte vom 18. Sept. 1868 das heraus, ‚was ihm die Klugheit

zu veröffentlichen gestattet.' Darnach schätzt man die Zahl der Märtyrer auf ‚mehr als 2000, von denen über 500 allein auf die Hauptstadt kommen; während in den Provinzen die Christen in Verhör genommen werden, erdrosselt man in der Hauptstadt alle diejenigen, die als ehemalige Christen erkannt werden, ohne Procedur auf der Stelle im Gefängnisse; alle Christen sind verjagt und viele der Getreuen kommen elend um, während die Heiden die Verfolgung benutzen, um ihnen alles, was ihnen etwa noch blieb, wegzunehmen.' Ein neues Gesetz befiehlt allen Einwanderern, sich bei den Bezirksbeamten zu melden, sobald sie angekommen sind, um sich auszuweisen, ob sie Christen sind oder nicht. Der König von Korea hat gesagt: ‚Binnen sechs Jahren will ich diese Religion mit der Wurzel vertilgen.' Drei Christen der Hauptstadt sind Apostaten geworden und haben viele ihrer früheren Mitchristen angezeigt. In dem Missionsberichte wird der koreanische Nero auch sonst als blutgieriger, verhaßter Tyrann geschildert, der eine werthlose Münze schlagen ließ, welche Zwangscurs erhielt, die er aber selbst wieder anzunehmen sich weigere; mehrere Leute, welche die Annahme dieser Münze verweigerten, seyen hingerichtet worden; sein Bruder, der ihm Vorstellungen machte, mußte entfliehen und sich versteckt halten. Es werden Beispiele muthiger Bekennerschaft von Christenfamilien angeführt, die den Missionären, die noch auf Korea blieben, eine Zufluchtsstätte bieten. Der Versuch der Franzosen, durch eine Schiffsdemonstration dem Tyrannen Schrecken einzujagen, lief bekanntlich schlecht aus; die Franzosen zogen von Kiao-ke mit blutigen Köpfen ab. Die Verhältnisse liegen, wie man sieht, auf Korea ähnlich wie in Anam vor dem letzten Kriege, die zu der Losreißung der Südprovinzen führte, aus denen die Franzosen sich eine einträgliche Besitzung in der Hauptstadt Saigun geschaffen haben. Der König von Korea ist unumschränkter Gebieter und Herr des ganzen Grundes und Bodens im Reiche; zum

Pekinger Hofe, dem er jährlich zweimal Geschenke zu schicken hat, steht er in einem ähnlichen Verbande, wie der Vicekönig von Egypten zur Pforte. Zwischen China und Korea wird, um Grenzstreitigkeiten zu meiden, ein breiter Gürtel Landes gelassen, der nicht bebaut werden darf. Die Hauptstadt Han-tsching, auch Han-jao oder chinesisch King-ki tao genannt, ist stark bevölkert, mit Mauern nach chinesischer Art umgeben und liegt zwischen Bergen in der Mitte der Halbinsel."

In Japan waren endlich seit dem Vorgang der Nordamerikaner, die sich 1854 einen Handelsvertrag erzwangen, ähnliche Verträge auch mit den europäischen Handelsstaaten geschlossen und denselben mehrere Häfen geöffnet worden. Doch gab es immer noch Streitigkeiten. Im Jahre 1861 wurde das englische Consulat gestürmt, die Herren Morrison und Oliphant schwer verwundet. Der Taikun (Seogun) zahlte eine große Entschädigungssumme und entschuldigte sich, die Morde seyen von der rebellischen Partei der Daimios (Fürsten, Feudalherren) ausgegangen. Auch schloß derselbe einen Handelsvertrag mit Preußen ab, nachdem eine preußische Flotille unter Graf Eulenburg 1860 gelandet war, und schickte eine Gesandtschaft, um die Handelswelt zu beruhigen, über Nordamerika nach Europa. Sie wurde in Washington vom Präsidenten Buchanan und von den europäischen Höfen ehrenvoll empfangen. Französische Blätter gaben von ihnen folgende Schilderung: „In dem Gefolge befindet sich auch ein japanischer Bonze, ein ehrwürdig aussehender Greis, der beständig eine wie einen Bischofsstab zugekrümmte Weinrebe in den Händen hat. Die ganze Gesellschaft besteht aus fünf Gesandten, zwölf Offizieren und verschiedenen Dienern. Das Haupt der Gesandtschaft, Take-No-Utschi-Schimodue-Kuno-Kami, ist ein Mann von etwa 50 Jahren. Ihre Physiognomie ist ausdrucksvoll und intelligent, obgleich ihr Gesichtstypus für das europäische Auge wenig Verführerisches darbietet. Ihre schwarzen Haare sind oben auf dem Scheitel zusammengebunden; mehrere haben rasirte

Köpfe, bei keinem aber findet sich eine Spur von Barthaar. Sie sind durchgängig einfach gekleidet: sie tragen dunkelfarbige, wenig verzierte gewebte Röcke, darüber einen seidenen Ueberwurf, Beinkleider von weißem Mousselin und Sandalen von gelbem Leder. Im Gürtel haben sie ciselirte Dolche und auf dem Kopfe eine Art chinesischen Strohhuts, der bei den Gesandten auf der Rückseite vergoldet ist. Sie leben mäßig, essen an Tischen und bedienen sich der Messer und Gabeln." Sie benahmen sich bescheiden und zeigten sich sehr intelligent und eifrig, die erstaunenswürdigen Fortschritte der europäischen Mechanik und Industrie zu studiren. Sie bereisten Paris, London, Berlin, St. Petersburg und wurden überall sehr artig empfangen.

Inzwischen ruhten die Daimios nicht. Der neue Taikun soll noch sehr jung seyn und sucht wie sein Vorgänger die Freundschaft der mächtigen Fremden, während der Daïri oder Mikado von den Daimios angetrieben wird, Japan den Fremden zu verschließen, es aber officiell zu thun doch nicht wagt. Der Taikun zahlt den Engländern, was sie zur Sühne der Morde fordern, und läßt sich von ihnen zugleich bescheinigen, er habe ihnen den Befehl des Mikado, nicht zu zahlen, zugestellt. Nach einem Bericht des Schweizer Consuls. Man ersieht daraus, wie anarchisch die Zustände in Japan sind. Nach der englischen China-mail sollen sich die Engländer, wie überall, wo sie im fremden Lande Meister zu seyn glauben, brutal benommen und die gerechte Wuth der Japanesen herausgefordert haben, indem im Sommer 1860 ein englischer Consul einen japanischen Beamten mit der Reitpeitsche schlug und ein Mädchen mißhandelte.

Am 14. Sept. 1862 wurde wieder ein Herr Richardson mit zwei andern Engländern und einer Dame auf einem Spazierritt, weil sie einem vornehmen Eingebornen nicht auswichen, angegriffen, er selbst erschlagen, die beiden andern schwer verwundet. Die Dame entkam. Ein amerikanisches, zwei englische und ein französisches Schiff

wurden gleichfalls angegriffen, schossen aber ein japanisches Fort in Trümmer.

Im Frühjahr 1863 forderte England durch Oberst Neale, nachdem es seine Flotte vor Yeddo verstärkt hatte, auf eine drohende Weise Genugthuung, aber der Taikun erklärte, er sey beim besten Willen zu schwach, um den Daimios Schimad, der den Mord der Engländer veranlaßt hatte, zu bestrafen. Zugleich erfuhr man, die meisten Daimios und ihre zahlreichen Clientel, ein großer Theil des gemeinen Volks, habe Yeddo verlassen und sey nach Miako, der Residenz des Mikado oder geistlichen Kaisers gezogen, dessen Macht dadurch so verstärkt worden sey, daß er dem Taikun habe den Befehl können zukommen lassen, er solle die Fremden aus Japan vertreiben. Hierauf sey im Mai 1863 der japanische Kriegsminister (man weiß nicht, ob auf Befehl oder trotz des Taikun) mit 18,000 Mann ausgerückt und habe die Engländer und Franzosen bedroht, welche, 2000 Mann stark, sich in guten Vertheidigungsstand gesetzt hätten. Doch lief es ohne Krieg ab, die von England geforderte Sühnungssumme wurde geleistet.

Im Spätsommer 1863 sperrte der Fürst Satsuma von Nagato, einer der mächtigsten Daimios aus dem uralten Geschlecht der Mori, den Europäern den Canal Simonoseki, um die Ausfuhr von Seide zu verhindern, so daß der englische Admiral Kuper sich bewogen fand, unterstützt von den französischen und holländischen Schiffen, die Sperre gewaltsam zu durchbrechen, des Fürsten Hauptstadt Kagosima in Brand zu stecken, 1000—1500 Ballen Seide wegzuführen (am 15. und 16. August). Kuper wurde im englischen Parlament streng getadelt, daß er die Einwohner der großen Stadt, die an der Politik ihres Fürsten vollkommen unschuldig waren, so barbarisch behandelt hatte.

Am 25. Dez. wurde der Palast des Taikun in Yeddo durch

ſeine Gegner in Brand geſteckt und ſoll ein großer Theil der Stadt mit abgebrannt ſeyn. Der Taikun blieb aber ſtandhaft und ſchickte im Winter eine neue friedliche Geſandtſchaft nach Europa, die am 3. Mai 1864 in Paris Audienz hatte. Man hörte von einer Ausſöhnung des Taikun und Mikado, dem andere Nachrichten widerſprachen. Was die Daimios anlangt, ſo wurde geſagt, ſie ſeyen keineswegs fanatiſche Feinde aller Fremden, ſondern handelten nur aus Gewinnſucht, weil durch die Ausfuhr die inländiſchen Waaren vertheuert würden und ſie ſeitdem nicht mehr ſo viele Diener halten und Aufwand machen könnten, wie bisher.

Im Jahr 1867 kam der jüngere Bruder des Taikun zur Ausſtellung nach Paris und man erfuhr, der Taikun ſelbſt, Stotsbaſchi, ſey ſehr intelligent und zu Reformen geneigt.

Endlich brachte das Journal des Debats und aus ihm die Augsb. Allg. Zeitung (1868, Nr. 358) eine ſehr intereſſante Darlegung der politiſchen Verhältniſſe in Japan und der Urſachen, welche den in jenem Lande herrſchenden Bürgerkrieg veranlaßt haben. Der eigentliche Grund der Kriſis iſt bekanntlich die Eiferſucht unter den großen Vaſallen des Reiches. Die Gelegenheit und der Vorwand wurden von den Verträgen hergenommen, welche der Taikun — der in Yeddo regierende Fürſt — ohne Ermächtigung ſeitens des wahren Herrſchers, des Mikado, mit den Fremden abgeſchloſſen hatte. Dieß iſt aber, wie geſagt, nur der Vorwand geweſen, denn ſonſt müßte ſeit der im Jahre 1864 erfolgten Ratification der Verträge der Friede in Japan herrſchen. Augenblicklich ſteht dort noch die Organiſation des europäiſchen Mittelalters in voller Blüthe. Die Eiferſucht der Nebenbuhler wagt ſich indeſſen nicht bis zum Mikado heran: vor dieſem Kaiſer-Papſt, der mit der vollen Autorität der geiſtlichen und weltlichen Macht ausgerüſtet iſt, der dem nationalen Glauben nach der directe Nachkomme der göttlichen Geiſter iſt, die das Reich ge-

gründet haben, der Enkel der Sonne, ihres gemeinſamen Stammvaters — vor ihm beugen ſich alle in tiefer Ehrfurcht. Gegen den in Yeddo thronenden Taikun, den reichſten und mächtigſten der Vaſallen, den Befehlshaber der Armeen, den Imperator im antiken Sinne des Worts, richten ſich die Anſchläge der großen Vaſallen. Die Macht des Taikun, deſſen Familie während faſt drei Jahrhunderten durch ausgezeichnete Dienſte ſich den Titel und Rang eines Vicekönigs verſchafft hat, obgleich ſie ſich vorzugsweiſe den Fremden gegenüber bethätigt, ärgert die andern Fürſten, denen ſie ſich durch verſchiedene Zeichen der Abhängigkeit aufdrängt. So z. B. ſind dieſelben verpflichtet, in Yeddo einen Palaſt zu beſitzen, wo ſie während eines Theils des Jahres wohnen müſſen; wenn ſie ſich in ihre betreffenden Fürſtenthümer begeben, müſſen ſie ihre Familien als Geiſeln in Yeddo zurücklaſſen. Um die Lage noch verwickelter zu machen, gehört der Archipel der Lieu-Kieu-Inſeln ſüdlich von Japan, man weiß nicht recht, unter welchem Titel und in welcher Form, dem mächtigſten der Fürſten, dem Prinzen von Satſuma an, der ſich in Europa bei Gelegenheit der vorjährigen allgemeinen Ausſtellung den Titel eines Königs von Lieu-Kieu beilegen ließ. Der erſte Schritt nun, welchen die Daimios gegen die Uebermacht des Taikun thaten, beſtand darin, daß ſie durch eine Unterhandlung mit dem Mikado ſich die Erlaubniß verſchafften, mit ihren Familien die Stadt Yeddo zu verlaſſen, indem ſie die Nothwendigkeit vorſchützten, ihre von den Fremden bedrohten Fürſtenthümer zu ſchützen, als dieſe ihre Macht gegen den Fürſten von Nagato ſammelten, welcher ihnen die Meerenge von Simonoſaki und das innere Meer ſchließen wollte. Von dem Augenblick an organiſirten die Vaſallen ein Schutz- und Trutzbündniß im Süden des Reichs, wo ihre Fürſtenthümer gelegen ſind.

Angeſichts dieſer feindlichen Haltung begriff der Taikun ſehr wohl, daß ein Kampf gegen ſeine Autorität ſich vorbereite, welcher ihn nöthige,

alle ſeine Macht zu entfalten und vielleicht ſich auf ſeine neuen Freunde, die Vertreter der fremden Mächte, zu ſtützen. Er organiſirt ſein Heer und ſeine Flotte, er errichtet in Yeddo ein Collegium, in welchem europäiſche Lehrer die Wiſſenſchaft lehren; er ſchickt junge Japaneſen nach Europa, um ſich in directen Verkehr mit der dortigen Civiliſation zu ſetzen. Inmitten dieſer Vorbereitungen trifft im Jahr 1866 der Tod den Taikun und ſeine Stelle ward von einem Mitgliede ſeiner Familie, vom Fürſten Stotsbaſchi, beſetzt. Dieſer begreift vollſtändig, daß die alte Verfaſſung des Reichs und ſein eigenes Anſehen durch die Umtriebe im Süden gefährdet werden. Nach einigem Zaudern wendet er ſich mit ſeinen Befürchtungen an den Hof des Mikado, der ihm dieſelbe Macht verſpricht, welche ſeine Vorfahren beſaßen. Seine Gegner verfolgen ihren Plan mit großer Geſchicklichkeit. In Erwartung der günſtigen Umſtände zu einem offenen Kampf ziehen ſie mit gaſtfreundlicher Höflichkeit die Befehlshaber der engliſchen Schiffe in ihre Häfen; ſie öffnen ihre Städte der Neugierde der Reiſenden und Handeltreibenden, ſie ſuchen ſich Freunde in Europa zu verſchaffen. Alle dieſe Thatſachen, die in Europa kaum bemerkt werden, machen in Japan einen tiefen Eindruck. Der franzöſiſche Geſandte beſtrebt ſich, ihnen jeden dem Taikun feindlichen Charakter zu benehmen. Aber der Taikun ſelbſt findet ſich eines Tags in großer Verlegenheit zwiſchen ſeiner Neigung für die Franzoſen und ſeiner Pflicht als japaniſcher Fürſt. Da geſchieht es, daß eine gewiſſe Anzahl einheimiſcher Katholiken mit einem mehr frommen als klugen Eifer von den Miſſionären dazu gereizt werden, einen faſt öffentlichen Cultus ihrer Religion auszuüben. Der Taikun, ungeachtet ſeiner guten Abſichten und ſeiner perſönlichen Toleranz, kann nicht umhin, das Geſetz des Reichs zur Geltung zu bringen, welches die Ausübung der chriſtlichen Religion verbietet. Die Sache wird beigelegt, aber der Taikun ſieht ein, daß ihm eine neue Quelle der

Beunruhigung aus dieſer Religionsangelegenheit erwachſen wird. Alle die Schwierigkeiten, welche ſich immer mehr und mehr vor ihm häufen, beſtimmen ihn dazu, abzudanken. Im Jahr 1867 legt er vor den Füßen des Mikado ſeine Regierungsgewalt nieder. Er legt ſeinem Souverän in einem Manifeſt dar, daß der Fortſchritt der Civiliſation und die nunmehr unvermeidlich gewordenen Beziehungen mit dem Auslande die Lebensbedingungen der Staaten verändert haben, unter welchen Japan von ſeinem Range herabſtiege, wenn die Geſetze und die Verfaſſung nicht verändert würden. Er rieth dem Mikado, in Kioto, ſeiner Hauptſtadt, unter ſeiner göttlichen Autorität eine Verſammlung aller großen Daimios behufs einer Reviſion der Verfaſſung zuſammenzuberufen. Ehe er dieſen heldenmüthigen Entſchluß faßt, verſäumt er nicht mit den Großwürdenträgern des Hofes des Mikado und mit den Daimios im Norden, ſeinen Freunden und Vaſallen, ſich zu verſtändigen. Die Daimios des Südens ihrerſeits ſind nicht ohne Beſorgniß und fürchten, der Taikun werde aus dieſer Prüfung mächtiger hervorgehen, da ſeine Gewalt durch die nationale Beiſtimmung geſtählt wäre. Sie geben ſich den Anſchein, als bewundern ſie das Verfahren des Fürſten von Yeddo, und die Mehrzahl begibt ſich nach Kioto. Dem herrſchenden Gebrauch gemäß hatten ſie ihr zahlreiches Gefolge mitgebracht, welches zuſammen ein wirkliches Heer ausmachte. Anſcheinend war alles ruhig, als während einer Nacht die Fürſten von Satſuma, von Nagato und von Toſa heimlich in den Palaſt des Mikado eindrangen, die Hüter der Thüren niederſtießen, die Hofbeamten, welche der Ergebenheit für den Taikun verdächtig ſind, ins Gefängniß warfen, und ihren Freunden, die im voraus gewählt waren, die Bewachung des Mikado, eines ſchwächlichen Knaben von fünfzehn Jahren, übertrugen. Auf dieſen kühnen Handſtreich antwortete der Taikun mit einer Proclamation, in welcher er die Verfaſſung für verletzt und die geheiligte Perſon des Mikado,

als von den rebelliſchen Daimios unterdrückt, erklärte, und ſagte: er werde an der Spitze ſeines Heeres die eine ſowohl als die andere zu rächen wiſſen. In der That ging er mit ſeinem Heer gegen Kioto vor, und in einem erſten Zuſammenſtoß mit den Truppen Satſumas und Nagatos trug er den Sieg davon. Den nächſten Tag aber änderte eine Kriegsliſt ſeiner Feinde die Lage. Seine Feinde nämlich ließen vor ſich her die Fahne des Mikado tragen, und als ſeine Truppen dieſe heiligen Inſignien erblickten, ſank ihr Muth, und ſie wagten es nicht, gegen dieſelben zu kämpfen. Der Taikun ſelbſt wagte nicht gegen dieſe heiligen Zeichen zu ſtreiten, trotz der Ermunterung mancher ſeiner wärmſten Anhänger. Er eilte ſchnell nach Yeddo zurück und erneuerte dort feierlich ſeine Abdankung und ſeine Betheuerung der Treue für den Souverän, und um ſeine Aufrichtigkeit zu zeigen, zog er ſich nach der Stadt Mito, ſeiner Privatreſidenz, zurück. Aber eine Palaſt-Revolution konnte der Sache nicht ein Ende machen. Die Bande des Bluts und der Intereſſen machten dem Taikun eine Partei, die ihn als ihr Oberhaupt anerkannte. Die Vaſallen der nördlichen Provinzen ſchloſſen ſich der Sache Stotsbaſchis an, und unter ſeiner Leitung bildete ſich ein Nordbund, befehligt von einem der erſten Fürſten, welcher ſeine Plane und ſeine Waffen denen des Südbundes entgegenſetzt. Das iſt die geſchichtliche Erklärung des jetzt in Japan herrſchenden Bürgerkriegs.

Durch dieſe Darlegung kommt erſt in die vereinzelten Nachrichten, die uns die Zeitungen bisher brachten, ein gehöriger Zuſammenhang.

Siebentes Buch.

Die Vorgänge in Abeſſinien. Afrika und Neuholland.

Unter den Conflicten des meerbeherrſchenden England und des ihm immer über Meer nachfolgenden Frankreich mit der ſchwarzen Race an den Küſten des ſtillen Oceans zeichneten ſich in der Periode, von der wir hier handeln, die mit Abeſſinien und Madagaskar aus.

In Abeſſinien (Habeſch) hatte ſich von den älteſten Zeiten der egyptiſchen (koptiſchen) Kirche an das Chriſtenthum erhalten, aber in großer Entartung, denn die Race dort iſt ſchwarz gleich den Negern, wenn auch viel ſtolzer, anmaßender und verſchmitzter. Das Land iſt ſehr gebirgig. Die Herrſchaft war getheilt. Im Süden war das Reich Schoa unabhängig, im Norden herrſchte ein ſ. g. Negus, angeblich noch aus ſalomoniſchem Geſchlecht, gegen den ſich aber längſt Theilfürſten empört hatten. Im Jahr 1858 war es dem König Theodoros gelungen, den letzten Negus zu beſeitigen und ſich zum Herrn des Nordens zu machen und auch Schoa zu unterwerfen, obgleich immer noch gegen ihn rebellirt wurde. Dieſer energiſche und

ſchlaue Fürſt brauchte beſſere europäiſche Waffen, um die rohen Stämme überwältigen zu können, ſchmeichelte daher den europäiſchen Miſſionären, die zu ihm kamen, um durch ſie mit Waffen und geſchickten Arbeitern verſehen zu werden, und täuſchte ſie dermaßen, daß ſie ſeinen Ruhm in ganz Europa verkündeten und ein großes Heil für die Bekehrung Afrikas erwarteten, obgleich er ſie heimlich auslachte und gleich ſeinen Geiſtlichen viel zu ſtolz und eingebildet war, um nicht das alte in Abeſſinien einheimiſche Chriſtenthum für etwas viel beſſeres zu halten als das, was ihm die Miſſionäre, noch dazu der eine in der katholiſchen, der andere in der lutheriſchen, der dritte in der calviniſchen, der vierte in der methodiſtiſchen ꝛc. Façon zubrachten.

In dem Werke Abels „Drei Monate in Abeſſinien," welches 1866 erſchien, wird die Geſchichte des Theodoros ergänzt. „Einer alten Prophezeihung zufolge ſollte ein König Theodoros einſt das heilige Grabmal den Händen der Ungläubigen entreißen, die Türken aus Europa in ihre urſprüngliche aſiatiſche Wildniß zurücktreiben und die ganze muhamedaniſche Religion von der Erde vertilgen. Auch ſollte der betreffende König die heilige Stadt Jeruſalem unter ſeinen Schutz nehmen und zum Hauptſitze der abeſſiniſchen Kirche erheben, welche ſich dann zu Glanz und einer kaum erhörten Blüthe entfalten ſollte." Der junge Kaſſa bezog das auf ſich und rüſtete ſich, eine große Rolle zu ſpielen. „Mit einem Haufen Abenteurer führte er eine Zeit lang ein Banditenleben, bis er ſich mächtig genug fühlte, die Provinz Dembea anzugreifen, welche von der Menene, Mutter des Ras Ali, regiert wurde. Menene, die Tochter eines reichen Moslems, trieb der Ehrgeiz, ſich mit dem regierenden Negus zu vermählen. Sie ſpielte eine bedeutende Rolle in den Angelegenheiten des Staates. Ihre eigene Provinz hielt ſie in ſtrenger Ordnung, und, als ſie vom Einfalle des Kaſſa benachrichtigt worden, ſtellte ſie ſich an die Spitze

ihrer Truppen, um den Verwegenen in Perſon zu züchtigen. Bei dem erſten Zuſammenſtoße jedoch zerſtreute ſich ihre Mannſchaft bei dem wilden Angriff des jungen Kriegers, und die Königin wußte nichts Beſſeres zu thun, als dem Kaſſa die Provinz Dembea als ihrem Vaſall zu überlaſſen und ihm die Hand ihrer jungen Enkelin Tſoobedje anzubieten. Glücklich im Krieg, glücklich in der Minne, ſchwamm ihm nun der Kopf vor großartigen Plänen, und nichts weniger als ein Zug gegen die Egypter konnte nun ſeinen Ehrgeiz befriedigen. Dieſe Letzteren hatten die Provinz Gallabat während der Unruhen in Abeſſinien erobert, und gegen die Hauptſtadt dieſer Provinz richtete er nun ſeinen erſten Angriff. Es war gerade Markttag in Matamma, als er mit ſeinen wilden Gefährten die Stadt überfiel, ausplünderte und mit einer ungeheuren Beute ſich zurückzog. Bei dieſem glücklichen Streiche verdoppelte ſich ſeine Mannſchaft, alle die Taugenichtſe Abeſſiniens, welche lieber eine Lanze ſchwingen als arbeiten wollten, geſellten ſich zu ihm."

Er ſetzte nun ſeine Eroberungen fort, bemeiſterte ſich, trotz einiger Niederlagen, einzelner Theile Abeſſiniens und beſiegte endlich auch den Negus (Kaiſer) Ras Ali, den bisherigen Oberherrn des Reichs. Ein einziger Häuptling hielt ihm noch Stand, wurde aber ebenfalls durch Verrath beſeitigt. Im Jahr 1855 war er Herr von ganz Abeſſinien und ließ ſich zum Kaiſer krönen.

Munzinger in Petermanns Mittheilungen 1867, XI. berichtet weiter, wie ſich dem Theodor der Beherrſcher von Tigre, Neguſſin, entgegengeſetzt und fünf Jahre lang behauptet habe, bis auch er im Jahr 1861 von Theodor beſiegt worden ſey und einen ſchmählichen Tod gefunden habe. Dieſer Neguſſin war ein Freund der franzöſiſchen Miſſionäre, die ihn aber durch falſche Verſprechungen von Hülfe, die er aus Frankreich bekommen ſollte, nur täuſchten. Der engliſche Conſul ſchürte ſchadenfroh den Haß gegen die Franzoſen, ohne es zu

merken, daß ſeine Landsleute noch verhaßter ſeyen. Die franzöſiſchen Miſſionäre, unter denen der 1860 verſtorbene Biſchof Juſtin de Jakobis gerühmt wird, achteten wenigſtens den Mariencultus der abeſſiniſchen Chriſten, den die engliſchen Miſſionäre verwarfen. Die Miſſionäre verſündigten ſich, indem ſie in Europa verkündeten, Theodor ſey ein großer Reformator und werde das abeſſiniſche Chriſtenthum aus ſeiner bisherigen Verwilderung herausreißen. Er ſtand im Gegentheil mit dem Abuna, dem koptiſchen Oberprieſter oder Papſt, im innigſten Bunde und auch das ganze abeſſiniſche Volk, ſoweit es chriſtlich war, hielt an der koptiſchen Kirche feſt, mit ebenſo viel Hochmuth, als Aberglauben. Dieſe ſchwarzen Abeſſinier halten ſich nämlich für die erſten und vorzüglichſten Menſchen der Welt. Neben ihnen gibt es viele Muhamedaner voll Haß gegen die Europäer, ungerechnet die heidniſchen Neger. Gleichwohl duldete Theodor eine Zeit lang die engliſchen Miſſionäre, an die ſich auch deutſche anſchloßen, aber nur als Techniker und Handwerker, deren Kenntniſſe ihm ſeine Kriegsrüſtungen fördern halfen, und um einen Verſuch zu machen, ob ihm vielleicht England zur Eroberung Egyptens behülflich ſeyn würde.

Aus dem Abel'ſchen Werk erfahren wir weiter über Theodor. Schon 1854 hatte ſich der Irländer Bell, der ein Jägerleben am blauen Nil führte, ihm angeſchloſſen und war ſein Liebling geworden. „Die Gnade, welcher dieſer Irländer ſich bei dem Könige erfreute, ſchien ohne Zweifel dem Biſchof Gobat eine gute Gelegenheit zu ſeyn, eine Miſſion in Abeſſinien zu begründen; denn im Jahre 1838 hatte er das ganze Land ſchon durchreist und drei Jahre lang das Wort Gottes dort gepredigt. Nur ſchade, daß ein Mann, welcher ſonſt im perſönlichen Lebenswandel untadelhaft und in ſeinem Eifer für das heilige Werk unermüdet daſteht, das abeſſiniſche Volk in ſo falſchem Lichte geſehen hat. Leichtgläubig und mit einer gewiſſen Eitelkeit

behaftet, war er durchaus nicht geeignet, ſich mit dem ſchlaueſten und ſophiſtiſcheſten Volke des ganzen Orients zu meſſen.“ Die Miſſionäre kamen als Techniker ins Land und erhielten vom Könige gleich anfangs nur die Erlaubniß, Juden zu bekehren, wenn ſie Luſt hatten; er verbot ihnen aber aufs ſtrengſte, unter ſeinen chriſtlichen Abeſſiniern Proſelyten zu machen oder Bibeln unter ihnen auszutheilen. Gobat ſelbſt kam nicht wieder ins Land, aber die von ihm abgeſchickten Miſſionäre übertraten das Gebot des Königs.

Die Kirchenverfaſſung Abeſſiniens iſt eigenthümlich. Der Abuna (wörtlich: unſer Vater) wird formell vom koptiſchen Patriarchen ernannt, weil das Chriſtenthum aus Egypten nach Abeſſinien gekommen iſt. Im übrigen iſt der Abuna unabhängig, ernennt die ihm untergebenen Prieſter und regiert die Kirche allein, nur mit Zuziehung des Etſchege, welches der Obergeneral aller Mönche iſt. Die Prieſter dürfen heirathen, aber nur vor der Ordination und nachher nicht wieder. Der Abuna ordinirt ſie mit Anblaſen, Handauflegen, Bekreuzigen und Darreichen von zwei Salzſtücken. Jeder Prieſter muß leſen können, hat aber bloß lange Litaneien zu leſen, zu taufen und das Abendmahl auszutheilen. Das letztere geſchieht mit einem Stück Brod und einem Löffel voll Waſſer, welches über Roſinen gegoſſen wird. Predigen gehört nicht nothwendig zum Amte. (Nach Krapfs Reiſen I. 65.) Der Gottesdienſt beſteht aus lauter Ceremoniell. Jeder Tag hat ſeinen Heiligen, ebenſo jede Kirche. Jeglichem Bedürfniß oder Leiden hilft ein beſtimmter Heiliger ab. Der eine heilt dieſe, der andere jene Krankheit. Der eine ſteht dem Feuer, der andere dem Waſſer ꝛc., der eine einer Gattung von Vieh, der andere einer andern vor. Ueberall ſieht man Lichter vor den Heiligenbildern brennen und wird von ihnen Hülfe verlangt, ſo daß der Heiligencultus hier in noch viel vollerer Blüthe ſteht, als in griechiſchen oder katholiſchen Ländern (Krapf II. 384).

Es gibt auch Sekten. „Vor etwa 70 Jahren alarmirte die Abeſſinier die Lehre von den drei Geburten Chriſti, ein Dogma, das von einem Mönche in Gondar aufgebracht wurde. Hiernach war Chriſtus vor allem Weltanfang ſchon aus dem Vater hervorgegangen (erſte Geburt), dann Menſch aus der Jungfrau Maria geworden (zweite Geburt) und durch die Taufe im Jordan durch den heiligen Geiſt zum dritten Male geboren. Nach einem langen Kampfe mit der Gegenpartei, die nur zwei Geburten annahm, wurde 1840 durch Befehl Sahela Selaſſies, des Königs von Schoa, der Glaube an die drei Geburten als allein rechtgläubig durchgeſetzt und die Anhänger der zwei Geburten mußten das Feld räumen. Sie flohen zum Abuna in Gondar, der ſie in ſeinen Schutz nahm und vom Könige verlangte, daß er die Vertriebenen wieder aufnehme, da ihr Glaube, als mit demjenigen des heiligen Markus übereinſtimmend, der einzig rechte ſey. Als Sahela Selaſſie ſich nicht fügen wollte, bedrohte ihn der Abuna mit Krieg, der jedoch erſt 1856 unter König Theodoros gegen Sahelas Sohn zur Ausführung kam. Dieſer unterwarf Schoa und führte die Lehre von den zwei Geburten wieder ein, die nun allein herrſchend iſt, nichtsdeſtoweniger aber als ‚Karra-Haimanot', d. h. Meſſer-Glauben bezeichnet wird, da ſie die dritte Geburt Chriſti gleichſam abſchnitt." (Nach Andrées Werk über Abeſſinien 1869.)

Merkwürdiger Weiſe wird die Ehe in Abeſſinien nichts weniger als heilig gehalten. Die Civilehe iſt dort herkömmlich und kirchliche Trauungen ſind zwar nicht ausgeſchloſſen, kommen aber nur ſelten vor und beſtehen einfach darin, daß das Brautpaar gemeinſchaftlich das Abendmahl einnimmt. Wollen ſie ſich trennen, ſo hindert ſie niemand und ſie können gleich wieder eine neue Ehe ſchließen. Rüppel ſah, wie ein erſt ſiebzehnjähriges Frauenzimmer ſich bereits zum achten Mal verheirathete. Der Miſſionär Iſenberg, der lange im Lande lebte, kannte nicht ein einziges Paar, das einander treu geblieben wäre.

Der deutſche Miſſionär Krapf brachte dem Kaiſer tüchtige Arbeiter aus der Basler Miſſionsgeſellſchaft, welche ihm Straßen bauten und Artillerie errichteten. Im Jahr 1862 aber, in demſelben Jahre, in welchem der engliſche Conſul Cameron ſich einfand, kamen auch zwei zur engliſchen Kirche übergetretene Juden, Stern und Roſenthal mit, wodurch das bisherige gute Einvernehmen in trauriger Weiſe geſtört wurde. Der frühere engliſche Conſul Plowden war der beſte Freund des Kaiſers geweſen, hatte ihn überall begleitet und den günſtigſten Einfluß auf ihn geübt, ſo daß derſelbe viele nützliche Reformen vornahm und namentlich den Sklavenhandel und die Vielweiberei abſchaffte, was er nachher widerrief. Als Plowden von einem rebelliſchen Häuptling erſchlagen wurde, rottete der Kaiſer, ihn zu rächen, den ganzen Stamm des Mörders aus. Der neue Conſul, Cameron, der mit ſeinem Sekretär, einem intriganten Franzoſen Namens Bardel ankam, ging auf Theodors Wunſch einer Allianz mit England und Frankreich ein und Theodor ſchenkte ihm 1000 Thaler, um einen eigenhändig von ihm geſchriebenen Brief an die Königin von England perſönlich zu überbringen und dem Bardel 500 Thaler, um einen ähnlichen Brief dem Kaiſer Napoleon zu überreichen. Cameron beging die Untreue und Taktloſigkeit, das Geld zu nehmen, den Brief aber nur auf die Poſt zu geben und ſich unterdeß in Egypten zu amuſiren. Der Brief kam in London an, wurde aber dort nicht beachtet und nicht beantwortet. Bardel reiste wirklich nach Paris, richtete aber wenig aus, denn Kaiſer Napoleon III. war unzufrieden, daß die katholiſchen Miſſionäre in Abeſſinien keine ſo gute Aufnahme gefunden hatten, als die proteſtantiſchen, und ließ zwar ſeinen auswärtigen Miniſter Drouyn de l'Huys an König Theodor eine höfliche Antwort ſchreiben, aber ihm Toleranz empfehlen. Von einer Allianz war nicht die Rede. Als nun von England gar keine Antwort und von Frankreich nur ein Miniſterialſchreiben in Abeſſinien

anlangte, sah sich Theodor bitter getäuscht und ärgerte sich nicht mit Unrecht. In seinem Briefe an die Königin Victoria hatte er einen stolzen Ton angeschlagen. Er hatte sich gerühmt, Alleinherr Abessiniens geworden zu seyn, die kriegerischen Gallaneger überwunden und den Türken gedroht zu haben, er werde sie aus Sudan verjagen. Als ihm nun auf seinen warmen Antrag England nicht einmal eine Antwort gab, mußte er daraus schließen, daß Palmerston ein gutes Einvernehmen mit den Türken dem mit Abessinien vorziehe.

Während Bardels Abwesenheit in Paris hatte sich ein anderer Franzose Namens Lejean bei König Theodor eingefunden, aber durch unbesonnenes Intriguiren dessen Ungnade auf sich gezogen, war verhaftet und fortgejagt worden, rächte sich, als er über der Grenze war, durch einen dummen Drohbrief, erzürnte dadurch den König Theodor noch mehr und flößte ihm Argwohn gegen alle Europäer überhaupt ein.

Zugleich erfuhr er, der Missionär Stern habe ein Buch über Abessinien geschrieben und ihn und seine Mutter darin lächerlich gemacht. Stern mußte seine Vorwürfe anhören und fuhr dabei mit seiner Hand an die Lippen. Nun ist aber das Beißen in den Daumen bei den Abessiniern das Zeichen der Verachtung. Der König glaubte, Stern wolle ihm Verachtung bezeigen, ließ ihn auf der Stelle tüchtig durchprügeln und in den Kerker werfen*). Auch Rosenthal wurde gefangen gesetzt. In einem einläßlichen Aufsatz der Augsb.

*) Nach dem Bericht des Missionär Flad war Stern, gegen die Hofsitte, unangemeldet mit zwei Dienern zu Theodor gegangen. Dieser schalt ihn tüchtig aus und ließ die beiden Diener, auf welche Stern die Schuld schob, todtprügeln. Als aber Stern bei dem gräßlichen Anblick sich umwandte und in den Finger biß, wurde der König noch wüthender und ließ ihn selber blutig schlagen. Stern hatte nämlich nicht gewußt, daß sich in die Finger beißen in Abessinien „Rache“ bedeutet.

Allg. Zeitung von 1867, Beilage Nr. 278 heißt es, dieſe beiden Miſſionäre jüdiſcher Abſtammung ſcheinen ſich in einer durchaus nicht ihrer Würde und der chriſtlichen Demuth entſprechenden Weiſe gegen den König, deſſen Gaſtfreundſchaft ſie genoßen, betragen zu haben *). Ihr Benehmen wird ſogar von ihren Collegen in hohem Grade mißbilligt. Nun kam auch noch im Spätherbſt 1863 eine Depeſche aus England an, worin Cameron, der unterdeß zu Theodor zurückgekehrt war, getadelt wurde, zu freundſchaftlich gegen Theodor geweſen zu ſeyn, und den Befehl zur Rückkehr erhielt. Da riß dem König die Geduld und er ließ nun auch Cameron und alle noch übrigen Engländer und Miſſionäre in Abeſſinien gefangen ſetzen.

Die engliſche Regierung ſchickte den Armenier Raſtam, einen gewandten und jenes Landes kundigen Mann nach Abeſſinien, und ihm gelang es, den König wieder zu beruhigen. Er ließ am 14. Februar 1866 die Gefangenen los. Schon waren ſie unterwegs

---

*) Abel erzählt unter Anderem: „Bei einer Gelegenheit, als Herr Roſenthal dem Könige ein Geſchenk machen wollte, iſt es jenem ſehr ſchlecht gegangen. Von Khartum aus hatte er einen ſechs Fuß langen Teppich erhalten, worauf der berühmte Jäger Jules Gérard, im Begriff einen Löwen zu erlegen, abgebildet war. Mit dieſem Teppiche glaubte Herr Roſenthal dem König ein Vergnügen zu machen, erſuchte um eine Audienz und brachte ihm ſeine Gabe dar. Anſtatt aber daß der König das Geſchenk gnadenvoll annahm, gerieth er in die größte Wuth und ſchrie, ſeinen Höflingen zugewandt: ‚Seht mir dieſen frechen Buben an! Die Unverſchämtheit hat er, mir zu ſagen, daß ich von den Türken fortgejagt und erſchoſſen werde!‘ Jules Gérard war im türkiſchen Fez abgebildet, und der Löwe iſt auch das Bild der abeſſiniſchen Nation. Umſonſt ſuchte ihn Herr Roſenthal zu beſänftigen und ihm die wahre Bedeutung des Bildes zu erklären. Er wurde ſtraks in das Gimp eingeführt, und erſt nach drei Wochen langer ſchlechter Behandlung iſt es ſeiner Frau gelungen, ihm Pardon bei dem Könige zu erwirken.“

nach Egypten und freuten ſich, ihre Heimath bald wieder zu ſehen, als ſie plötzlich wieder verhaftet und gefeſſelt zum König zurückgebracht wurden. Indeſſen erklärte ſich Theodor bereit, ſie frei zu laſſen, wenn ihm die engliſche Regierung eine Genugthuung gebe. Dieſelbe ſolle darin beſtehen, daß man ihm geſchickte Mechaniker und Handwerker ſchicke, um ſeinem Volke den Straßen- und Brückenbau, Kanonengießen, Büchſenmachen ꝛc. zu lehren. Der Miſſionar Flad wurde beauftragt, desfalls nach London zu gehen, mußte aber Frau und Kinder als Pfand zurücklaſſen. Dagegen nahm er einen jungen Abeſſinier, ſeinen Schüler, mit. Er wurde in England gütig von der Königin und Lord Stanley empfangen und erhielt die Erlaubniß, Handwerker für Abeſſinien zu werben. Die Sache zerſchlug ſich aber, da neuere Nachrichten aus Abeſſinien von einem neuen friedlichen Verſuche abriethen. Am 26. Juli berieth das Unterhaus in London eine Adreſſe Seymours, der eine bewaffnete Expedition verlangte, um die Auslieferung der in Abeſſinien gefangenen Engländer zu erzwingen. Die Mehrheit fand jedoch die Ausführung ſo ſchwierig, für das Leben der Gefangenen ſelbſt ſo bedrohlich, und unter Umſtänden, denen analog, welche die franzöſiſche Expedition in Mexiko hatten mißlingen laſſen, ſo bedenklich, daß Seymour ſeinen Antrag zurückzog.

Unterdeß hatten ſich in Abeſſinien verſchiedene Häuptlinge gegen Theodor empört, und er mußte gegen ſie zu Felde ziehen. Zwar blieb er überall Sieger, allein der Geiſt des Aufruhrs nahm immermehr überhand, und ſeine Macht wurde dadurch geſchwächt, daß die Deſertionen in ſeiner Armee nicht aufhörten. Dieſe hatten verſchiedene Gründe. Wie tapfer auch die Soldaten unter ihrem ſiegreichen König noch immer zu fechten gewohnt waren, auch bezahlt wurden und Beute machten, ſo litten ſie doch in dem verheerten Lande oft Mangel an Lebensmitteln, auch unter ſeinen deſpotiſchen Launen, und waren keinen Augenblick ihres Lebens ſicher, weil er beim geringſten Verdacht die

fürchterlichſten Todesſtrafen verhängte. Durch ſolche Schreckmittel ſuchte er insbeſondere den Deſertionen vorzubeugen. Unnachſichtlich wurde nicht nur jeder Deſerteur, oder den er nur im Verdacht hatte, er wolle deſertiren, lebendig verbrannt, ſondern daſſelbe Schickſal traf auch ſeine ganze Familie. Es kam daher ſo weit, daß die Weiber oft, nur um ſich ſelbſt und ihre Kinder zu retten, ihren Mann fälſchlich anzeigten, als wolle er deſertiren. Dann wurde doch wenigſtens nur der Mann allein verbrannt. Dieſe gräßlichen Hinrichtungen folgten ſich maſſenhaft. Aller Augenblicke leſen wir in dem Tagebuch der Frau Flad, daß achtzig, hundert und noch mehr Soldaten mit den Ihrigen verbrannt worden ſeyen. Es gab auch andere Hinrichtungsarten. Einem Vater und ſeinem Sohn wurden Hände und Füße abgehauen. „Sie lebten noch mehrere Tage, bis ſie der Brand verzehrte. Herzzerreißend waren die Berichte unſerer Leute, wie die Verſtümmelten ſo flehentlich um einen Trunk Waſſer gebeten hatten; aber niemand durfte es wagen, ihren brennenden Durſt zu löſchen, ſonſt hätte er ihr Schickſal theilen müſſen. Wer ſollte es glauben?! 293 Soldaten mit ihren Frauen wurden, weil ſie entfliehen wollten, mit den Hälſen in hölzerne Gabeln geſpannt, zum Hungertod verurtheilt. Manche lebten 10, 12 und noch mehr Tage.“ Ein andermal ließ der König gegen 200 Soldaten mit der „großen Peitſche“ durchhauen. Wie dieſe Peitſche beſchaffen war, wird nicht geſagt, wohl aber, daß viele unter der Peitſche todt weggetragen wurden, und daß die Peitſche die Körper zerfleiſchte, wie wenn ſie mit Meſſern wären zerſchnitten worden.

Die Unzufriedenheit unter den Soldaten wuchs immer mehr. Nicht wenig trug dazu bei, daß ſie dem König auf ſeinen Eilmärſchen gegen die Rebellen über die unwegſamſten Gebirge ſeine ſchweren Kanonen ohne Zugvieh mit Menſchenhänden nachſchleppen mußten, und weil dieſe ſchweren Geſchütze erſt durch die Europäer eingeführt

worden waren, wurden dieſe letztern wegen der Kanonen von den Eingebornen furchtbar gehaßt, was ihre Lage begreiflicherweiſe noch verſchlimmerte.

Gegen die Rebellen verfuhr Theodor mit furchtbarer Grauſamkeit, ließ alle niedermachen mit Weibern und Kindern, alle ihre Städte und Dörfer ausplündern und dann niederbrennen. Aber dieſe Schreckmittel halfen nichts, der Aufruhr entbrannte immer von Neuem. Ein Brief meldet: „Vor einigen Wochen hat er Gondar mit all ſeinen Kirchen zerſtört, d. h. ausgeraubt und dann dem Boden gleichgemacht. Die Leute brachte er hieher, ſowie auch die Tabote und alle Kirchengeräthſchaften, darunter eine große Menge Kronen, theils goldene, theils ſilberne und meſſingene. Letztere wurden in den Flammofen geworfen, um Kanonenmetall davon zu machen. Die ſilbernen erhielten die Silberſchmiede, um Schildbeſchläge davon zu machen. Dieſe Sache hat ihm in den Augen ſeines Volkes einen großen Schlag verſetzt. Die Unzufriedenheit unter dem Militär iſt außerordentlich. Die Revolution in den Provinzen macht gewaltige Fortſchritte. In dieſer Woche hat er Antabiet und Goma plündern laſſen. — Die Dörfer wurden wiederholt ausgeplündert, und die Landleute ſammt ihren Häuſern verbrannt. Weder die Kindheit, noch das Alter, noch Kranke und Krüppel wurden verſchont. Entlaufene Soldaten wurden über ein Tauſend aufgefangen und ihnen die Hälſe abgeſchnitten; Frauen, Dienſtboten und Kinder Entronnener wurden auf die grauſamſte Weiſe hingemordet, ein Knabe von 4 Jahren erſchoſſen. Ueber eine Million geraubtes Rindvieh mußte innerhalb drei Tagen bei Todesſtrafe geſchlachtet werden und wurde zum Futter der Hyänen und Raubvögel weggeworfen. Als er dieſe That verübt, ſagte er zu ſeinen Soldaten: ‚Grade ſo viele Menſchen müſſen dieſes Jahr noch ſterben.‘ Auf das arme unſchuldige Landvolk wurde nun Jagd gemacht und wer aufgefangen werden konnte, wurde verbrannt.

Die bevölkerten Städte Madracha und Mahedar Mariam wurden mit ihren Einwohnern verbrannt."

Der Miſſionär Flad wurde bei ſeiner Rückkehr zu Theodor von dieſem nicht gut aufgenommen, denn er brachte zwar ein Schreiben der Königin Victoria mit, in welchem wieder Handwerker zugeſagt waren, dagegen die Auslieferung aller Engländer gefordert wurde. Ein Fluchtverſuch der letzteren erbitterte den König noch mehr und er ließ ſie nicht los. Die Gefangenen waren außer Raſtam der Conſul Cameron, deſſen Sekretär Kerans mit drei Dienern, der Maler Bardel, die deutſchen Naturforſcher Schiller und Eßler, die Miſſionäre Stern, Staiger, Branders, Flad, Roſenthal nebſt den Frauen der beiden letztern mit ihren Kindern.

Die engliſche Regierung ſah ſich endlich genöthigt, eine Flotte mit einer Landungsarmee nach Abeſſinien zu ſchicken, um die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, oder wenigſtens das Anſehen Englands in Oſtafrika und den arabiſchen Gewäſſern ſo zu befeſtigen, daß Gewaltthätigkeiten und Unverſchämtheiten wie die des Königs Theodor nicht mehr vorkommen könnten und die wilden Häuptlinge Afrikas und Arabiens im Reſpect gehalten würden. Die Expedition ging unter General Robert Napier von Oſtindien aus, 4000 Engländer und 8000 Sepoys. Am 16. October 1867 ſegelten ſie von Aden ab.

Wir gehen zum zweiten Conflict über, der mehr die Franzoſen als Engländer in Anſpruch nahm. Auf der großen Inſel Madagaskar, öſtlich von Afrika, hatten ſchon öfter Franzoſen den Anfang mit Niederlaſſungen gemacht, um eine Station weiter im ſtillen Meere zu beſitzen, waren aber immer wieder von den heidniſchen Schwarzen der Inſel vertrieben worden, ſammt ihren katholiſchen Miſſionären, zuletzt im Jahr 1857.

Das Volk der Inſel beſteht, wie Frau Ida Pfeiffer, welche dort war, berichtet, „aus vier verſchiedenen Racen; auf der Südſeite leben

die Kaffern, auf der Weſtſeite die Neger, während auf der Nordſeite die arabiſche Race und auf der Oſtſeite und im Innern die malaiſche vorherrſchend iſt. Dieſe Hauptracen zerfallen in viele Stämme, von welchen gegenwärtig jener der Hovas, zur malaiſchen Race gehörend, der zahlreichſte und civiliſirteſte auf der ganzen Inſel iſt. Die Hovas bevölkern den größten Theil des Innern und bildeten ſchon zur Zeit der Entdeckung Madagaskars ein mächtiges Reich, deſſen Hauptſtadt ‚Tananariva', in der Mitte einer großen Hochebene in dem Bezirke Emir gelegen, aus einer Vereinigung vieler Dörfer beſteht. Am wenigſten bekannt, oder beſſer geſagt, gänzlich unbekannt iſt die Südweſtküſte, deren Bewohner für die ungaſtlichſten und für die erklärteſten Feinde der Europäer gelten."

Der König der Hovas, Radama, der den Chriſten ſehr geneigt war, ſtarb 1828. Seitdem regiert ſeine energiſche Wittwe Ranavola in einem entgegengeſetzten Syſtem, indem ſie ſchon mehrmals alle Weißen von der Inſel verjagt und die Chriſten grauſam verfolgt hat. Auch in Bezug auf ihre heidniſchen Unterthanen ſcheint ſie kein anderes Syſtem zu verfolgen, als ſo viele Menſchen als möglich auszurotten, die Bevölkerung der Inſel zu verdünnen. Unter den nichtigſten Vorwänden werden ganze Diſtricte durch Mord menſchenleer gemacht. In gleichem Verhältniß ſteht die Sittlichkeit. „Meine Feder erlaubt mir nicht, eine Beſchreibung zu geben von den vielen unſittlichen Gebräuchen, die nicht blos unter dem Volke, ſondern in den höchſten Familien des Landes üblich ſind, und welche den Leuten ganz natürlich erſcheinen; ich kann nur ſagen, daß die Keuſchheit einer Frau hier nicht den geringſten Werth hat, und daß, was Ehen und Nachkommenſchaft anbelangt, ſo ſonderbare Geſetze herrſchen, wie gewiß nirgends in der Welt. So kann ſich z. B. der Mann von ſeinem Weibe ſcheiden laſſen und ein anderes nehmen, ſo oft er will. Die Frau kann zwar auch mit einem anderen Manne leben, darf ſich

jedoch nicht wieder verheirathen; alle Kinder aber, die ſie gebiert, nachdem ſie von ihrem erſten Manne geſchieden iſt, werden deſſenungeachtet als dieſem angehörig betrachtet. Der eigentliche Vater hat nicht das geringſte Recht auf ſie, und die Mutter muß ſie ihrem erſten Gatten auf deſſen Verlangen augenblicklich ausliefern. Auch wenn der Mann ſtirbt, werden alle Kinder, die ſeine Wittwe in der Folge gebiert, dem Verſtorbenen zuerkannt. Dieſem Geſetze zufolge kommt es, daß der Prinz Rakoto, Sohn der Königin Ranavola, obwohl erſt lange Zeit nach König Radama's Tode geboren, dennoch als deſſen Sohn gilt."

Die Königin ließ im Jahr 1857 alle ihre Unterthanen, die ſich von den Miſſionären hatten bekehren laſſen, hinrichten. Nun war aber der Franzoſe Lambert mit ihrem Sohn Rakoto befreundet worden und intrigirte mit ihm gegen dieſe ſchon 75 Jahr alte Mutter. Lambert ging 1856 nach Paris, um Frankreich für ſeine Plane zu gewinnen, Napoleon III. wies ihn aber ab, weil er wegen Madagaskar nicht mit England in Streit gerathen wollte. In der That waren auch die Engländer ſehr wachſam, und ihr Miſſionär Ellis verfehlte nicht, Lambert bei der Königin zu denunciiren. Gerade damals war Ida Pfeiffer am Hofe der Königin, welche jedoch auf die Anzeige der Engländer nicht ſo viel Werth legte, als dieſe ſchadenfroh gewünſcht hatten, denn Lambert wurde frei entlaſſen und auch der Prinz blieb verſchont.

Die alte Königin ſtarb am 10. Auguſt 1861, und die Engländer verſuchten gegen deren Verfügung den Prinzen Ramboaſalam auf den Thron zu bringen, derſelbe wurde aber im Kampfe getödtet und Rakoto behauptete den Platz, vom franzöſiſchen Schiffskapitän Duprè energiſch unterſtützt. Er wurde unter dem Namen Radama II. König und ließ ſich mit ſeiner Gemahlin Rabodo feierlich krönen. Die Engländer verſuchten ſogleich, den franzöſiſchen Einfluß an ſeinem

Hofe zu durchkreuzen und ſchickten eine große Geſandtſchaft, an deren Spitze General Johnſtone und Dr. Ryan, Biſchof von Mauritius, ſtanden, nach Tananariva, der Hauptſtadt des Reichs Madagaskar, welche 120,000 Einwohner zählen ſoll. Dieſe engliſche Geſandtſchaft wurde zwar ſehr ehrenvoll empfangen, aber der ſchlaue Franzoſe Lambert wußte ſich vom Könige ein ergiebiges Küſtenland zu erkaufen, um darauf Holzhandel zu treiben und Bergwerke anzulegen. Das wollten die Engländer nicht leiden. Sie verlangten vom Könige ähnliche Conceſſionen, aber die Zudringlichkeit ihres Miſſionärs Mr. Ellis verdarb alles. Er wagte nämlich, in dem Dorfe predigen zu laſſen, in welchem die alte Königin begraben lag, worin das Volk eine große Entweihung ſah. Nun ſcheint die Uneinigkeit zwiſchen Franzoſen und Engländern der ſchwarzen Nationalpartei (den Hovas oder Garden), welche bisher zurückgeſetzt war, Muth gemacht zu haben, dem Einfluß der verhaßten Weißen einen Damm zu ſetzen. Der junge König, meinte man, habe dieſen Fremden ſchon viel zu viel nachgegeben. Man zog die junge Königin ins Intereſſe und in Folge einer großen Verſchwörung wurden zuerſt die 27 vertrauteſten Räthe und Freunde des Königs, die ſ. g. Menamoſo (Xyugen), aufgehängt und dann er ſelbſt, da er die Forderungen der Verſchworenen hartnäckig zurückwies, erdroſſelt, am 12. Mai 1863. Seine Wittwe Rabodo übernahm nun allein die Regierung und vernichtete den mit Lambert eingegangenen Vertrag. Sie erhielt den Namen Raſſahery-Manjaka (ſtark gemacht). Sie ſoll bereits 50 Jahre und 15 Jahre älter als ihr ermordeter Gemahl und eine Vertraute der alten Königin geweſen ſeyn, deren Energie ſie zu theilen ſcheint. Obgleich ſie den Europäern Sicherheit verſprach, zogen es doch die Conſuln von Frankreich und England vor, ſich zu entfernen. Doch kehrten ſie zurück und man erfuhr, daß noch im Beginn des Jahres 1865 Ellis und

Lambert auf der Inſel waren und im engliſchen und franzöſiſchen Intereſſe gegen einander intriguirten.

Der Zuſammenſtoß zwiſchen den europäiſchen Weſtmächten und der ſchwarzen Race erfolgte nur an der Oſtküſte Afrikas in Abeſſinien und in Madagaskar, der großen Inſel im Oſten dieſes Welttheils. Das Innere Afrikas blieb von der europäiſchen Politik unberührt. Nur kühne Reiſende durchſtreiften es fort und fort.

Im Jahr 1861 entdeckte der Engländer Baker die großen Seen, in denen die obern Quellen des Nil ihre Gewäſſer ſammeln und aus denen er dann majeſtätiſch dem Mittelmeer zuſtrömt. Schon vor ihm hatte der Engländer Speke einen dieſer Seen entdeckt. Baker aber gab beiden die Namen der Königin Victoria und ihres Gemahls Albert. „Der Albertſee oder N'yanza war eine ungeheure Einſenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Weſten und Südweſten von großen Bergketten begrenzt, die ſich 5—7000 Fuß über den Stand ſeiner Waſſer erhoben — er war daher der eine große Behälter, in welchen alles Waſſer abfließen mußte, und aus dieſer ungeheuren Felſenciſterne nahm der Nil ſeinen Ausgang, ein Rieſe ſchon bei ſeiner Geburt. Für die Geburt eines ſo gewaltigen und wichtigen Stroms wie der Nil hatte die Natur eine großartige Einrichtung getroffen. Spekes Victoria N'yanza bildete einen Waſſerbehälter in bedeutender Höhe, welcher durch den Kitanguléſtrom den Abfluß von Weſten aufnahm, und Speke hatte in großer Entfernung den M'Fumbiro-Berg als eine Spitze zwiſchen andern Bergen geſehen, von denen die Flüſſe herabkamen, welche durch ihre Vereinigung den Hauptſtrom Kitangulé, den vorzüglichſten Speiſekanal des Victoria-Sees von Weſten her, unter etwa 2° ſüdlicher Breite bildeten; dieſelbe Bergkette, welche den Victoria-See im Oſten ſpeiſte, mußte daher auch eine Waſſerſcheide nach Weſten und Norden haben, die in den Albert-See floß. Da

der allgemeine Abfluß des Nilbeckens von Süden nach Norden gerichtet ist und der Albert sich viel weiter nach Norden erstreckt als der Victoria-See, so nimmt er den Fluß aus dem letztern auf und reißt also die ganzen Quellwasser des Nil allein an sich. Der Albert ist der große Behälter, während die Victoria die östliche Quelle ist."

Von großer Wichtigkeit war ferner die Reise der beiden englischen Brüder, David und Charles Livingstone, in den Jahren 1858 bis 1864 zum Flußgebiet des Zambesi in der portugiesischen Colonie im südöstlichen Afrika, eine Strecke weiter südlich als Zanzibar. Portugal besitzt diese Landstrecken nur dem Namen nach. Der Reisebericht der Brüder sagt: „Wenden wir uns einmal von Süden nach Norden und werfen wir einen Blick auf die ungeheuere Meeresküste, von welcher die Portugiesen in Europa sich bemühen uns glauben zu machen, daß sie ihnen gehöre. Delagoa Bai hat ein kleines Fort, Lorenzo Marques genannt, aber jenseits der Mauern nichts. In Inhambane haben sie mit Zulassung der Eingebornen einen schmalen Streifen Landes inne. Sofala liegt in Trümmern, und von Quillimane nordwärts haben sie 690 Meilen weit nur eine einzige kleine Schanze, die durch eine bewaffnete Barkasse in der Mündung des Flusses Angoxa geschützt wird, um ausländische Fahrzeuge zu hindern, dort Handel zu treiben. Dann haben sie in Mosambik die kleine Insel, auf welcher das Fort steht, und einen ungefähr drei Meilen langen Streifen auf dem Festlande, auf welchem sie einige Landgüter haben, die nur dadurch vor Feindseligkeit geschützt werden, daß sie den Eingebornen einen jährlichen Tribut entrichten, was sie ‚die Schwarzen in ihrem Sold haben' nennen. Die Niederlassung ist in Handel und Wichtigkeit lange im Sinken gewesen. Sie hat als Besatzung wenige Hundert kränkliche Soldaten, die ins Fort eingesperrt sind, und kann eben so wie eine kleine Koralleninsel in der Nähe kaum sicher genannt werden. Auf der Insel Dibo oder

Iboe werden eine unermeßliche Anzahl Sclaven zuſammengebracht, aber es gibt wenig Handel irgend einer Art. In Pomba Bai wurde ein kleines Fort hergeſtellt, aber es iſt ſehr zu bezweifeln, ob es noch beſteht, da der Verſuch, dort eine Niederlaſſung zu bilden, gänzlich fehlgeſchlagen iſt. Für die Ländereien, welche ſie auf dem rechten Ufer des Zambeſi bebauen, entrichten ſie den Zulus Tribut, und die allgemeine Wirkung des Anſpruchs auf Macht und der Hinderung des Handels iſt die, daß ſie die unabhängigen eingebornen Häuptlinge dem Sclavenhandel der arabiſchen Dhows zutreiben, als dem einzigen Handel, der ihnen offen ſteht. Es iſt der engliſchen Regierung aus zuverläßlichen Documenten, die bei der Admiralität und dem auswärtigen Amte liegen, wohl bekannt, daß erſt im November 1864, zwei Monate ſpäter, als meine Rede in Bath gehalten wurde, als von Ihrer Majeſtät Schiff ‚Wasp' in Moſambik die Beſtrafung derer verlangt wurde, die an der Mannſchaft des Kutters von Ihrer Majeſtät Schiff ‚Lyra' in der Nähe eines 45 Meilen ſüdweſtlich von Moſambik gelegenen Fluſſes eine Gewaltthätigkeit verübt hatten, der gegenwärtige Generalgouverneur erklärte, daß er über die dortigen Eingebornen keine Gewalt habe. Dieſer portugieſiſche Anſpruch auf Herrſchaft iſt der Fluch der Negerrace auf der Oſtküſte Afrikas, und er würde bald zu Boden fallen, wenn er nicht die moraliſche Unterſtützung hätte, welche er aus der Achtung herleitet, die ihm von unſerer eigenen Flagge erwieſen wird. Der König von Portugal hat ein neues Geſetz zur Abſchaffung der Sclaverei vorgeſchlagen; da aber nie Anſtalt gemacht worden iſt, um ähnliche bereits erlaſſene Verfügungen zur Ausführung zu bringen, ſo flößt es mir kein Vertrauen ein, und wir können daſſelbe nur als eine neue Bitte um noch weitere Fügung in ein Syſtem betrachten, welches die Barbarei forterhält."

Die engliſche Regierung ſchickte, angeregt durch die früheren

Berichte, eine neue größere Expedition nach Oſtafrika, an deren Spitze der Biſchof Mackenzie zu gleicher Zeit eine großartige Miſſionsanſtalt unter den Negern gründen und Baumwollenpflanzungen anlegen laſſen ſollte. Ausbreitung des Chriſtenthums und Sicherung eines friedlichen Anbaues unter engliſchem Schutz ſchien allerdings das geeignetſte Mittel zu ſeyn, um dem heilloſen Sclavenhandel ein Ende zu machen. Natürlicherweiſe gehörte dazu auch eine ausreichende Militärmacht und da der Biſchof ohne dieſe ankam, konnte er freilich nichts ausrichten. England hätte förmlich Portugal bekriegen und die Colonie in eigenen Beſitz nehmen müſſen, um zum Zwecke zu kommen. Da es ſo weit nicht gehen wollte, hatte die Expedition das Schickſal aller halben Maßregeln. Der Biſchof befreite in ſeinem erſten Eifer einige hundert Sclaven, machte ſich dadurch aber nicht nur die Portugieſen, ſondern auch die einheimiſchen Häuptlinge zu Feinden, wagte ſich zu tief ins Land, fiel ins Waſſer, bekam das Fieber und ſtarb, von den Eingebornen geflohen, in der Hut einiger treuen Diener. Er erhielt zwar einen andern Biſchof zum Nachfolger, dieſer jedoch mißfiel ſich in Afrika und kehrte unverrichteter Dinge zurück. Man kann kaum zweifeln, daß dieſer zweite Biſchof, Herr Tozer, das richtige Gefühl gehabt hat, ohne Soldaten und ohne geradezu den Portugieſen die Anerkennung ihrer Herrſchaft im Lande zu verweigern, laſſe ſich hier nichts machen. Livingſtone gibt darüber die beſte Auskunft. Frankreich hat eben ſo wie England den Sclavenhandel aufs ſtrengſte unterſagt, und dennoch wird dem Befehl nicht Folge geleiſtet. „Der Commandant in Tette, der erfahren hatte, daß eine Frau von ſchlechtem Charakter eine Schiffsladung Sclaven mit den Fluß hinabgenommen habe, ſchickte ihr der Form halber einen Offizier nach. Er verfolgte ſie, holte ſie ein, kehrte aber ohne ſie zurück. Als wir mit dem Commandanten darüber ſprachen, ſagte er mit Siegesmiene: ‚Jetzt, wo uns die franzöſiſche Flagge ſchützt, können uns die Eng-

länder nichts anhaben. Und dieſe Flagge ſchützte den Sclavenhandel bis zum Mai 1864.“ Alle Reclamationen in Liſſabon halfen nichts. Man ſchickte von dort zwar Inſtructionen in die Colonie, die aber wie alle früheren unbeachtet blieben.

Die Baumwolle, auf welche Livingſtone mehrmals zurückkommt, ſoll am Fluß Zambeſi ſehr gut gedeihen und von der beſten Qualität ſeyn, viel beſſer, als die oſtindiſche. Ohne Zweifel haben die Brüder Recht, wenn ſie dringend empfehlen, das reiche Flußgebiet des Zambeſi auf andere Art zu coloniſiren, als es die Portugieſen gethan haben, und ſie machen darauf aufmerkſam, daß ſich mittelſt dieſes Fluſſes das Innere Afrikas den Europäern öffnen würde.

Hier öffnet ſich insbeſondere einer deutſchen Coloniſation für die Zukunft ein großes Feld. Denn nirgends herrſcht eine Uebervölkerung und Auswanderungsluſt wie in Deutſchland. Denken wir uns einmal die Intereſſen Hollands mit denen Deutſchlands ausgeglichen und im großen Intereſſe der germaniſchen Geſammtheit vereinigt, ſo iſt der Umſtand von Wichtigkeit, daß die Republiken der Boers, d. h. der holländiſchen Bauern, die ſich, als das Capland von den Engländern erobert wurde, England nicht unterwarfen, ſondern in nordöſtlicher Richtung auswanderten, jenem portugieſiſchen Colonialgebiet nahe liegen. Da iſt ſchon ein germaniſcher Kern vorhanden, an den ſich die deutſche Auswanderung nur anſchließen dürfte. Auch liegt die Mündung des Zambeſi am ſtillen Ocean den holländiſchen Colonien auf Sumatra und Java in Oſtindien, wenn auch nicht nahe, doch gerade gegenüber, ſo daß ſich die Colonien hier gegenſeitig unterſtützen können. Ohne eine ſolche kräftige Unterſtützung germaniſcher Bevölkerungen würde ſich auch die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien auf die Dauer nicht behaupten laſſen, ſowie auch dem Uebergewicht der Ruſſen und Nordamerikaner in den chineſiſchen Gewäſſern nicht immer durch engliſch-franzöſiſche Flotten, die unmittelbar von Europa

herkämen, würde entgegengewirkt werden können. Starke Zwiſchenſtationen, deren es bisher nur eine und auch dazu weit entfernte in Neuholland gab, wären ſehr nöthig, um die maritime Hegemonie zwiſchen Afrika und Aſien aufrecht zu erhalten.

Gleichzeitig machte ein Deutſcher, Klaus v. d. Decken, eine äußerſt intereſſante Reiſe von Zanzibar an der Oſtküſte Afrikas aus ins Innere und beſchrieb den wunderſchönen Berg Kilimandſcharo. „Aus einer 10 deutſche Meilen breiten Grundfläche erhebt ſich der ‚Berg der Größe' 16,500′ hoch über die Ebene, oder 18,700′ über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Weſten ein prachtvoller, mit blendend weißer Schneekuppe bedeckter Dom; im Oſten eine 2500′ niedrigere ſchroffe Maſſe jäh abfallender Rieſenpfeiler und -ſäulen, beide durch einen langgeſchweiften Sattel verbunden, das Zackig-Rauhe nebſt dem Sanft-Schönen." Dieſen Berg hatte ſchon der Miſſionär Rebmann kennen gelernt, deſſen Nachrichten darüber in Krapfs Reiſen in Oſtafrika II. 49. 73. 160. mitgetheilt ſind. Der Name ſoll Berg der Größe oder auch Berg der Karawanen bedeuten, weil ihn die Karawanen als Markzeichen des Landes ſchon aus weiter Ferne ſehen. Zu ſeinen Schönheiten gehört, daß ſich faſt jeden Mittag um ſeinen Gipfel ein Gewitter ſammelt und eine kurze Zeit lang in die Ebene hinunter blitzt und donnert. Er liegt im Lande der Dſchagganeger, denen es aber nicht einfällt, hinaufzuſteigen. Sie wiſſen daher nicht einmal, was der Schnee iſt und halten den weißen Glanz des Gipfels für Silber. Ein Negerkönig wagte es einmal, Leute hinaufzuſchicken, um nach dem Silber zu ſehen, aber nur ein einziger kehrte mit erfrornen Händen zurück, die anderen waren alle vor Kälte umgekommen.

Rebmann erfuhr, daß weiter nordöſtlich ein zweiter noch höherer Berg, Namens Kemia, liege. Das ſind die Vorſprünge, die erſten in die weiten Ebenen vorgeſchobenen Poſten des berühmten Mond-

gebirges in Centralafrika. Von dieſem noch nicht erforſchten Gebirge aus laufen alle großen Ströme Afrikas nach allen Himmelsgegenden dem Meere zu. Der Miſſionär Krapf glaubt, auf dieſen natürlichen Waſſerſtraßen werde das Chriſtenthum ins Innere des Welttheils eindringen. Der Niger wird die Friedensboten zu den verſchiedenen Ländern von Nigritien führen, während ſein großer Zufluß, der Tſchadda, zuſammen mit dem Congo die Miſſionäre nach dem weſtlichen Mittelpunkt von Afrika, nämlich nach Uniameſi bringen wird. Die verſchiedenen Zweige des Nil werden von Norden her das Evangelium nach den Aequatorgegenden tragen, während der Dſchub und Dana einen Waſſerweg ins öſtliche Central-Afrika abgeben werden, und der Kilimani oder Sambeſi endlich wird von Südoſten her ins Innere eine Heerſtraße bilden. Die Quellen aller dieſer großen Flüſſe liegen nicht ſo weit von einander entfernt, als unſere jetzige geographiſche Kenntniß uns möchte glauben laſſen. Alle dieſe Quellen ſcheinen ſich um den Aequator und das große Binnenland Uniameſi herum zu concentriren; daher man ſich nicht wundern darf, wenn die Araber alle dieſe Flüſſe aus Einer Quelle entſpringen laſſen, was nur richtig verſtanden werden muß, nämlich ſo, daß um den Aequator herum ſich die Waſſerſcheiden bilden, aus denen jene Flüſſe aus Norden, Oſten, Weſten und Südoſten ihre Richtung nehmen. Von Uniameſi (Beſitz oder Land des Mondes), ſagen die Suahilis, könne man nach vier Enden der Erde gelangen.

Die große engliſche Colonie in Neuholland, oder wie es die Engländer lieber nennen Neu-Süd-Wales, gedieh zwar vortrefflich und wuchs durch immer neue Einwanderungen aus England und Deutſchland an, hatte aber doch immer nur erſt noch einen kleinen Theil des großen Welttheils angebaut, der in weiter Erſtreckung immer noch eine nur ſpärlich von den roheſten Wilden bewohnte Wildniß blieb. Colonialprodukte baute man hier nicht. Der Hauptreichthum

der Bevölkerung beſteht in Viehzucht, beſonders in ungeheuern Heerden von Schafen. Mundy rühmt den Ertrag aus der Wolle. Ein einziger Beſitzer Namens Clark gewann jährlich an ſeiner Wolle 30 bis 40,000 Pfd. Sterling. Seit man die reichen Goldlager entdeckt hat, wimmelt es hier wie in Californien von Goldgräbern, die aus allen Nationen zuſammenſtrömen, um ſchnell durch Goldklumpen reich zu werden. Je mehr ſie verdienen, deſto mehr ſchwelgen ſie, ſo daß die Sitten hier nicht weniger verdorben ſind wie in Californien.

Intereſſant iſt, daß auch viele Chineſen in die Goldgräbereien kommen, fleißig und nüchtern arbeiten und mit ihrem Gewinne wieder davon gehen, daher ſie von den übrigen Goldgräbern beneidet, gehaßt und ſogar mißhandelt werden. Rietman ſagt in ſeinen 1868 erſchienenen Wanderungen in Auſtralien: „Die letzte Regierung ging ſogar ſo weit, von jedem Chineſen bei ſeiner Ankunft in der Colonie eine Kopfſteuer von 250 Franken zu verlangen, ſo daß eine Zeit lang die Gefängniſſe vollgepfropft waren von armen Burſchen, welche die verlangte Summe nicht beſaßen. In einem ähnlichen Mißcredite befanden ſich in frühern Jahren die deutſchen Einwanderer, welche auch von den Engländern keineswegs liebevoll aufgenommen wurden. Als es aber auch dem Kurzſichtigſten klar wurde, daß die Deutſchen ein höchſt werthvolles Element der auſtraliſchen Bevölkerung zu bilden anfingen, legte ſich die Abneigung, und jetzt nehmen die Deutſchen den ihnen gebührenden Rang in der Colonie ein. Anders verhält es ſich freilich mit den Chineſen. Dieſe beſuchen Auſtralien nicht, um ſich hier eine Heimath zu gründen. Ihr einziger Zweck iſt, Gold zu graben und dann mit den Erſparniſſen in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie leben daher äußerſt eingezogen und ſparſam, ſcheuen den Verkehr mit Weißen ſo viel wie möglich und beziehen ihre wenigen Bedürfniſſe von den chineſiſchen Kaufleuten, die ſich in Auſtralien niedergelaſſen haben. Während daher der europäiſche Goldgräber,

Dank ſeinem Mangel an ökonomiſchen Talenten, mit wenigen Ausnahmen, kaum auf einen grünen Zweig kömmt, gelingt es den meiſten Chineſen, bald ein Erkleckliches zuſammenzuſparen. Da ihr Aufenthalt in Auſtralien nur temporär iſt, ſo bringen ſie auch ihre Familien nie hieher. Ich kann mich wirklich nicht entſinnen, unter den Tauſenden von Chineſen eine einzige Frau geſehen zu haben. Auch Knaben machen erſt dann die Reiſe mit, wenn ſie bereits im Stande ſind, bei der Arbeit behülflich ſeyn zu können. Der Haß der Kaukaſier gegen die Mongolen beruht alſo lediglich auf Brodneid; denn alle Laſter, deren man ſonſt die Letztern beſchuldigt, exiſtiren meiſt nur in der Einbildungskraft ihrer Gegner, welche den Splitter in dem Auge des Nächſten, nicht aber den Balken in ihrem eigenen Auge ſehen. Die Befürchtung, welche ſchon im Parlamente von Neu-Süd-Wales ausgeſprochen worden iſt, daß durch die maſſenhafte Einwanderung der Chineſen Auſtralien nach und nach eine mongoliſche Colonie werde, iſt zu lächerlich, um einer Widerlegung zu bedürfen. Keineswegs lächerlich aber iſt es, wenn die Spannung zwiſchen den zwei Nationalitäten in rohe Gewaltacte ausbricht; wenn, wie dies in den berüchtigten Aufläufen von Lambing Flat geſchah, europäiſche Diggers in Maſſe das chineſiſche Lager überfallen, Zelte, Häuſer und Werkzeug zerſtören und deren Beſitzer mit Waffengewalt ihres Eigenthums berauben. Das waren freilich nur ungebildete Diggers, die, durch einige Führer verlockt, zu Gewaltthätigkeiten ſchritten. Aber ſogar Leute, welche den ſogenannten höhern Ständen angehören, theilen das Vorurtheil gegen die mongoliſche Race. Haben ja ſelbſt Parlamentsmitglieder, um Popularität zu erlangen, als Deviſe den Ruf: ‚No Chinese‘ angenommen. Und dies alles geſchieht zu derſelben Zeit, da die Engländer, vereint mit den Franzoſen, die Hauptſtadt Chinas ſtürmen und den kaiſerlichen Palaſt plündern, um die Chineſen zu zwingen, ihr Land dem allgemeinen Weltverkehr zu er-

öffnen. Dem Chineſen ſoll alſo engliſches Gebiet verſchloſſen werden, während die Engländer durch das Recht des Stärkern in China einfallen. Freilich ſtimmen nicht alle Coloniſten in das Geſchrei gegen die Chineſen ein. Grade der Gutsbeſitzer, mit welchem ich mich, während wir auf dem Verdecke auf und ab ſchritten, über den Gegenſtand unterhielt, nahm lebhaft die Partei der Chineſen und beklagte die Schwäche oder Parteilichkeit der colonialen Regierung, welche nicht im Stande iſt, den Mongolen im Lande vor Plünderung und Mißhandlung zu ſchützen, während das geringſte Unrecht, das einem Engländer in China angethan wird, alsbald von den Behörden begierig aufgefaßt und gerächt wird."

Die Goldgräbereien ſollen in der letzten Zeit nicht mehr ſo ergiebig geweſen ſeyn, als anfangs. Im J. 1859 wurden 12 Mill. Pfund Sterling gewonnen, 1860 deren nur 9, obgleich die Zahl der Goldgräber ſich auf 139,000 vermehrt hatte. Daher Verarmung, Lüderlichkeit, Betrug in allen Stadien.

Im Frühjahr 1860 unternahm W. Stuart eine Reiſe ins Innere des Welttheils und fand in der Mitte desſelben einen großen Salzſee, neben einer 60 Meilen langen waſſerloſen Wüſte, aber auch fruchtbares Gras- und Waideland. Im J. 1862 zogen Burke und Wills von Melbourne im Süden mitten durch den Welttheil bis nach dem großen Carpentariagolf im Norden, beide aber wurden das Opfer ihres Forſchergeiſtes, indem ſie der Erſchöpfung durch Hunger und Durſt erlagen.

Im Allgemeinen tritt das ältere Element der Bevölkerung, die der engliſchen nach Botany-Bay verbannten Verbrecher, welches Element noch zu Anfang des Jahrhunderts ſich ſehr bemerklich machte, allmälig immer mehr zurück, da die Einwanderung freier und unbeſcholtener Menſchen und mit ihr auch der Nachwuchs der im Lande unbeſcholten Gebornen beſtändig zugenommen hat. Doch hat die Gold-

gräberei wieder allerlei loſes Geſindel dem neuen Welttheil zugeführt und die Sorge um Erwerb und materiellen Genuß hält die höhere geiſtige, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung noch ziemlich zurück.

Auch die engliſche Colonie Neuſeeland gedieh zuſehends, ſeitdem die Einwanderung aus England immer mehr zugenommen hatte. Profeſſor Hochſtetter, welcher mit der öſterreichiſchen Fregatte Novara auf ſeiner Reiſe um die Welt auch Neuſeeland beſuchte, hat ein eignes vortreffliches Werk über ſie herausgegeben, aus welchen man die Reichthümer und Schönheiten derſelben erſt genauer kennen lernt. Man darf nicht zweifeln, daß die weiße Bevölkerung durch immer neue Einwanderer aus Europa vermehrt, die eingebornen wilden Maoris immer mehr zurückdrängen und bis auf einen Reſt, der ſich vielleicht mit ihr aſſimilirt, vernichten wird. Dieſe am ganzen Leibe tätowirten Maoris waren immer ſehr wild und Menſchenfreſſer, die Engländer ſind aber auch ſchlecht mit ihnen umgegangen.

Neuſeeland, eine große und ſchöne Inſel, eine der reichſten und ſchönſten der Welt, wo nur Glück wohnen ſollte, iſt doch, ſeit man ſie kennt, der Schauplatz ununterbrochenen Blutvergießens geweſen und iſt es noch. Der berühmte Weltumſegler Cook, der zuerſt mit einem engliſchen Schiffe hier landete, bewies den wilden Einwohnern Zutrauen, welches ſie erwiderten, indem ſie die Weißen für eine Art höherer Weſen hielten. Dieſer gute Glaube aber wurde bald darauf durch die Mannſchaft eines franzöſiſchen Schiffes, welches 1769 hier landete, wieder zerſtört. Denn wegen eines kleinen Diebſtahls richteten die Franzoſen ein furchtbares Blutbad unter den Eingebornen an. Dafür rächten ſich die letztern nun bei der Ankunft jeden neuen Schiffes, bis allmälig gegen Ende des Jahrhunderts durch die vielen Wallfiſchfänger, welche hier auf dem Wege zum ſüdlichen Polarmeer landeten, ein friedlicher Tauſchverkehr angebahnt wurde. Nach und nach ließen ſich auch entlaufene Matroſen förmlich

hier nieder, heiratheten einheimiſche Weiber, nutzten den Eingebornen durch die Kenntniſſe, die ſie aus Europa mitbrachten, und vertrugen ſich mit ihnen um ſo beſſer, als ſie ihnen an Rohheit der Sitten nichts nachgaben. Sie verſchafften ihnen Waffen, Tabak und Rum. Mittelſt der Eiſenwaffen und des Schießgewehrs rotteten die Stämme, die ewig mit einander im Krieg lebten, einander gegenſeitig immer mehr aus, ſo daß die Einwohnerzahl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſichtlich abnahm. Dabei blieben ſie Menſchenfreſſer und verwilderten durch den Branntwein in immer höherem Grade. Die Verworfenheit, in welcher die europäiſchen Abenteurer niedrigſter Bildungsſtufe mit den einheimiſchen Kanibalen wetteiferten, wird als greulich geſchildert. Da kam 1814 der erſte engliſche Miſſionär auf die Inſel, Samuel Marsden, dem andere folgten, und dieſe edlen Männer, einzeln und wehrlos, imponirten den Maoris, und flößten ihnen Ehrfurcht und freiwilligen Gehorſam ein. Zum Beweiſe, daß die urſprüngliche Natur dieſes auch durch ſeine todverachtende Tapferkeit ausgezeichneten Volkes eine gute und durch die ſchlechten Angewöhnungen noch nicht ganz verdorben war. Die Miſſionäre lernten die Landesſprache und fanden Vertrauen, die Religion der chriſtlichen Liebe fand unter dem Volk zahlreiche Anhänger und bald bildeten ſich um die Miſſionäre her anſehnliche Chriſtengemeinden.

Nun erfolgte leider eine gewaltſame Reaktion durch den einheimiſchen König Hongi, der anfangs die Europäer gern ſah und ſogar ſelbſt nach Europa reiste, wo er im Jahre 1820 am engliſchen Hofe durch ſeine körperliche Schönheit und durch ſeinen feurigen Geiſt Bewunderung erregte. Es war ihm aber nur darum zu thun, europäiſche Waffen in großer Menge zu erhalten, um ein zahlreiches Heer auszurüſten, alle feindlichen Stämme auszurotten und ſich zum Alleinherrn von ganz Neuſeeland zu machen. Weil er ſo viel von Napoleon gehört hatte, träumte er ſich in deſſen Rolle hinein. Als

ihm aber König Georg IV. von England die Waffenlieferung abſchlug, gerieth er in Zorn und wußte ſich auf anderen Wegen wenigſtens Waffen für 3000 Mann zu verſchaffen, mit denen er wirklich den ganzen Norden der Inſel eroberte und in Blut badete. Er hätte wahrſcheinlich auch den Süden erobert, aber von einer Kugel getroffen, ſtarb er 1828. Nach dieſer Schreckenszeit trat wieder Ruhe ein und die geängſtigten Eingebornen ſchloſſen ſich mit doppelter Liebe wieder an die Miſſionäre an. Man ſah neue Gemeinden entſtehen, neue Kapellen, Kirchen und Schulen. Die Maoris widmeten ſich freudig dem Ackerbau, der Viehzucht und nützlichen Gewerben. 13 Häuptlinge vereinigten ſich im Jahr 1833 mit den Miſſionären, den König von England zu bitten, er möge Neuſeeland als einen unabhängigen Staat anerkennen und einen Conſul daſelbſt beglaubigen, was zwei Jahr ſpäter geſchah.

Da nun aber einmal die Aufmerkſamkeit auf Neuſeeland gelenkt war und durch den nicht genug zu rühmenden Eifer der Miſſionäre geordnete Zuſtände dort eingetreten waren, fehlte es bald nicht an Auswanderungsluſtigen, die den ergiebigen Boden der Inſel ausbeuten wollten, aber auch nicht an Abenteurern und Spekulanten, die dort im Trüben zu fiſchen hofften. Im J. 1836 gründete in London ein gewiſſer Wakefield eine New-Zealand-Aſſociation im wohlwollendſten Sinne, um eine Menge weiße Familien dort anzuſiedeln und die Civiliſation auf der Inſel noch weiter auszubreiten. Das ſahen nun die Miſſionäre, welche bisher mit den ihnen ergebenen Häuptlingen allein auf der Inſel geherrſcht hatten, nicht gern und ſie begingen den Fehler, ſich der Aſſociation zu widerſetzen. Sie hätten begreifen ſollen, daß ſie durchaus nicht im Stande waren, eine namhafte Auswanderung aus England zu verhindern, nachdem die Luſt dazu einmal erwacht war und die engliſche Regierung ſelbſt einen großen Zuwachs der engliſchen Colonialbevölkerung wünſchen

mußte, um die Inſel dem britiſchen Reiche zu annektiren, den Naturreichthum derſelben der engliſchen Nation anzueignen und eine zweite wichtige Station, neben der neuholländiſchen, in der Südſee zu gewinnen. Die Renitenz der Miſſionäre war inſofern unklug. Sie hätten alles thun müſſen, ſich die Aſſociation zu befreunden. Sie begingen nun aber den noch weit größeren Fehler, ſich mit den ſ. g. Landhaifiſchen gegen die Aſſociation in ein Bündniß einzulaſſen. Dieſe übelberüchtigten Landhaifiſche (land-sharks) waren Spekulanten, die auf eigene Fauſt mit den Maoris Handel trieben und denſelben für geringe Waaren, namentlich Tabak und Rum, ganze Landſtrecken abkauften. Die engliſche Regierung wollte die Miſſionäre nicht ganz im Stich laſſen, unterſtützte alſo die Aſſociation nicht, die aber als Privatverein Mittel genug beſaß, um die Anſiedlung durchzuſetzen, und unter dem neuen Namen einer Neu-Seeland-Compagnie ihre erſte Niederlaſſung Wellington gründete in der Mitte der Inſel an dem Canal, der dieſelbe in eine nördliche und ſüdliche Hälfte trennt. Der Zudrang der Einwanderer war außerordentlich und 1840 erhielt die Compagnie auch die Sanktion der engliſchen Regierung, welche Neuſeeland für eine Colonie der britiſchen Krone erklärte und Hobſon zum erſten Gouverneur ernannte. Derſelbe nahm ſeinen Sitz zu Auckland, was damals noch ein ſehr kleiner Ort war.

Nun brach aber bitterer Hader zwiſchen den drei Faktoren, der alten Miſſion, der neuen Compagnie und der neuen Regierung aus, wodurch Unordnung in die Verwaltung kam, welche nicht nur untreuen Beamten und Spekulanten, ſondern noch einem verwilderten Theile der Maoris erwünſchten Anlaß zu Betrug und Raub gab. Erſt 1847 brachte der neue Gouverneur George Grey wieder Ordnung und Strenge in die Verwaltung und unterwarf die Maoris, welche rebellirt hatten. Die Einwanderung aus Europa mehrte ſich unter dieſen Umſtänden und Grey ſetzte die wichtigſte Maßregel durch,

welche den Landhaifiſchen gegenüber getroffen werden konnte und mußte, nämlich das Verbot, daß Privatperſonen von den Eingebornen fernerhin Land kaufen durften, weil die einfältigen und rohen Maoris dabei gewöhnlich ſchändlich betrogen und mit Recht zu neuem Haß gegen die Coloniſten aufgereizt worden waren. Greys Verwaltung war ſo vortrefflich und die Colonie wuchs durch Einwanderungen in dem Grade, daß er im J. 1853 bereits eine Verfaſſung für Neuſeeland verkündigen konnte mit einem Oberhaus und Unterhaus, nach welchem Muſter auch in jeder der neuen Provinzen eine Provinzialverfaſſung und Provinzialregierung gegründet wurde.

Im J. 1861 wurde im Süden der Inſel ein reiches Goldlager entdeckt und nachher noch mehrere andere. Auch Steinkohlen fanden ſich in reicher Menge. Die Anweſenheit Hochſtetters, eines ausgezeichneten Naturforſchers, trug ganz beſonders dazu bei, den Naturreichthum der ſchönen Inſel zu conſtatiren.

Leider trug das Verfahren der Landhaifiſche noch ſchlimme Früchte. Der Häuptling Wirimu wollte mit Recht nicht leiden, daß die Weißen einen Diſtrict beſetzten, der ihnen verrätheriſch von einem ſeiner Untergebenen ohne Auftrag verkauft worden war. Er verjagte die engliſchen Feldmeſſer, ſogleich aber wurden Truppen gegen ihn geſchickt, die den erſten Angriff machten. Er proteſtirte dagegen und verwahrte ſich, daß er nicht angegriffen habe, ſchlug aber nachher die Engländer zurück, am 6. November 1860. Man hörte nachher, General Cameron habe ſich verſtärkt, um den Krieg mit mehr Nachdruck fortzuſetzen. Aber noch im Sommer 1863 berichteten engliſche Zeitungen, die Unruhen, welche die in ihrem Recht ſo ſchwer gekränkten Eingebornen erregten, ſeyen immer noch nicht geſtillt. Wie es ſcheint, nimmt es hier ſeinen Verlauf, wie in den engliſchen Colonien von Nordamerika. Die Eingebornen werden allmälig immer mehr verdrängt, zuſammengedrängt, und wenn ſie ſich empören, ausgerottet. Im Parlament zu

London erklärte Roebuk zu Anfang des Juli 1863 geradezu: die Ausrottung des braunen Mannes ſey ein Naturgeſetz und es ſey nur Englands Pflicht, das Elend dieſes Naturproceſſes ſcharf und kurz zu machen. Die Maoris wehren ſich aber immer noch als Verzweifelte, und nach den letzten Nachrichten iſt der Reſt der Maoris noch immer nicht ganz weder befriedigt, noch unterworfen oder ausgerottet.

Achtes Buch.

Der Bürgerkrieg in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten ſich über Texas bis an den Rio Grande und im Weſten bis zum goldreichen Californien ausgedehnt, durch die jährlichen Einwanderungen aus Europa immer mehr bevölkert und erfreuten ſich eines außerordentlich großen Wohlſtandes, als ſie plötzlich durch einen blutigen, vier Jahre lang dauernden Bürgerkrieg erſchüttert wurden. Veranlaſſung dazu gab die Sclavenfrage, welche ſich, weil die Intereſſen dabei gar zu entgegengeſetzte waren, nicht mehr friedlich löſen ließ.

In Europa ſah und ſieht man dieſe Frage vorzugsweiſe gern aus dem Geſichtspunkt der chriſtlichen Bruderliebe oder der Humanität und des Liberalismus an und fordert die Abſchaffung der Sclaverei als einer Verſündigung an der Würde und dem Recht des Menſchen. Nur in England hatte man ganz andere Gedanken und Abſichten, als man in den Colonien die Negerſclaverei abſchaffte und mit größter Oſtentation im Namen des Chriſtenthums und der Civiliſation die

Abschaffung derselben auch in allen andern Staaten verlangte. Diese frommen Engländer wollten sich nur eine Concurrenz vom Halse schaffen. Durch die Arbeit von vielen Millionen schwarzen Sclaven in den Vereinigten Staaten wurden dort so viele Colonialwaaren, namentlich Baumwolle producirt, daß die amerikanischen Handelshäuser den Markt beherrschten und die in den englischen Colonien Ostindiens erzeugte Baumwolle gegen die nordamerikanische nicht aufkam. Nun gab es kein besseres Mittel, die Baumwollenproduction in den Vereinigten Staaten zu zerstören oder wenigstens sehr zu verkleinern, als die Befreiung der Sclaven, welche bekanntlich, sobald sie frei sind, nicht mehr arbeiten wollen. Die europäischen Großstaaten, welche von der Sclaverei keinen Nutzen hatten und die auch bei ihren theils frommen, theils liberalen Bevölkerungen sich durch ihren Eifer gegen die Sclaverei gern populär machten, schloßen seit 1831 (Frankreich) und seit 1841 (Rußland, Oesterreich und Preußen) mit England Verträge, worin sie sich verpflichteten, in ihrem Gebiet keine Sclaverei mehr zu dulden, und 1845 vereinigten sich England und Frankreich noch insbesondere zu einer Ueberwachung der Küsten Afrikas, um die Sclavenausfuhr von da zu verhindern.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika selbst hatte seit der Einwanderung der Puritaner, Quäker, Herrnhuter, Methodisten, der wegen ihres Glaubens verfolgten Pfälzer, Salzburger ꝛc. mehr Frömmigkeit geherrscht, als in Europa, wo die Maitressenwirthschaft an den Höfen und die Freigeisterei Glauben und Sitte verdarben, und doch hatte man in Amerika die Sclaverei mit dem Christenthum verträglich gefunden. Als die Union sich vom englischen Mutterlande losriß und unter den nordamerikanischen Bürgern republikanischer Rechtssinn in musterhafter Reinheit waltete, von ganz Europa bewundert, fiel es doch niemand im Congreß zu Washington ein, die schwarze Race mit denselben bürgerlichen Rechten beschenken zu wollen,

wie die weiße. Auch trugen die ſchwarzen Menſchen kein Verlangen darnach. Man folgte noch dem natürlichen Gefühl, noch keiner Abſtraction und künſtlichen Schablone. Erſt ſehr allmälig kam hier die Partei der Abolitioniſten auf, welche ſich die Aufhebung der Sclaverei zum Ziele ſetzten. Anfänglich waren es edle Schwärmer, die entweder von der chriſtlichen Bruderliebe oder von den ſ. g. Menſchenrechten ausgingen und den Negern die gleiche Befähigung zutrauten, wie den Weißen, oder ſich wenigſtens einbildeten, wenn man den Schwarzen nur gleiche Rechte gewähre, wie den Weißen, würden ſie auch bald zu gleicher ſittlicher und intellectueller Befähigung gelangen. Es waren edle und uneigennützige Männer, die dem Geſetz zuwider in die Sclavenſtaaten gingen, um den Negern Freiheit zu predigen und ihre Kinder zu unterrichten. Sie thaten es mit Gefahr ihres Lebens. Sie muß man daher auch unterſcheiden von den erſt in neuerer Zeit aufgetauchten Spekulanten, welche die Schwärmerei für die Neger zur Modeſache machten und auf Koſten der Wahrheit die Grauſamkeit der Sclavenbeſitzer und die rührende Unſchuld und Tugend der Sclaven übertrieben. Im Jahr 1852 ſchilderte eine Dame, Harriet Beecher Stowe, in dem Romane „Onkel Toms Hütte" die Leiden der Negerſclaven in den Vereinigten Staaten und erntete davon unermeßlichen Ruhm, denn ihr Buch wurde in alle Sprachen überſetzt. Und doch enthielt es nichts, als eine große ſentimentale Lüge, denn gibt es auch harte Herren, ſo ſind ſie doch nur Ausnahmen, da es im Intereſſe der Herren liegt, ihre Arbeiter geſund, wohlgenährt und bei guter Laune zu erhalten, und gibt es auch viele gutmüthige und treue Neger, ſo bleibt doch die Regel dieſer Race das Kindiſche und Halbthieriſche. Miſtreß Stowe macht aus den Weißen Karricaturen, Henker und Teufel, aus den Schwarzen Ideale, unſchuldige Opfer und Engel. Das iſt einfach gelogen.

Allein in den Vereinigten Staaten ſelbſt fand dieſe Uebertreibung

Beifall, wie auch die anfangs sehr gering geachteten Abolitionisten immer mehr Terrain gewannen. Das verdankten sie nicht irgend einem edlen christlichen oder menschlichen Gefühl, sondern nur dem Neide, mit welchem die Staaten des Nordens und insbesondere des Westens nach den reichen Sclavenstaaten im Süden hinüberschielten.

Graf Reichenbach „Krisis in Nordamerika 1863" sagt sehr wahr: „Während unter Menschen desselben Stammes das Unterthanenverhältniß mehr auf positiver Rechtsbestimmung beruht, hat unter Menschen verschiedener Racen die Natur selbst dem Herrn wie dem Knechte ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Sociale Gleichstellung, wohl gar Familienverbindung mit dem Schwarzen will daher auch der Abolitionist so wenig wie der Mann des Südens. Hiergegen empfinden vielmehr beide die tiefste Antipathie, wie denn schon die eigenthümliche Ausdünstung, welche den Vollblutneger verräth, abstoßend wirkt. Gerade je weniger daher die Gesetze Schranken ziehen, desto mehr thut dies die Sitte. De Tocqueville und Julius bemerken aus eigener Anschauung, daß der Instinkt gegen den Neger in den sclavenlosen Staaten noch größer ist, als in den sclavenhaltenden. In Kirchen, Schulen, Taubstummenanstalten, ja sogar in Rettungshäusern für jugendliche Verbrecher wird der Schwarze im freien Norden vom Weißen getrennt gehalten. In Philadelphia, im freien Staate Pennsylvanien und Boston, im freien Staate Massachusetts stehen die Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger abgesondert hinter denen der Weißen, oder sind durch einen Stern bezeichnet. In New-York — im freien Staate gleiches Namens — wird keinem Farbigen gestattet, einen Erlaubnißschein zur Haltung eines von einem Pferde gezogenen Karrens zu lösen; er muß selbst die Rolle des Pferdes übernehmen. In dem für die Befreiung des Negers geführten Kriege ward ein Negeroffizier, weil er ausnahmsweise einmal ein weißes Regiment aus dem freien Staate Maine zu befehligen bestimmt

wurde, sofort von diesen weißen Freiheitsschwärmern mit dem Tode bedroht, wenn er sich ein Commandowort erlauben würde. Auf dem Kirchhofe zu Cincinnati endlich — im freien Staate Ohio — liegen die weißen Leichen von Norden nach Süden, die schwarzen von Osten nach Westen; also Ungleichheit und Absonderung bis auf den Gottesacker! So macht die Natur der Dinge sich geltend da, wo das Gesetz sie ignorirt. Und daß sie sich dessenungeachtet geltend macht, ist nicht Fluch, sondern Segen. Auf der Antipathie des Weißen Nordamerikas gegen Familienverbindung und sociale Gleichstellung mit Menschen anderen Stammes überhaupt, vor allem aber mit dem Neger, beruht die Reinheit der Race; gerade diese aber ist, bei aller Demokratie der Staatseinrichtungen, das germanisch-aristokratische Moment, welches die Bevölkerung der früher vereinigten Staaten noch heute so hoch über die romanischen Mischlingsgenerationen Mexikos und Südamerikas stellt."

Es liegt in der That ein ungeheurer Widerspruch in dem Drängen nach Abschaffung der Sclaverei und in dem gleichzeitigen und von den Abolitionisten selbst am unbarmherzigsten kundgegebenen Hasse gegen die schwarze Race. Man will die Schwarzen befreien und doch nicht unter sich dulden. Mit Recht bemerkt Reichenbach, die Behandlung der Schwarzen im Süden sey nur hie und da in neuerer Zeit härter geworden, weil die Abolitionisten die Sclaven systematisch zu verführen und zur Flucht oder Rebellion aufzureizen trachteten. Onkel Toms Hütte sey ein Parteiroman voll Uebertreibung und Unwahrheit, wie sich jeder überzeugen könne, der die Neger in den Südstaaten selbst in ihrer harmlosen Fröhlichkeit beobachte.

Die Südländer waren schon seit geraumer Zeit die herrschende Partei in der Union. Diese Partei hieß sehr unpassend die demokratische, man hätte sie vielmehr die aristokratische nennen sollen. Denn ihren Kern bildeten die reichen Sclavenbesitzer, die großen

Producenten der Baumwolle, zum Theil die Nachkommen der aus England ausgewanderten Cavaliere und des französischen Adels in Louisiana. Durch aristokratische Geburt, durch Reichthum, sociale und politische Bildung fühlten sie sich erhaben über die bürgerlich steifen Puritaner und Quäker, sowie über die hungerleidenden Glücksritter aus Deutschland und Irland im Norden der Vereinigten Staaten. Alle Präsidenten der Union und alle übrigen bedeutenden Staatsmänner und Generale, alle irgend einflußreichen Beamten waren bisher aus der demokratischen Partei des Südens hervorgegangen. Die Partei war im Vollbesitz der Macht, wurde daher von den Yankees im Norden beneidet.

Nun waren aber auch viele der alten bürgerlichen Puritaner und Quäker und rührige Einwanderer im Norden durch den Handel reich geworden und ihre Rivalität mit den reichen Grundbesitzern im Süden war für die Entwicklung des Haders noch wichtiger, als der Groll der Armen gegen die Reichen. Die Kaufleute in New-York rechneten. Die Bilanz zwischen Süd und Nord stand ungünstig für den letztern. Der Norden führte jährlich nur für 91 Millionen Dollars Waaren aus und dagegen für 350 Millionen Waaren ein und die letztere Summe kam größtentheils in den Süden für Baumwolle und andere Rohprodukte. Dagegen führte der Süden jährlich nur für 32 Millionen Waaren ein. Folglich mußte der Norden darauf denken, erstens womöglich wohlfeilere Rohprodukte aus dem Süden zu beziehen und zweitens im Süden einen einträglicheren Markt für seine Ausfuhrartikel zu gewinnen, als bisher. Beide Zwecke konnten nur erreicht werden, wenn man die bisherige Aristokratie als solche ausrottete und an ihre Stelle eine ganz andere Bevölkerung im Süden consolidirte. Wurden die großen Güter im Süden in viele kleine zerschlagen, die schwarzen Sclaven frei gemacht und zerstreut und überall im Süden Yankeefamilien angesiedelt, so ließ sich erwarten, daß einerseits weiße

Arbeiter die Rohprodukte billiger liefern würden, als die bisherigen Sclavenbesitzer, und daß andererseits diese vielen weißen Familien dem Norden mehr Industrieartikel abkaufen würden, als es die bisherige Aristokratie gethan hatte. Daß solche Erwägungen im Norden gepflogen wurden, wenn man sie auch nicht zur Schau trug, erhellt aus vielen Thatsachen und auch aus einzelnen Aeußerungen. *)

Norden und Süden begannen in der Gründung neuer Bundesstaaten und Territorien zu concurriren. Im Westen der Union nahm die Bevölkerung, besonders durch die vielen Einwanderer aus Deutschland und Irland, außerordentlich zu und wurden von dem unermeßlich ausgedehnten Unionsgebiete, welches bisher nur von wilden Indianern und großen Büffelheerden durchstreift worden war, immer neue Gebiete colonisirt und zunächst als Territorien unter die Aufsicht der Union genommen, dann wenn die Bevölkerung zahlreich genug geworden war, als selbständige Staaten den andern Bundesstaaten angereiht und im Congreß vertreten. Die Bevölkerung der westlichen Staaten bestand größtentheils aus Farmers (Bauern) und Kleinbürgern der Städte, die von eigener Arbeit lebten, ohne Sclaven; sie

*) Ein amerikanischer Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1864, Nr. 100 sagt: „Es mag für den Norden zweckmäßig seyn, wenn Sclavenhalter und Neger zugleich ausgerottet werden.“ Dasselbe Blatt 1864, Nr. 225 theilt aus dem Basler Missionsmagazin folgende charakteristische Aeußerung mit: „Jeder Neger, der im Kampfe fällt, erleichtert den Ueberlebenden die endliche Lösung der Frage, indem er die Zahl der Schwarzen vermindert.“ Damit stimmt die grausame Art der Kriegführung überein. Man verbrennt in Virginien Städte und Dörfer, vernichtet das Eigenthum, schleppt die emancipirten Sclaven auf die Schlachtfelder und läßt ihre Weiber und Kinder massenhaft verhungern. Der Prediger Fisk in Memphis begrub allein in drei Monaten 1200 Schwarze, die man zwar von der Sclaverei befreit, aber in Hunger und Krankheit hatte verschmachten lassen. Nach dem erstgenannten Correspondenten der Allgem. Zeitung.

hielten alſo mit den übrigen Nordſtaaten zuſammen und brachten ſogar ein neues Leben in dieſelben, inſofern ſie den ſtolzen Baumwollenbaronen im Süden mit ihren ſchwarzen Sclaven noch abholder waren, als die reichen Kaufleute in den großen Handelsſtädten im Oſten, die den Baumwollenhandel des Südens mehr oder weniger vermittelten. Die weſtlichen Staaten vereinigten nun im Congreß ihre Stimmen mit denen der bisherigen Nordſtaaten, die ſich bis dahin noch in der Minderheit befanden. Um ihnen nun die Möglichkeit, daß ſie einmal die Mehrheit erlangen könnten, zu nehmen, verſtärkten ſich die Südſtaaten durch die neuen, ſeit dem ſiegreichen Kriege mit Mexiko eroberten Staaten, die gleich ihnen Sclaven hielten und deren Vertreter im Congreß mit ihnen ſtimmten. Es handelte ſich nun noch um die bisher unbewohnten weiten Gebiete im Südweſten der Union. Wurden dieſe vom ſclavenhaltenden Süden aus coloniſirt, ſo gewann der Süden durch ſie neue Stimmen, wenn vom Norden aus, der Norden. Die Südſtaaten hatten bisher die Mehrheit im Congreß und aus ihnen ging auch regelmäßig der Präſident der Union mit den höchſten Beamten hervor. Sie ſuchten ſich nun auch der Zukunft zu verſichern und ſetzten 1850 den ſ. g. Clay'ſchen Compromiß durch, demzufolge die Sclaverei nicht nur als zurechtbeſtehend anerkannt, ſondern auch die Nordſtaaten verpflichtet wurden, Neger, die aus dem Süden zu ihnen flüchteten, wegzufangen und auszuliefern. In der That eine grobe Zumuthung und Beleidigung der Nordſtaaten, die auch als ſolche empfunden wurde. Die Abolitioniſten gewannen von dieſer Zeit an mehr Anhang. Seit 1854 haderte man im Congreß, welcher Partei die weiten ſüdweſtlichen Gebiete Nebraska und Kanſas zufallen ſollten. Die Sclavenhalter im Süden ſuchten ſich zunächſt darin feſtzuſetzen, um neue Sclavenſtaaten zu bilden. Die weißen Bauern und Kleinbürger im Norden wanderten aber von der andern Seite ebenfalls zahlreich ein und beide rangen um das Uebergewicht,

wobei es zu blutigen Exceſſen kam. Die Südſtaaten ſetzten durch, daß Kanſas ein Sclavenſtaat hätte werden müſſen, wenn ihre Partei der Gegenpartei in der Zahl überlegen geweſen wäre. Durch eine außerordentliche Anſtrengung der Abolitioniſten gelang es aber, den Farmern des Nordens, indem ſie maſſenhaft einwanderten, das Uebergewicht zu verſchaffen, und ſo wurde Kanſas als ein ſclavenfreier Staat in die Union aufgenommen.

Dieſer erſte Sieg des Nordens hatte große Folgen. Die bisher einigen Südſtaaten ſpalteten ſich in zwei Parteien, eine gemäßigte unter Douglas, der die Sclaverei nur in den Staaten behaupten wollte, wo die demokratiſche Partei durch Mehrheit der Stimmen es verlangen würde, und eine Ultrapartei unter Breckenridge, der das Recht, Sclaven zu halten, allen andern Rechten voranſtellte. Dieſe Spaltung der Demokraten kam dem Norden zu gute, der von nun an alle Gegner des Südens, die es aus verſchiedenen Gründen geweſen waren, in einer großen Partei vereinigte. Dieſe Partei nannte ſich die republikaniſche, nicht ohne Rückſicht auf die zahlreichen deutſchen Einwanderer, unter denen gar viele für die Republik ſchwärmten. Die Abolitioniſten würden mit ihrem chriſtlichen Eifer nicht durchgedrungen ſeyn, wenn man nicht den vielen religiös indifferenten Freiheitsfreunden und kleinen Beſitzern und Arbeitern Haß und Neid gegen die reiche Ariſtokratie des Südens eingeflößt und in ihnen die Hoffnung erweckt hätte, ſie würden einſt den Süden erobern und die reichen Güter der Ariſtokratie unter ſich theilen. Genug, die republikaniſche Partei hatte ſich unter der Hand mächtig verſtärkt und als die vierjährige Regierungsperiode des damaligen Präſidenten Buchanan aus den Südſtaaten zu Ende ging, fielen am 4. Nov. 1860 die meiſten Stimmen bei der Präſidentenwahl auf Abraham Lincoln aus Kentucky, und zum Vicepräſidenten wurde Johnſon aus Teneſſee gewählt. Beide waren Männer des Weſtens und aus niederem

Stande. Lincoln ein ehemaliger Holzfäller und Schiffer, Johnson ein Schneider.

Dieſe Wahl war ein Donnerſchlag für die Südſtaaten, die ſich nicht darüber täuſchten, daß es ſich nicht blos um ihre Herrſchaft im Congreß, ſondern auch um ihren Beſitz handle. Man ſchätzte den Werth ihrer Sclaven allein zu zwanzig Milliarden Franken. Aber die Männer des Südens waren voll Energie und zur kühnſten Offenſive entſchloſſen.

Schon am 20. December 1860, während Buchanan noch Präſident war, proklamirte der Convent von Südcarolina in Charleston, der Hauptſtadt dieſes Staates, deſſen Trennung von der Union, ſofern jeder Staat, wie er frei in die Union eingetreten ſey, auch wieder aus derſelben austreten könne: „Wir Volk des Staates von Südcarolina, als Convention verſammelt, erklären durch Gegenwärtiges, daß die von uns in der Convention von 1788 angenommene Erklärung, durch welche die Verfaſſung der vereinigten Staaten ratificirt wird, ſo wie alle daraus folgenden Acte zurückgenommen ſind.“ Das Eigenthum der Union innerhalb des Staates Südcarolina wurde ſofort als Eigenthum des genannten Theilſtaates angeſehen. Der wichtige Hafen von Charleston hatte drei Forts, worin Unionstruppen lagen. Dieſe Forts ſprach nun der Staat Südcarolina ebenfalls für ſich an, weshalb die ſchwache Beſatzung ſogleich Verſtärkungen verlangte, aber Präſident Buchanan lehnte das unter nichtigen Vorwänden ab. Major Anderſon, der die Beſatzung commandirte, gab am Weihnachtsabend das Fort Moultrie freiwillig auf und concentrirte die Unionstruppen in dem Fort Sumter, welches ſich am beſten vertheidigen ließ. Er hätte durch die rebelliſchen Einwohner gehindert werden können, dieſe Concentrirung vorzunehmen, allein er täuſchte ſie vollſtändig durch ſeine eigene Theilnahme an einem Feſtgelage

und ließ in der Nacht, während faſt alles trunken war, die Truppen raſch überſetzen.

Schon im Anfang Januar 1861 ſchloßen ſich die Staaten Miſſiſippi, Alabama, Florida, nachher auch Nordcarolina, Georgien und Louiſiana dem Convent von Charleston an und bildeten eine neue Union der Südſtaaten, die ihre Deputirten ſchon am 4. Februar in Milletgeville im Staate Georgien verſammelte und Jefferſon Davis zu ihrem Präſidenten, Stevens zu ihrem Vicepräſidenten wählte. Die neue Union behielt das Sternenbanner bei, aber in 13 horizontalen Streifen, abwechſelnd blau, roth und weiß. Das alles geſchah noch, ehe Buchanan ſein Amt niedergelegt hatte, was immer erſt vier Monate nach der Neuwahl, alſo am 4. März geſchehen durfte. Buchanan ſpielte den Neutralen, ließ aber ſeine Beamten alles vorkehren, was die Mittel der Union ausſchließlich den Südſtaaten in die Hände ſpielen mußte. Der Kriegsminiſter Floyd vernachläſſigte abſichtlich die von Unionstruppen beſetzten Forts im Süden, ſo daß ſie den Rebellen in die Hände fallen mußten. Auch die active Armee von 14,000 Mann, die man unter dem Vorwand, die Indianer überwachen zu müſſen, im Süden zurückgehalten hatte, gingen der Union verloren und 770,000 Gewehre und 200,000 Revolver wurden noch in der Geſchwindigkeit aus dem Norden in den Süden ſpedirt, ſo daß für Lincoln von der aktiven Armee nur 6 bis 700 Mann als nothdürftige Garniſonen in Waſhington zurückblieben. Auch der Marineſekretär Toucey ſorgte dafür, daß die Schiffe der Union nach allen Richtungen hin in die Ferne geſchickt und mehrere noch ganz brauchbare abgetakelt wurden, damit der neue Präſident auch keine Flotte finden könne.

Im Norden ſelbſt war die demokratiſche Partei, die es mit dem Süden hielt, noch ſehr zahlreich. Als Lincoln ſeine Heimath verließ, um ſein neues Amt in Waſhington anzutreten, mußte er ſich ver-

kleiden, um ungekränkt durch Baltimore paſſiren zu können. In Waſhington ſelbſt, wo er am 4. März 1861 die Regierung übernahm, war nichts für ihn vorgekehrt, die Kaſſen, die Arſenale waren leer.

Man muß ſich wundern, daß die Südſtaaten, die ſchon im April 150,000 Mann unter den beſten Offizieren und Generalen beiſammen hatten, nicht raſch gegen Waſhington vorgedrungen ſind, denn die Hauptſtadt der Union war damals noch wehrlos. Davis verlegte den Congreß der Südſtaaten, zu denen noch Virginien, Texas, Tenneſſee und Arkanſas hinzutraten, nach Montgomery im Staat Alabama, und eröffnete ihn am 29. April. Damals wäre es Zeit geweſen, ſeinen Rivalen Lincoln in Waſhington überfallen und vertreiben zu laſſen. Aber er ließ ihm unklugerweiſe Zeit, ſich zur Vertheidigung zu rüſten.

Lincoln vertrat die ganze Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit und Beſonnenheit der anglo-germaniſchen Race, obgleich von geringer Geburt und ohne Erziehung und Schule, doch voll Verſtand, zum Beweiſe, daß ungeſchulte Leute durch Genie und Takt oft mehr ausrichten können, als Beamte, die alle Schulen und Examina durchgemacht haben. Abraham Lincoln war 1809 in Kentucky geboren, Sohn eines armen Farmers, hatte eine rauhe Jugend, war Bauer, Holzhauer, Schiffmann, machte als Freiwilliger einen Feldzug gegen die Indianer in Florida mit, eröffnete einen kleinen Laden, wurde von ſeinem Aſſocié betrogen, gab ſich nachher mit Feldmeſſen ab, wurde in die Geſetzgebung von Illinois gewählt, machte dann als Advocat gute Geſchäfte und wurde 1846 erſtmals in den Congreß zu Waſhington gewählt, wo er ſich als eifriger Republikaner, Feind der Sclaverei und guter Redner auszeichnete. Von ſeiner Perſönlichkeit erhalten wir im Tagebuch des ſpäter von Lincoln aus Amerika verwieſenen Timescorreſpondenten ein ſehr lebendiges und charakteriſtiſches, wenn auch ein wenig karrikirtes Bild: „Bald darauf trat daſelbſt, mit einem

ſchlenkernden, loſen, unregelmäßigen, faſt ſchwankenden Gange, ein ſchlanker, magerer, weit über 6 Fuß hoher Mann ein, mit niederhängenden Schultern, langen pendelartigen Armen, die in Händen von außerordentlichen Dimenſionen endigten, welche indeß von Proportion von ſeinen Füßen weit übertroffen wurden. Er war in ein ſchlecht anliegendes, runzeliges, ſchwarzes Gewand gekleidet, das einen an die Uniform eines Leichenbegängnißunternehmers gemahnte, um ſeinen Hals war ein ſchwarz ſeidenes, in einem großen Knoten endigendes ſchmales Tuch gebunden, mit fliegenden über ſeinen Rockkragen hervorragenden Zipfeln: ſein hinabgebogener Hemdkragen enthüllte einen ſehnigen und muskulöſen gelben Hals, und über dieſem erhob ſich, unter einer großen ſchwarzen Maſſe Haars, das borſtenartig und dicht in die Höhe ſtand, in eigenthümlicher Form Geſicht und Kopf des Präſidenten Lincoln. Der Eindruck, welchen die Länge ſeiner Arme und Beine und ſeine ſchlappenden und weit vorragenden Ohren hervorbrachten, mag ſich verwiſchen durch den Anſchein von Freundlichkeit und Scharfſinn und durch die linkiſche Bonhomie ſeines im ganzen übrigens nicht unangenehmen Geſichts; der Mund iſt wahrhaft ungeheuer, die Lippen hervorſtehend und ſich faſt von der einen Linie ſeines ſchwarzen Barts zur andern erſtreckend, werden in Ordnung gehalten durch zwei von den Naſenlöchern bis zum Kinn herablaufende tiefe Furchen; die Naſe ſelbſt — hervorragendes Organ — ſteht aus dem Geſicht heraus, mit einer forſchenden, ängſtlichen Miene, als ob ſie nach irgend etwas Gutem im Winde ſchnüffle; die Augen, dunkel, voll und tiefliegend, ſind durchdringend und haben einen Ausdruck, der faſt an Zärtlichkeit grenzt, und über ihnen ragen ſtruppige Braunen hervor, die ſich in den kleinen harten Stirnraum verlaufen, deſſen Entwicklung, wegen der unregelmäßigen Flocken dichten ſorglos darüber gebürſteten Haars, kaum beſtimmt genug geſchätzt werden kann."

Lincoln machte den energiſchen Seward zum Staatsſekretär und wahrte einſtweilen nur das Recht, die Untrennbarkeit der Union, ohne noch die Sclavenfrage zu berühren. Sodann ließ er 75,000 Milizen einberufen, nur um Waſhington einſtweilen zu ſchützen und bald ſollte ihre Zahl verzehnfacht werden.

Die nördlichen und weſtlichen ſclavenfreien Staaten hatten zwar eine ſehr überlegene Bevölkerung von 19 Millionen Weißen, während die Südſtaaten nur 8 Millionen und darunter die Hälfte Schwarze zählten; aber im Süden herrſchte viel mehr ritterlicher Geiſt und die Sclaven blieben ihren Herren treu und haben ſich nirgends gegen ſie empört. Ueberdem wurde die Herſtellung einer tüchtigen Armee der Union außerordentlich erſchwert durch die nun einmal ſchon herkömmlichen Betrügereien und Speculationen auf die Staatskaſſen. Bei den ausgeſchriebenen Lieferungen wurde fabelhaft betrogen und geſtohlen. Man kaufte um hohen Preis geſchwind durch Betrüger aus Europa beſtellte Gewehre an, von denen nicht der zehnte Theil brauchbar war. Juden erſchlichen ſich große Lieferungen von Schuhwerk für die Truppen und nachher fand ſich, daß die Schuhe nur Sohlen von Pappdeckel hatten. Pferde wurden gekauft, als unbrauchbar ausrangirt und doch für andere Regimenter wieder zu hohem Preiſe gekauft. Ebenſo Waffen aller Art zwei- und dreimal bezahlt. Auch die Anwerbung von Truppen kam in die Hände der Schwindler. In Sanders Geſchichte des Kriegs leſen wir: „Der Polizeichef Oberſt Baker war mit großer Umſicht und ſeltener Ausdauer nach und nach ganzen Geſellſchaften und Rekrutenmäklern, Schreibern der offiziellen Werbebureaus und Sergeanten der Rekrutendepots auf die Spur gekommen, welche ſich beim Rekrutirungsſchwindel gegenſeitig halfen und ſich in den dabei erzielten Gewinn theilten. Es gab Leute, die ſich mit Hülfe dieſer Gauner 20 Mal hatten anwerben laſſen, immer das Handgeld bezogen und nie länger als 24 Stunden im Rekruten-

depot verweilt hatten. Ganze Gemeinden und Counties ſahen plötzlich, daß ſie auf dieſe Weiſe ihr Contingent nicht durch wirkliche Rekruten geſtellt, ſondern ihm nur durch gefälſchte Anwerbungspapiere Genüge geleiſtet hatten. Einer der Angeſtellten im Rekrutendepot zu New-York, Sergeant Mulhorn, welcher den Rekruten gegen den feſten Preis von 50 Dollars die Entweichung aus dem Depot geſtattete, gab ſelbſt an, daß von 10 Angeworbenen in der Regel nur 1 wirklich zur Armee gelangt ſey; früher ohne alle Mittel, hatten ihm ſeine Betrügereien bereits ſo viel eingetragen, daß er eine Farm für 14,000 Dollars kaufen und baar bezahlen konnte. Ein College von ihm, ein unwiſſender, bisher armer Matroſe, hatte zur Zeit der Aufdeckung des Schwindels 400,000 Dollars in der Bank deponirt. Wie groß die Gewinne der Rekrutenmäkler waren, geht daraus hervor, daß im Jahr 1864 zwei New-Yorker Mäkler 250,000 Dollars Nettogewinn zurücklegen konnten."

Auch die Angeworbenen ſtahlen, nahmen das hohe Angeld, liefen davon und ließen ſich anderswo noch einmal um daſſelbe Geld anwerben, oder ſie faullenzten, blieben zurück, liefen vor der Gefahr davon, bis die drei Monate verfloſſen waren, für welche ſie ſich zum Dienſt verpflichtet hatten. Alles Maaß aber überſtiegen die Begünſtigungen und Beſtechungen bei den Anſtellungen der Offiziere, Oberſten und Generale. Man zählte zuletzt in der Unionsarmee 43,000 Offiziere und 250 Generale, die ohne alle Vorbildung und Talent um hohen Sold Führer der Truppen wurden und größtentheils nie Pulver gerochen hatten.

Die Union war bisher der reichſte Staat in der Welt geweſen, bei einer wohlfeilen Regierung und einträglichen Zöllen ohne Staatsſchuld. Jetzt auf einmal mußten die beiden getrennten Unionen binnen Jahresfriſt ungeheure Schulden machen. Den Südſtaaten fehlte das Geld noch mehr als den Nordſtaaten, dennoch machten ſie die

größten Anstrengungen. Dabei hatten sie die traurige Aussicht, ihre Produkte nicht mehr absetzen, durch den Handel nichts mehr gewinnen zu können, denn die Nordstaaten rüsteten Schiffe aus, um alle südlichen Häfen zu blokiren und die Ausfuhr der Baumwolle und anderer Colonialwaaren zu verhüten. Damit aber die im Süden erzeugte Baumwolle den Nordstaatlichen nicht in die Hände falle, wurde sie, wenn von den letztern Gefahr drohete, im Süden sogleich massenhaft verbrannt. Dadurch wurde nun auch Europa in nicht geringen Schrecken und Nachtheil versetzt, weil die Baumwolle zu fehlen anfing und immer theurer wurde, namentlich in England große Baumwollenfabriken stillestehen mußten und tausende von Arbeitern brodlos wurden. Es fehlte daher nicht an Wünschen, daß die europäischen Großmächte die Vermittlung übernehmen möchten. Allein Lincoln und Seward hielten fest an der Monroe-Doctrin, die keine europäische Intervention auf amerikanischem Boden duldete, und erklärten es für einen casus belli, wenn England oder Frankreich die Unabhängigkeit der Südstaaten anerkennen wollten. Sie wollten aber nicht. Im Hintergrunde lag die Besorgniß, die Südstaaten würden in nicht langer Zeit ihre neue Union über Mexiko und Cuba ausdehnen wollen. Daraus erklärt sich zum Theil die mexikanische Politik Napoleons III. Zweitens besorgte man, wenn die Trennung des Nordens vom Süden entschieden sey, werde sich die nördliche Union für den Verlust des Südens durch Eroberung des weitausgedehnten Canada zu entschädigen suchen. Daraus erklärt sich, warum England sich die Freundschaft der nördlichen Union zu erhalten suchte und sehr vorsichtig war, um den Yankees keinen Vorwand zu einem Angriff auf Canada zu geben.

Am 3. Juli 1861 trat der Congreß wieder zusammen und beschloß, die Südstaaten um jeden Preis zur Unterwerfung zu bringen und den Krieg im größten Maßstabe zu führen, decretirte also eine Armee von einer halben Million Soldaten und 500 Millionen Dollars

zur Bestreitung der Ausrüstung und Kriegführung. Das hätte Lincoln allein nicht zu verfügen gewagt, aber es bewies, wie fest entschlossen die republikanische Partei war, Lincoln zu unterstützen und ihm zu noch mehr Energie Muth zu machen. Zugleich aber blickte schon durch, daß sich eine extreme Partei im Congreß bilde, die viel weiter gehen wollte als Lincoln. Der Kriegsplan der Unionsregierung war von Anfang an derselbe, der nach vier Jahren glücklich durchgeführt wurde. Richmond, die Hauptstadt von Virginien und der Hauptsitz der südstaatlichen Insurrection, lag nicht sehr weit entfernt von Washington. Von dort aus war die Unionsregierung am meisten und nächsten bedroht. Es mußte ihr also daran liegen, hier nicht nur den Feind abzuhalten, sondern womöglich auch bis Richmond vorzubringen und diese wichtige Stadt wegzunehmen. Auch entbrannte der Hauptkampf während des ganzen Krieges auf dieser kurzen Linie zwischen Washington und Richmond, ein blutiger Kampf, der unsäglich viele Opfer forderte, aber Jahre lang erfolglos blieb, weil die Terrainhindernisse zwischen den beiden Städten sehr bedeutend und die Armeen sich an Stärke ziemlich gleich waren. Außer dem breiten Potomacfluß, der zwischen den beiden Städten liegt, gab es noch andere Positionen, die sich hier gut zur Vertheidigung eigneten. Während nun die Union, den Hauptstoß gegen Richmond zu führen, nie aus den Augen ließ, lag es in ihrem Plan, zweitens von dem gebirgigen Tennessee theils Richmond in den Rücken zu kommen, theils sich mit den Streitkräften der Union in Verbindung zu setzen, welche drittens das ganze lange Flußgebiet des Mississippi bis New-Orleans hinab besetzen und die Rebellion in den südöstlichen Staaten isoliren sollten.

Die Rebellen, auch Secessionisten genannt, die sich selbst Conföderirte nannten, hatten ausgezeichnete Generale, unter denen Beauregard den ersten Rang einnahm. Auch zählten sie unter sich die

frühere reguläre Unionsarmee und vortreffliche Reiter und Jäger, wie es der ritterlichen Ariſtokratie des Südens und ihren Gefolgſchaften entſprach. Die Unionsarmee wurde dagegen nur von dem alten kaum mehr brauchbaren General Scott befehligt, unter welchem andere mittelmäßige Generale dienten. Offiziere waren in großer Zahl vorhanden, aber nicht dienſtgeübt. Truppen hatte man in Menge, aber um hohes Handgeld geworben, ungeübt, viele unzuverläſſig. Während es an aller Kriegsübung fehlte, fröhnte man einer lächerlichen Eitelkeit in der Nachäffung europäiſcher Uniformen. Da ſah man z. B. Zuaven in afrikaniſcher Tracht, Garibaldigarden in rothen Hemden und andere Soldatenſpielerei und Narrethei.

Als es daher am 21. Juli zwiſchen Waſhington und Richmond am Flüßchen Bull Run zur erſten ernſtlichen Schlacht kam, mußten die Unioniſten unterliegen. Ihr General Mac Dowell wurde, als ihn Beauregard angriff, vom alten General Patterſon, der die andere Hälfte der unioniſtiſchen Armee führte, nicht unterſtützt. Man warf dem letzteren vor, er hätte den ſüdſtaatlichen General Johnſton aufhalten ſollen, als derſelbe die Truppen Mac Dowells im Rücken angriff. Zwiſchen zwei Feuer gebracht, wurden ſofort die Truppen Mac Dowells von paniſchem Schrecken ergriffen und liefen davon. Eine ſo wilde und ſchmähliche Flucht, wie ſie noch ſelten geſehen worden war. Die Unionsarmee ließ faſt alle ihre Kanonen und ihr Gepäck im Stich und gerieth in völlige Auflöſung. Die meiſten Milizen kehrten heim, weil ihre dreimonatliche Dienſtzeit bald zu Ende war. Viele hatten dafür geſorgt, gar nicht ins Feuer zu kommen. Alles ſchimpfte über die Offiziere, die ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, und über die betrügeriſche Armeeverwaltung, und die Gemeinen entſchuldigten damit die Feigheit ihrer Flucht. Man war damals in Waſhington ſehr beſorgt, und es iſt auch kaum zu begreifen, warum Beauregard ſeinen glänzenden Sieg nicht verfolgte und nach

Washington vordrang, was ihm in der damaligen Verwirrung nicht hätte widerstehen können. Wie es scheint, wurde er von Davis zurückgehalten, der durch die Einnahme Washingtons nicht noch mehr erbittern und zu größeren Kraftanstrengungen aufreizen wollte, sondern es für zuträglicher hielt, nur das südstaatliche Gebiet zu behaupten, während seine Truppen bei jedem Zusammenstoß siegten und ihre Ueberlegenheit bewährten, im Uebrigen aber geheime Unterhandlungen theils mit Frankreich und England, theils mit den Führern der alten demokratischen Partei in den Nordstaaten selbst zu einem ehrenvollen Ausgleich und zur baldigen Anerkennung der südstaatlichen Union führen sollten. Solche Umtriebe wurden wirklich gemacht und daraus erklärt sich der Haß und die Energie, mit der andererseits die extreme Partei unter den Republikanern trotz aller Niederlagen den Krieg fortzusetzen fest entschlossen war.

Mittlerweile war der Unionsgeneral Fremont, ein Liebling der Deutschen, nach dem Westen entsendet worden, um hier die Autorität der Union zu befestigen. Er behauptete die wichtige Stadt St. Louis, handelte aber eigenmächtig, indem er am 30. August proclamirte, er werde überall, wohin er komme, die Sclaven frei machen. Das war ganz im Sinne der extremen republikanischen Partei und sonderlich der Deutschen, aber es war noch nicht zum Unionsgesetz erhoben worden, eine bloße willkürliche Parteihandlung, durch welche sich Lincoln weder imponiren noch compromittiren lassen wollte, weshalb er Fremont sogleich seines Commandos enthob. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß der ehrliche Lincoln den Rebellen irgend nachgeben wollte, so lag es doch in derselben ehrlichen Art eines erfahrenen amerikanischen Bürgers, so lange als möglich dem Wahnsinn entgegenzutreten, welcher die schwarze Race auf einmal aller Zügel ledig erklären wollte. Nirgends wird der heilige Name der Freiheit ärger mißbraucht, als wenn man Unmündige und Halbwilde frei

macht und die mit den höchsten politischen und Ehrenrechten ausstattet, die noch mehr Thiere als gebildete Menschen sind.

Obgleich es der Union an Schiffen fehlte, wurden doch in kurzer Zeit durch die den Nordamerikanern im Seewesen eigene Energie und Praxis schnell eine Anzahl Schiffe hergestellt, namentlich durch Umwandlung von Kauffahrern in Kriegsschiffe, daß der Unionsgeneral Butler mit denselben an der Ostküste der Südstaaten hinsegeln, die wenigen der Union noch erhaltenen Forts verstärken und die Häfen der Südstaaten blokiren konnte; diese Maßregel war von der größten Wichtigkeit, weil dadurch den Südstaaten ihr einträglicher Baumwollenhandel unterbrochen wurde.

Beachtung verdient, daß die Führer der Südstaaten sich auch einer großen sittlichen Ueberlegenheit über die Nordstaaten rühmten. Die undisciplinirten Truppen des Nordens scheinen mit den wehrlosen Einwohnern in Virginien eben nicht zart umgegangen zu seyn. General Beauregard sagte in einem Aufruf vom 1. Juni den Virginiern: „Ein frecher gewissenloser Tyrann ist in euer Gebiet eingebrochen. Die abolitionistischen Schaaren morden eure Brüder, rauben euer Eigenthum und üben andere Handlungen der Gewalt, zu scheußlich und empörend, um sie nur zu nennen. Ihre Losung ist Beauty and booty (Weiber und Beute)." Auch Präsident Davis entrüstete sich in seiner Botschaft vom 20. Juli über die Mißhandlungen wehrloser Frauen. Der Yankee war ja in Feindes Land und hatte nicht gelernt, sich irgend etwas zu versagen. Ritterliche Sitte und Yankeethum sind unvereinbar.

Davis schickte im Dezember die Herren Mason und Slidell als seine diplomatischen Unterhändler nach Europa, um die Anerkennung der südlichen Conföderation zu erwirken. Sie fuhren auf dem Trent, einem englischen Schiffe, welches aber von einem Dampfschiff der Union unter Commodore Wilkes angehalten wurde, und worauf sie

beide als Gefangene der Union nach dem amerikaniſchen Feſtlande zurückgebracht wurden. Wie ſehr nun aber auch die engliſche Regierung auf Nordamerika Rückſicht nahm, ſo war die an einem engliſchen Schiff begangene Gewaltthätigkeit doch zu grob, als daß Palmerſton dem engliſchen Nationalſtolze nicht hätte Genugthuung verſchaffen müſſen. Er forderte die beiden Gefangenen kategoriſch zurück und Lincoln, ſchon mit dem Süden genug beſchäftigt, wollte nicht auch noch mit England Krieg bekommen, vielmehr Anerkennung der ſüdlichen Union durch das erzürnte England verhindern, gab alſo nach und ließ Maſon und Slidell frei. Dieſe reiſten ſofort nach Europa, konnten aber hier die Anerkennung der ſüdlichen Union noch nicht durchſetzen.

In demſelben Winter auf 1862 ſuchte Lincoln die zerrüttete Nordarmee zu reorganiſiren, allein es hielt noch ſchwer, den großen Uebelſtänden derſelben abzuhelfen. Die Truppen waren theils von vornherein, theils durch die Niederlage von Bull Run demoraliſirt. Man konnte ihnen keine lange Capitulation aufdringen, und wenn die drei Monate der üblichen Dienſtzeit vorüber waren, liefen die meiſten wieder fort. Auch Offiziere liefen fort, um ſich in der damaligen Confuſion beim Wechſel zweier Regierungen und faſt aller ihrer Beamten um einträgliche Stellen zu bewerben. Die neuen Lieferungen waren ſo betrügeriſch wie die alten und die Lüderlichkeit in der Armee koloſſal. Maſſen von Juden begleiteten die Truppen überall und zogen ihnen nach mit Branntwein und Dirnen, um ihnen das Handgeld und den reichen Sold möglichſt bald wieder abzunehmen. Am meiſten aber wurde wiederholt über die Armeeverwaltung geklagt, die eine vollkommene Diebsbande war. Corvinus, der im badiſchen Feldzuge von 1849 Raſtadt hatte vertheidigen helfen und voll Begeiſterung für Völkerfreiheit nach Amerika gegangen war, ſchrieb damals: „Das hehre Götterbild der Freiheit, für welches ſich unſere

Jünglinge begeistert in den Tod stürzten, ist hier zur gemeinen, käuflichen Straßendirne herabgewürdigt."

Für den Feldzug von 1862 ordnete Lincoln an, daß General Mac-Clellan den Oberbefehl über die Haupt- oder Potomacarmee erhielt. Nach dem Plane dieses Generals sollte nicht mehr auf dem graden und kürzesten Wege nach Richmond vorgegangen, sondern auf dem Seewege, welchen Butler im vorigen Jahr eingeschlagen hatte, von Osten her der Angriff auf Richmond gemacht werden. Wirklich schiffte sich Mac-Clellan mit einer großen Landungsarmee nach dem Fort Monroe ein, welches am atlantischen Meere auf einer Halbinsel im Südosten von Richmond liegt, im Anfang April. Allein Beauregard, dem der ganze Plan verrathen war, hatte rechtzeitig seine Maßregeln getroffen und sah dem Angriff der Unionisten in den festesten Stellungen entgegen. Nach der Landung der Unionisten kam es in diesen Gewässern zu einem außerordentlich interessanten Kampfe zwischen zwei Panzerschiffen. Das eine, der Merrimac, gehörte den Rebellen, das andere, der Monitor, den Unionisten. Es waren die ersten Panzerschiffe in der Welt, welche überhaupt die neue Erfindung und das Genie der nordamerikanischen Erfinder erprobten. Wenn längst der Bürgerkrieg vergessen ist, werden diese seine eisernen Kinder noch fortleben. Als die hölzerne Unionsflotte am 8. März in der Nähe von Norfolk erschien, fuhr ihnen der Merrimac allein entgegen und richtete eine furchtbare Verheerung unter ihr an, weil die hölzernen Schiffe das Feuer, welches sie aus nächster Nähe von ihm empfingen, nicht aushielten, während ihn selbst seine eiserne Umpanzerung gegen jeden Schuß sicherte. Es soll ein furchtbarer Anblick gewesen seyn, als der Merrimac auf der Rhede von Hampton bei Norfolk die dort liegenden Unionsschiffe angriff und eins nach dem andern zertrümmerte und versenkte oder in die Luft sprengte, bis der Monitor ankam. Beide Schiffe werden folgendermaßen beschrieben:

„Der Rumpf des Merrimac wurde drei Fuß über den Waſſerlinien raſirt mit dreizölligen Platten von Schmiedeeiſen gepanzert, und zwar ſo, daß der Deckpanzer eine Wölbung bildete, um das Abgleiten von Kanonenkugeln zu befördern. An dem Bug iſt, 6 Fuß unter Waſſer, eine ſtählerne Ramme zum Einſtoßen feindlicher Fahrzeuge angebracht. Der Monitor ſieht aus wie ein dickes Floß, auf dem ſich ein runder eiſerner Thurm befindet. Der Rumpf des Fahrzeugs beſteht aus zwei beſonderen Körpern. Der untere davon, etwa 7 Fuß hoch, iſt das eigentliche Boot, enthält die Maſchine, die Steuervorrichtung u. ſ. w. und liegt tief unter Waſſer. Es wird auf allen Seiten von dem oberen ſchußfeſt gepanzerten Körper ſo weit überragt, daß eine Kanonenkugel es erſt, nachdem ſie eine Entfernung von 25 Fuß im Waſſer zurückgelegt hat, treffen könnte. In dieſem Falle würde ſie natürlich ganz harmlos ſeyn. Der obere 5 Fuß hohe Theil ragt nur 22 Zoll aus dem Waſſer hervor, ſo daß der untere erſt 3 Fuß unter dem Waſſer ſich daran anfügt. Der eiſerne Thurm auf dem Oberdecke iſt abſolut bombenfeſt. Er dreht ſich mit derſelben Leichtigkeit um ſeine Achſe, wie eine Thür an der Angel. In ihm befindet ſich die Armirung des Fahrzeuges, die zwar nur aus zwei Kanonen beſteht, aber mit der Leichtigkeit, womit der Thurm gedreht werden kann, ohne daß man das Schiff ſelbſt zu wenden braucht, einer viel ſtärkeren an Wirkung gleich kommt. — So waren die beiden Panzerſchiffe beſchaffen, als ſie einander angriffen. Anfangs beſchoſſen ſich beide aus einer Entfernung von einer engliſchen Meile, dann rückten ſie näher und näher an einander, bis ſie ſich ſchließlich ſo nahe kamen, daß man von einem bis auf das andere hätte ſpringen können. Vier Stunden lang hagelten die Kugeln des Merrimac auf den unſcheinbaren Monitor, ohne daß ſich an dieſem auch nur eine Niete verſchoben hätte. Endlich fuhr der Monitor bedächtig rings um ſeinen geharniſchten Gegner und richtete ſeine Kanonen mit derſelben Sicher-

heit, mit der ein Schütze auf dem Schießstande zielt, auf die Panzergefüge, und so gelang es ihm, drei große Löcher hart an der Wasserlinie in den Rumpf des Merrimac zu schießen, der sodann seinen Rückzug nach Norfolk antrat."

Der merkwürdige Kampf machte ungeheure Sensation in Europa. Die Seestaaten beeilten sich, nun gleichfalls Panzerschiffe zu bauen. Inzwischen gingen die beiden so berühmt gewordenen Schiffe zu Grunde, den Merrimac sprengten die Conföderirten selbst in die Luft, weil er zu schwer war, um flußaufwärts gebracht werden zu können, also den Unionisten, welche die See beherrschten, hätte in die Hände fallen müssen. Der Monitor schöpfte bei ruhiger See Wasser und versank unversehens.

Mac-Clellan lagerte in einer sumpfigen Gegend und kam nicht vorwärts, da ihm der Gegner mehr als gewachsen war. Man kämpfte bei Richmond am 31. Mai und 1. Juni. Hier ließen die Unionisten einen Luftballon steigen, um den Feind von oben zu beobachten. Beauregard aber widerstand dem Angriff so kräftig, daß es den Unionisten unmöglich war, bis an die Stadt Richmond vorzudringen. Einen Monat später griff Mac-Clellan noch einmal an, der Kampf dauerte diesmal sechs Tage lang und wüthete am heftigsten am 1. Juli, aber Beauregard hielt Stand und Mac-Clellan mußte seinen Plan aufgeben und sich aus der ungesunden Luft der sumpfigen Gegend nach Washington zurückziehen.

Von hier aus versuchte er nun wieder auf dem geraden Wege nach Richmond vorzudringen, aber hier standen ihm die Conföderirten unter dem General Lee entgegen, der zur Zeit Buchanans Chef des Generalstabs der Union gewesen und eben so ausgezeichnet war wie Beauregard. In einer zweiten blutigen Schlacht bei Bull Run vom 28. bis 30. August und noch in einer folgenden Schlacht bei Sharpsburg am 17. September maßen sich beide Armeen ohne entscheiden-

den Erfolg. Nach der ersten Schlacht mußte Mac-Clellan, nach der zweiten Lee etwas zurückweichen. Nun ruhte der Kampf wieder und Mac-Clellan trat vom Schauplatz ab, weil er der demokratischen Partei zuneigte und die neuen Maßregeln zu Gunsten der Schwarzen, welche der Congreß um diese Zeit verfügte, mißbilligte.

Schon im Frühling des Jahres 1862 hatte General Butler mit einer Flotte unter Admiral Ferragut und mit einer kleinen Landungsarmee seinen Weg an der Ostküste der Südstaaten fortgesetzt und war in den mexikanischen Golf hineingesegelt, um die große Handelsstadt New-Orleans an der Mündung des Mississippi zu besetzen, während der Unionsgeneral Grant von Norden her die wichtigsten Stationen an dem großen Mississippistrome einzunehmen beauftragt war. In New-Orleans commandirte der südstaatliche General Bragg 15,000 Mann. Der Zugang zur Stadt vom Meere her war durch zwei starke Forts gedeckt, welche an beiden Ufern des Flusses sich gegenüberlagen, und durch eine starke Kette gesperrt, die man zwischen den beiden Forts ausgespannt hatte. Ferragut aber fuhr am 26. April mit voller Dampfkraft seiner Schiffe so rasch und gewaltig gegen die Kette, daß sie zerriß, schlug und zerstreute die dahinter aufgestellten Schiffe der Rebellen und zwang die beiden Forts, zu capituliren. Unterdeß hatte Butler mit seinen Landungstruppen auf einem Landwege die Stadt umgangen und nun zog es auch Bragg vor, zu capituliren und ohne Schwertstreich mit seinen Truppen abzuziehen. Auf diese Weise fiel die wichtige Stadt New-Orleans den Unionisten in die Hände. Weil aber Butler, wie früher Fremont auf eigne Hand die Sclaven befreite, sogar schwarze Regimenter aus ihnen bildete und die weißen Einwohner der Stadt als Anhänger der Südstaaten aufs Härteste behandelte, strafte Lincoln seine Eigenmächtigkeit durch augenblickliche Zurückberufung und ersetzte ihn durch General Banks. Unterdeß operirte General Grant am obern Mississippi und in Tennessee,

um ſich von hier aus allmälig mit den Unionstruppen in New-Orleans in Verbindung ſetzen zu können. Obgleich aber Beauregard ſelbſt ihn bekämpfte, wurde er doch ſeiner nicht Meiſter, hielt dieſen entfernten Kampfplatz, nachdem New-Orleans gefallen war, auch nicht mehr für haltbar, ſparte ſeine Kräfte für den Hauptkampf bei Richmond und zog ſich nach wiederholten vergeblichen Kämpfen um die Stadt Corinth freiwillig zurück. Man warf übrigens den Unionstruppen Rohheiten der ärgſten Art vor. Aus dem Staat Alabama erfuhr man, Unionstruppen unter dem Oberſt Turdſchin hätten in dem Städtchen Athen und namentlich in einem dort befindlichen berühmten Mädcheninſtitut die gröbſten Schändlichkeiten verübt.

In Waſhington ernannte Lincoln nach Mac-Clellans Abgang den General Burnſide zum Obergeneral der Potomacarmee und ſcheint ſehr gewünſcht zu haben, die Union möchte in dieſem Jahre noch einen großen Erfolg davon tragen. Mac-Clellan wurde verleumdet, als habe er ſeine Pflicht nicht gethan, abſichtlich den Krieg in die Länge gezogen und den Sieg der Union ſelber nicht gewollt. Burnſide ſollte nun leiſten, was ſein Vorgänger verſäumt hatte, übernahm aber das Commando ſehr ungern und verwahrte ſich von vorn herein gegen Tadel, wenn auch er nichts ausrichten ſollte, denn er täuſchte ſich nicht über den ſchlechten Zuſtand der Truppen. Weil man aber eine Schlacht von ihm verlangte, ſo führte er die Armee dem Feind entgegen und lieferte ihm am 13. Dezember eine große Schlacht bei Fredericsburg, die unglücklich für ihn ablief, wie er vorausgeſehen hatte. Aber auch Lee fühlte ſich nicht ſtark genug, den errungenen Vortheil zu verfolgen, und ſo blieb es beim Alten. Auch in dieſem Jahre war auf dem vornehmſten Schauplatz des Krieges zwiſchen Waſhington und Richmond keine Entſcheidung erfolgt. Ob in der Aufzählung der Todten und Verwundeten, deren Zahl in einer ein-

zigen Schlacht nicht ſelten 20,000 überſteigt, nicht übertrieben worden iſt, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Im Winter auf 1863 drang die extreme Partei im Congreß zu Waſhington ungeſtümer als je auf die Emancipation der Schwarzen. Die Abolitioniſten benutzten die Mißerfolge im Kriege, um größere Energie und unnachſichtliches Vorgehen gegen die ſüdſtaatliche Ariſtokratie als unumgängliche Nothwendigkeit zu empfehlen und als Nothwehr zu rechtfertigen. Die Weißen ſollten ſich nicht allein für die Schwarzen hinopfern, man ſolle die Schwarzen ſelber bewaffnen und gegen ihre ehemaligen Herrn führen. Dieſem Geſchrei hatte ſchon Mac-Clellan weichen müſſen. Jetzt ſah ſich auch Lincoln gezwungen, der Mehrheit des Congreſſes nachzugeben, und erließ eine Proclamation, wonach vom 1. Januar 1863 an ſämmtliche Sclaven eines Staatentheils, deſſen Einwohner ſich zu dieſer Zeit im Aufſtand gegen die Unionsregierung befänden, von da an für alle Zeiten frei ſeyn ſollten. Aber es zeigte ſich jetzt, daß der Eifer für die Emancipation der Neger von Seiten der Weißen unklug, übereilt und affectirt geweſen war, denn die Sclaven ſelbſt beeilten ſich keineswegs, dem Rufe des Nordens zu folgen. Davis drohte in einer Gegenproclamation gegen die Emancipationserklärung Lincolns, alle weißen Offiziere, die bewaffnete Sclaven gegen die Südſtaaten führen würden, ſollten erſchoſſen werden.

Geld aber wurde in Strömen verſchleudert. Man rechnete am Ende des Jahres 1862 nicht mehr 500 Millionen, ſondern ſchon 2000 Mill. Dollars, die von der Union für den erſt zweijährigen Krieg verausgabt waren. Um dieſes Geld zu beſchaffen, wurde theils Papiergeld gemacht, theils durch die Taxbill eine bisher unerhörte Cumulation von Steuern ausgeſchrieben, theils durch die Wollbill der Einfuhrzoll erhöht, ſo daß man bereits in England klagte, der Abſatz nach der Union habe im J. 1862 9 Mill. Pfund weniger betragen als früher, ſey jedoch durch 12 Mill. Pfund gedeckt worden, welche

in Folge des Handelsvertrags mit Frankreich mehr als früher dorthin ausgeführt wurden.

Dennoch verlor England ungeheuer dadurch, daß die Baumwolle aus den Südstaaten ausblieb. Im Anfang des Jahres 1863 rechnete man schon 400,000 brodlos gewordener Baumwollenarbeiter in den englischen Fabrikbezirken, die durch öffentliches Almosen unterstützt werden mußten. Die südstaatliche Baumwolle ist die beste und könnte durch chinesische und indische nicht ersetzt werden, auch wenn in Hinterasien jetzt schon Baumwollpflanzungen in so großer Menge bestünden oder so schnell errichtet werden könnten, um in der Masse den amerikanischen Ausfall zu decken. Dazu kommt, daß England bisher die südstaatliche Baumwolle durch Vermittlung der nordstaatlichen Kaufleute aus den nördlichen Häfen, hauptsächlich aus New-York, bezog und die Baumwolle von dort nicht mit baarem Gelde, sondern mit Erzeugnissen der englischen Industrie bezahlte. Dieser unermeßliche Vortheil, von dem ein großer Theil des fabelhaften englischen Reichthums abhing, ging nun verloren.

Frankreich, welches überallhin sein Netz auswarf, suchte auch in Amerika eine Schiedsrichterrolle zu übernehmen und bot seine Vermittlung an, aber England und die übrigen europäischen Mächte traten nicht bei und Lincoln ließ durch seinen Minister Seward im Anfang des Jahres 1863 sich jede europäische Einmischung verbitten.

In Nordamerika selbst zeigte sich trotz des wachsenden durch den Krieg veranlaßten Elends noch lediglich keine Neigung zum Frieden. Der Süden hatte die ungeheuersten Anstrengungen gemacht und da aller Handel stockte, besonders die Colonialwaaren nicht mehr verwerthet werden konnten, die zahlreichen Neger zum großen Theil nur noch als müßige Fresser dem Lande zur Last fielen, alle Arbeitskräfte der Weißen aber dem Lande durch den Militärdienst entzogen waren, entstand Mangel an Lebensmitteln und eine unglaubliche Theurung.

Dazu mußte die ſeceſſioniſtiſche Regierung ein Schreckensſyſtem einführen, um die große Armee, mit welcher ſie fortwährend Siege erfocht, rekrutiren, ausrüſten und ernähren zu können. Niemand durfte klagen, wenn er auch den Druck noch ſo ſchwer empfand. Nur heimlich gelangten die bitterſten Klagen darüber ins Ausland. Die Nordſtaaten hatten große Schulden gemacht, aber ihre Hülfsquellen ſchienen unerſchöpflich zu ſeyn. Die erbärmlichen Leiſtungen ihrer Armee ſtanden in gar keinem Vergleich zu den fabelhaften Koſten. Wenn das Volk wenig Eifer zeigte und ſich der Rekrutirung widerſetzte, ſo geſchah es nicht aus Sympathie für den Süden, ſondern aus einem gewiſſen Uebermuth und Sicherheitsgefühl, weil der an ſich viel ſtärkere Norden doch zuletzt die Oberhand behalten müſſe. Wie es ſcheint, herrſchte im Norden auch eine große Abneigung gegen die Generale, von denen man fürchten mußte, daß ſie etwaige glänzende Siege auf Koſten der Freiheit und Gleichheit des eigentlichen Yankeethums mißbrauchen würden, oder die für edle Schwärmer galten und das gemeine Intereſſe unter ein höheres Princip beugen zu wollen ſchienen. So namentlich der republikaniſche General Fremont und der deutſche Sigel, die daher immer zurückgeſetzt wurden. Die entſchiedenſten Feinde des Südens waren die Abolitioniſten oder Negerfreunde, die man deshalb auch ſpöttiſch Wollköpfe nannte. Sie ſchwärmten für die Menſchenrechte der Neger, bildeten aber eben deshalb keine Mehrheit. Eine andere gerade entgegengeſetzte Minderheit bildeten die ſ. g. Butternüſſe, die mehr oder weniger mit den Südſtaaten ſympathiſirten und daher den Frieden wünſchten. Weil die Hautfarbe im Süden gebräunter iſt, nannte man dieſe Partei nach einer eigenthümlich braun gefärbten Wallnußart. Präſident Lincoln hatte zwar endlich in der Noth nach vielen Niederlagen den Abolitioniſten nachgegeben und Negerregimenter errichten laſſen; auch hörte

man, daß dieſe letztern ſich ordentlich gehalten hätten. Allein die ganze Maaßregel entbehrte der Großartigkeit und es zeigte ſich durchaus kein bedeutender Zudrang der Neger zur Freiheit. Nirgends im Süden erhoben ſie ſich gegen ihre Herren. Nur da, wo die nordſtaatlichen Truppen hinkamen, wie in New-Orleans, Weſtvirginien wurden ſie aufgeboten oder geworben.

Der Feldzug des Jahres 1863 war den Nordſtaaten nicht günſtiger als die beiden frühern. Die große Hauptarmee der Union, diesmal unter General Hooker, ging am 27. April über den Fluß Rappahannock, um abermals gegen Richmond vorzubringen. Die Hauptarmee der Südſtaaten aber, unter Lee, griff jene ſchon am 2. Mai unverſehens an, bei Chancellorsville, unfern von Fredericsburg, wo man früher gekämpft hatte, und nöthigte nach einem lebhaften Kampfe Hooker ſchon wieder zum Rückzuge. Die Sieger verloren bei dieſer Gelegenheit ihren hochgefeierten General Stonewall Jackſon. Lee verfolgte den Feind, ging ſeinerſeits über den Rappahannock und detachirte ein Corps nach Pennſylvanien, welches nicht wenig Schrecken in Philadelphia verurſachte, jedoch zunächſt nur die Beſtimmung hatte, die Armee der Sieger zu verproviantiren, da die Südſtaaten ſelbſt bereits äußerſt erſchöpft waren.

Hooker wurde abgeſetzt und Meade trat an ſeine Stelle. Das war ſchon zur Gewohnheit geworden, daß ein General nach dem andern ernannt, in der erſten Hauptſchlacht geſchlagen und dann durch einen andern erſetzt wurde. Meade beeilte ſich, dem bereits ins Cumberlandthal vorgerückten Lee in den Rücken zu kommen, um ihn am weiteren Vorrücken zu hindern und zu einer Schlacht zu zwingen. Am 1. Juli trafen ſie ſich bei Gettysburg und auch noch an den beiden folgenden Tagen wurde hier lebhaft, ja wüthend gekämpft, bis Lee, nachdem er noch einmal das Centrum Meades vergebens zu ſprengen geſucht hatte, ſich zurückziehen mußte.

Dieſe Schlacht bei Gettysburg iſt in Bezug auf die Kriegführung der Nordamerikaner charakteriſtiſch. Die Armee hatte ſich an beiden Seiten hinter Erdaufwürfen gedeckt, Fußvolk und Reiterei, ſo daß eigentlich nur die Artillerie im Kampf war. Meade hatte im Centrum ſeiner Aufſtellung einen Kirchhof mit zahlreichen Kanonen beſetzt und Lee ließ ſeinerſeits 150 ſchwere Geſchütze einzig auf dieſen Kirchhof richten und drei Stunden lang auf denſelben feuern. Die Nordſtaatlichen erwiderten das Feuer mit derſelben Energie, obgleich ihnen viele Geſchütze zerſtört, Pferde und Mannſchaften erſchoſſen wurden. Der ganze Kirchhof war von den ſchweren Kugeln des Feindes zerwühlt und wie zermalmt, alle Grabſteine in Stücken umhergeworfen. Endlich ließ Lee die Sturmcolonnen vorrücken, um den Kirchhof zu nehmen, aber ſie wurden mit einem ſolchen Kartätſchenhagel empfangen, daß ſie trotz der verwegenſten Tapferkeit zurückgeſchlagen wurden. Lee verlor 3500 Todte und 25,000 Verwundete und Gefangne, der Verluſt der Unionstruppen war um ein Drittel geringer.

Lee mußte ſich zurückziehen. In ihrer erſten Siegesfreude träumte die unioniſtiſche Preſſe ſchon, Lee werde den reißend angeſchwollenen Potomac nicht überſchreiten können und mit ſeinem ganzen Heere gefangen werden; er verſtand es jedoch, ehe er verfolgt wurde, glücklich über den Fluß zu entkommen, und war nur in die Defenſive zurückverſetzt, immer noch bereit, Richmond tapfer zu vertheidigen.

Admiral Dupont mit einer Flotille der Nordſtaaten ſollte im Frühjahr 1863 Charleston einnehmen. Er drang mit neuen Panzerſchiffen in den Hafen ein, welche Parotkanonen führten und Kugeln von 3—4 Centnern ſchoßen. Auch gelang es ihnen, das berühmte Fort Sumter gänzlich in Trümmer zu ſchießen, doch konnten ſie es nicht beſetzen, weil es unter den Batterien der Stadt lag. Auch konnten ſie nicht weiter im Hafen vordringen, weil ihnen der Weg

durch unterſeeiſche Barrikaden und durch ſ. g. Torpedos*) verſperrt war. Beauregard leitete die Vertheidigung.

Im Sommer gelang es dem General Grant, am Miſſiſippi die wichtigſte der ſüdſtaatlichen Feſtungen, Viksburg, nach langer Belagerung zu erobern. Der daſelbſt commandirende General Pemberton capitulirte mit 12,000 Mann am 4. Juli. Bald darauf fiel auch Port Hudſon mit 7000 Mann und das ganze Miſſiſippithal war nun in der Gewalt der Union. — Uebrigens benutzten die Wilden in den weiten Steppen des Oſtens den Bürgerkrieg der Weißen, um am Kanſasfluſſe große Raubzüge zu unternehmen. Ein kleineres unioniſtiſches Heer unter General Roſenkranz drang wieder in Tenneſſee ein und ſiegte bei Murfreesboro, wurde bei Chicamanga zum Rückzug gezwungen, aber von Grant unterſtützt, der am 22. bis 25. November bei Chattanooga ſiegte und 6000 Gefangene machte. — Von New-Orleans aus drang Banks in Texas vor und unterwarf auch dieſen Staat wieder der Union.

Unterdeß brach am 13. Juli in New-York eine blutige Empörung

---

*) Unter einem Torpedo iſt daſſelbe verſtanden, was man ehemals eine Höllenmaſchine nannte, nämlich ein mit Pulver gefüllter Kaſten, eine bewegliche Mine, die man an den Ort eingräbt oder unter Waſſer anbringt und die ſich in dem Augenblick entzünden muß, in welchem die darüber marſchirenden oder fahrenden Feinde daran ſtoßen. Die Conföderirten legten im amerikaniſchen Kriege ſolche Torpedos in großer Zahl und mit vieler Kunſt an, hauptſächlich im Waſſer, gewöhnlich einen Fuß unter der Oberfläche. Wenn ein Schiff daran ſtieß, ſo wurde dadurch ein an dem Kaſten befeſtigter Pflock weggeſtoßen und die Einrichtung im Innern des Kaſtens war ſo, daß, wenn der Pflock weggebogen war, ein Hammer auf ein Zündhölzchen ſchlug und den ganzen Inhalt, zuweilen von 4000 Pfd. Pulver explodiren machte. Trotz aller Vorſicht der unioniſtiſchen Schiffer wurden ihnen in dieſem Kriege doch häufig durch die unbemerkten Torpedos Schiffe in die Luft geſprengt.

aus. Präsident Lincoln wollte hier sein neues Rekrutirungsgesetz durchführen, aber weder die demokratische und Friedenspartei wollte zu einem ihr verhaßten Kriege neue Streitkräfte herleihen, noch hatte überhaupt der echte Yankee, der nur nach Geldgewinn trachtet, Lust zu Strapazen und Gefahren. Diese Stimmung benutzte nun der eigentliche Pöbel, um unter dem Vorwande einer politischen Opposition die reiche Stadt New-York zu plündern. Derselbe stürmte das Bureau der Conscription und steckte das Gebäude in Brand, wobei noch mehr Häuser mitverbrannten und viele Personen getödtet wurden. Man verfolgte namentlich die armen Neger, weil ihretwegen doch eigentlich der ganze Krieg angefangen hatte. An 300 derselben wurden am 13. und 14. Juli in New-York erschlagen. Einen Oberst O'Brian hingen die Empörer an einem Laternenpfahle auf. Die Hauptsache aber war dem Gesindel, welches ein gewisser Andrews anführte, die Plünderung der reichen Läden und Wohnungen. Am 15. kündigte der Gouverneur Seymour an, die Conscription sey vertagt und der Stadtrath votirte 2½ Millionen Dollars für die Armen, die sich damit von der Rekrutirung loskaufen sollten. Wirksamer war die rasche Bildung einer Nationalgarde, aus Angehörigen der besitzenden Classe, die jedem weitern Unfug steuerte. Hätte Lee bei Gettysburg gesiegt, so wäre die demokratische Partei in New-York mit Hülfe des Pöbels Meister der Stadt geworden, wie denn auch demokratische Agenten den Pöbel gehetzt hatten.

Im Winter ruhte der Kampf, aber noch war vom Frieden keine Rede. Seitdem Lincoln die Sclaverei gesetzlich aufgehoben hatte, waren die Südstaaten noch unversöhnlicher geworden. Lincoln bildete Negerregimenter, die aber von den Truppen der Südstaaten nur als Räuberbanden angesehen wurden und keinen Pardon erhielten. Die große Maßregel Lincolns wurde von den Negersclaven in den Südstaaten selbst, wie schon oben erörtert ist, gegen alle Erwartung der

Abolitioniſten, nicht benutzt, ja kaum gern geſehen. Wenn Lincoln einige Negerregimenter errichten konnte, nahm er dazu doch nur freie Neger der Nordſtaaten oder ſchwarze Sclaven, die von den in die Südſtaaten vordringenden Unionstruppen ihren bisherigen Herren weggenommen wurden. In der Unionsarmee ſelbſt wurden die Negerregimenter ſchlecht behandelt. Der Neger bekam viel geringeren Sold als der Weiße und wurde bei jeder Gelegenheit betrogen, verkürzt und zurückgeſetzt.

In den Nordſtaaten wurde für den Krieg immer mehr Geld aufgenommen und verſchleudert. Wenn auch den ehrlichen Lincoln ſelbſt keine Schuld trifft, ſo iſt doch gewiß, daß es in ſeinem Anhang und in ſeiner nächſten Umgebung Finanzkünſtler gab, die in der Verlängerung des Kriegs ihren Privatvortheil ſahen, weil ein großer Theil der Geldſummen, die für den Krieg ausgegeben werden ſollten, auf dem Verwaltungswege in ihre Taſchen fiel. Man beſchuldigte in dieſer Beziehung insbeſondere den Kriegsminiſter Cameron. „Je gigantiſcher der Krieg, deſto gigantiſcher die Corruption, deſto furchtbarer die Macht der Verwaltung, die den Krieg für ſich ausbeutet und ihn verlängert, um ihre eigene Herrſchaft zu verlängern.“ Ein ganzes Heer von Harpyen folgte den Unionstruppen als Armeecommiſſäre, Lieferanten ꝛc., ließ ſich enorm von der Regierung bezahlen und verſorgte die Truppen deſto ſchlechter, mit noch weit größerer Frechheit als es bisher in der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Armeeverwaltung vorgekommen war. Mit dem beſten Willen konnte Lincoln dieſes Geſindels, mit dem die Generale meiſt unter einer Decke ſteckten, nicht Meiſter werden. Auch durfte er nicht ſtreng verfahren, weil die zahlreiche und mächtige Diebsbande ihn ſonſt bei der nächſten Präſidentenwahl im Stich gelaſſen hätte. Die immer wiederholten Niederlagen der großen Unionsarmeen kamen nicht immer blos von der Unfähigkeit der Generale her. Aber auch die Unfähigkeit erklärt

ſich nicht immer durch Mangel an Talent, ſondern dadurch, daß auch dem beſten General die Organe verſagten, oder daß man gegen ihn intriguirte. Die Offiziere wurden nicht nach Verdienſt und Talent, ſondern nach Gunſt gewählt. Während man tapfere und kriegserfahrene Deutſche, unter andern einmal mehrere preußiſche Offiziere, die ausdrücklich gekommen waren, um den Krieg mitzumachen, zurückwies, wurden Angloamerikaner in Menge befördert, die nie Pulver gerochen hatten und es auch gar nicht riechen wollten, ſondern nur, als Angehörige der großen Diebsbande, ſich bereicherten und jeder Gefahr auswichen. Auch unter den gemeinen Soldaten gab es nur zu viele, die nur Sold nahmen und wieder davon liefen. So wurde Betrug und Humbug aller Art getrieben und trotz ihrer großen Uebermacht konnten die Nordſtaaten den Süden nicht überwältigen.

Dabei bemerkte man in den großen Städten Nordamerikas, welche der Kriegsgefahr ferne lagen, namentlich in New-York, eine Sorgloſigkeit und Genußſucht, einen Uebermuth und Luxus, als ob man im tiefſten Frieden lebe. Eine New-Yorker Zeitung ſchrieb am 24. Mai 1864: „Während des Winters hatten wir viele glänzende Maskenbälle. Die Damen trugen Anzüge zu ſo fabelhaft hohen Preiſen, daß es unglaublich ſcheinen würde, wenn man nicht wüßte, wie unſere durch den Krieg reich gewordenen Spekulanten das Geld wieder verſchleudern. Eine Dame trug ein prächtiges mit echten Perlen geſticktes Kleid aus Roſe de Chine Satin; von ihrem Haupte wallte ein Schleier aus echten Spitzen, mit Perlen geſtickt, über ihre ganze Perſon. Die Göttin Diana wurde von einer jungen Dame repräſentirt, welche ein ponceaurothes Kleid, auf dem goldene Bogen eingeſtickt waren, und Stiefelchen aus rothem Satin mit goldenen Abſätzen und Beſätzen trug. Eine Andere trug ein Kleid aus grünem Atlas mit Silbergarnirungen und grüne Schuhe, mit Silberſpitzen beſetzt und ſilbernen Abſätzen; ihr Haar war mit Silberſtaub ge-

pudert. Auch die Herren gaben diesem ausschweifenden Luxus der Damen wenig nach."

In den Südstaaten herrschte eine weit größere Noth. Sie besaßen lange nicht so viel Mittel, wie die Nordstaaten, mußten verhältnißmäßig weit größere Anstrengungen machen und konnten ihre Armeen nur vollzählig erhalten durch den unbarmherzigsten Terrorismus in der Rekrutirung, Besteuerung und Contribuirung. Die fünf oder sechs Staaten, auf welche sie reducirt waren, konnten sich kaum noch der von Norden, Westen und Süden vordringenden Unionstruppen erwehren und waren an Geld und Lebensmitteln schon fast erschöpft. In Virginien, Tennessee, Mississippi, Alabama und Florida waren schon Unionstruppen eingedrungen. Nur Nord- und Südcarolina blieben noch unberührt, mit Ausnahme der Seeküste, die von der Unionsflotte blokirt war. Nur weil es die ganze Zukunft galt und weil überhaupt in den Südstaaten ein ritterlicheres Geschlecht weißer Männer zu Hause war, als in den Nordstaaten, wehrten sie sich so ausdauernd und mit so vielem Glück, oder wenigstens mit so großem Ruhme, denn obgleich immer zurückgedrängt, siegten sie doch beinahe in jeder Schlacht. Aber hinter der freudigen Kriegslust ihrer Lager verbarg sich bitteres Elend der erschöpften Städte und Dörfer. Man las fürchterliche Schilderungen dieses Elends. Am meisten, hieß es, litten die gefangenen Unionstruppen, von denen viele verhungern mußten, weil den Siegern selbst die Lebensmittel ausgingen. Nach vielen Berichten sollen nordstaatliche Gefangene in Richmond verhungert seyn.

Die Kriegführung wurde von beiden Parteien grausam genannt. Obgleich die Parteigerüchte zu übertreiben pflegen, durfte man doch Bevölkerungen, unter denen schon so lange her die Rowdies verrufen waren, nichts Feines zutrauen. In den Südstaaten wurde die Härte, mit der man die Gefangenen behandelte, zum großen Theil nur durch

Noth veranlaßt. Nun waren aber in Richmond ungeheure Truppenmassen über ein Jahr lang zusammengedrängt und fehlten die Lebensmittel. Die meisten Gefangenen waren südwärts nach Georgia gebracht worden. Im Sommer 1864 meldete eine Correspondenz der Augsb. Allg. Zeitung: „Bei Andersonville liegen seit Monaten über 30,000 Gefangene auf einem engen sumpfigen Raum unter freiem Himmel. Die Lumpen, die man ihnen gelassen hat, bilden ihren einzigen Schutz gegen Sonne und Regen. Jeder bekommt täglich ein halb Pfund Maisbrod und zwei Unzen verdorbenes Pöckelfleisch." Wir werden auf diesen Gegenstand, der später zu einem merkwürdigen Proceß führte, ausführlich zurückkommen.

Im Jahr 1864 wurde Grant, der Eroberer von Viksburg und Sieger von Chattanooga, zum Obergeneral der Unionsarmee ernannt, konnte sich aber erst am 3. Mai in Bewegung setzen, um über den Fluß Rapidan zu gehen und den Angriff auf die Hauptstellung des Feindes in Richmond zu erneuern. Die Südstaaten hatten hier ihre Hauptmacht unter General Lee concentrirt und ein Labyrinth von Verschanzungen angelegt, um der Unionsarmee jedes Vordringen unmöglich zu machen. Grant mußte diese Vertheidigungslinien also zu umgehen oder den Feind zu täuschen trachten, um an einem schwachen Punkte einzudringen. Lee aber war vorsichtig und hatte den Vortheil der kürzeren Linien, in denen er sich nach jedem bedrängten Punkte bewegen konnte. Daher bestand der Kampf zwischen Grant und Lee in langwierigen Manövern und Frontveränderungen, nur zuweilen unterbrochen durch Angriffsversuche, womit Grant aber nicht durchdrang.

Man bemerkte übrigens damals zuerst eine bessere Haltung unter den Unionstruppen, als bisher. Grant hatte sich bei dem abgesonderten Corps, das er geführt, großes Vertrauen erworben. Durch die lange dauernde Kriegführung war der bessere Theil des

Heeres geübter und abgehärteter geworden, hatte Luſt am Kriege gewonnen, die Nothwendigkeit und die großen Vortheile der Disciplin begriffen und gelernt, einen Stolz in das echt ſoldatiſche Weſen zu ſetzen, während die ſchlechten, unzuverläſſigen, feigen Elemente allmälig ausgeſchieden waren. Man hatte ganz dieſelbe Erfahrung in der franzöſiſchen Revolution gemacht, wo ebenfalls das erſte Maſſenaufgebot nichts getaugt hatte und faſt überall davongelaufen war, bis der echte Soldatengeiſt ſich ausbildete, der unter Napoleon ſo große Wunder vollbrachte.

Die Einſchließung der ſüdſtaatlichen Hauptſtadt Richmond, welche General Lee vertheidigte, durch die nordſtaatliche Armee, welche Grant befehligte, gehört zu den wichtigſten Vorkommniſſen der Kriegsgeſchichte überhaupt und war das großartigſte Kriegsereigniß, was noch je in der neuen Welt erlebt worden war. Einzig in ſeiner Art hauptſächlich weil es die außerordentliche Befähigung der germaniſchen Race zur Kriegskunſt aufs neue glänzend beſtätigte, ſofern hier binnen wenigen Jahren aus ganz rohen und ungeübten, an langen Frieden gewöhnten Volkselementen vortreffliche Truppen und geniale Feldherrn hervorgingen. Merkwürdig ſodann auch durch die große Menge von Opfern, welche dieſer Krieg forderte, durch die Menge von blutigen Schlachten, die raſch aufeinander folgten, ja wochenlang ſich faſt täglich wiederholten. Merkwürdig endlich durch das zerriſſene, dem Angriff höchſt ungünſtige Terrain. Denn eine Menge breite und ſchmale Gewäſſer, Sümpfe und Wälder zerſchneiden das Land zwiſchen Richmond und Waſhington. Ein Terrain, wie es ſonſt nur für Kriege der Wilden, für Guerillas oder Räuber geeignet iſt, wurde hier der Schauplatz großer Hauptarmeen. Das Intereſſe an dem Kampfe um Richmond gewinnt ſehr, wenn man ihn mit der Landkarte in der Hand verfolgt.

Die Energie der Nordamerikaner hat zwar dieſes durchſchnittene

Terrain durch Eisenbahnen einem raschen und ausgebreiteten Verkehr geöffnet, denn solche Bahnen gehen von Richmond nach allen Hauptrichtungen aus und gabeln sich in nicht weit von der Stadt entfernten Stationen, so daß Lees in Richmond concentrirte zahlreiche Armee auf den verschiedenen Wegen von Süden her immer Zufuhr genug erhielt. General Grant mußte deshalb bei seinem Angriff auf die Eisenbahnen und namentlich auf deren Knotenpunkte sein Augenmerk richten, um die Wege abzuschneiden und weitere Zufuhren nach Richmond zu verhindern. Das nöthigte Grant, nach und nach beinahe einen förmlichen Kreis um Richmond zu ziehen, um sich allmälig in den Besitz der Eisenbahnen zu setzen, oder dieselben zu zerstören. Auch das Klima muß bei diesem Kampfe in Betrachtung gezogen werden. Bei großer Hitze ist den Truppen Ruhe nöthig, bei Regenwetter werden wegen des hier durchgängig vorherrschenden Lehmbodens die Straßen fast unpassirbar.

Während nun Grant, als der angreifende Theil, rastlos darauf bedacht war, theils eine Lücke des Gegners zu erspähen und durch eine rasche Ueberrumpelung des Feindes zu erreichen, wozu ihn die Einschließung Richmonds nur auf einem viel langsameren Wege führen konnte, theils, wenn ihm solche raschen Schläge nicht gelangen, dem Feinde nacheinander alle Zufuhren abzuschneiden, trachtete dagegen Lee in concentrirter Aufstellung, beim Vortheil der inneren Linien, der auf seiner Seite war, und geschützt durch starke Schanzen, Verhaue und Gräben, wobei ihm die Beschaffenheit des Landes trefflich zu Statten kam, schnell überall dahin, wo der Feind angriff, hinreichende Streitkräfte zu werfen, um ihn abzuschlagen, sodann, wenn er von Richmond etwas entfernt stand, nicht von dieser Stadt abgeschnitten zu werden, drittens die Eisenbahnknoten aufs zäheste zu vertheidigen, und viertens, wenn es irgend möglich war, Demonstrationen im Rücken des Feindes machen zu lassen, um dessen

Aufmerksamkeit von Richmond abzulenken, um der Stadt Washington einen Schrecken einzujagen und auch um Zufuhren abzufangen und Proviant nach Richmond zu bringen.

Das Hauptinteresse des Kampfes drängte sich um Richmond und dessen nächste Umgebung, insbesondere um Fredericsburg und Falmouth am Rappahannok, Orange-Court-House an der Virginia-Centralbahn, um Spottsylvania zwischen jenen beiden, City-Point an der Mündung des Appomatox in den James und endlich die Stadt Petersburg, das Hauptbollwerk Richmonds im Süden. Seitwärts von diesem Kriegsschauplatz, aber in nächster Nähe, war das Shenandoahthal, welches sich gegen Norden öffnet in der Richtung von Washington, und das rechte Ufer des James-Flusses im Osten von besonderer Wichtigkeit, weil das eine die Verbindung mit den Nordstaaten beherrschte, von dem andern aus Petersburg am leichtesten angegriffen werden konnte. Im ersteren ließ Grant ein Armeecorps unter General Sigel zurück, am James-Fluß aber ließ er den General Butler gegen Petersburg operiren.

Grant selbst ging mit der Hauptarmee in den ersten Tagen des Mai 1864 über den Fluß Rapidan in die s. g. Wilderneß hinein, eine große Waldung, nur um den wachsamen Feind zu täuschen. Denn in so eine Wildniß pflegt man mit einer großen Armee nicht hineinzumarschiren. Grant rechnete also darauf, Lee werde ihn von einer ganz andern Seite her erwarten und es werde ihm gelingen, denselben, der ihm entgegengerückt war, von Richmond abzuschneiden. Allein er täuschte sich. Lee hatte zwar nichts gemerkt und seinen Uebergang über den Fluß nicht verhindert, war aber schon am Tage nach Grants Uebergange, am 5. Mai, im Anmarsch und griff seine vorgeschobenen Colonnen mit solcher Heftigkeit an, daß sie zurückgeworfen wurden. Aber auch Grant verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, ordnete in dem schwierigen Waldrevier seine Truppen

aufs zweckmäßigſte und wies den kühnen Angriff in einem blutigen Kampf zurück, dem erſt die Nacht ein Ende machte. Am andern Morgen begann der Kampf von neuem, Grant griff zuerſt an, erzürnt darüber, daß ihm ſein erſter Plan, den Feind zu hintergehen, nicht gelungen war. Lee aber hatte Verſtärkungen erhalten und am Nachmittag neigte ſich der Sieg auf ſeine Seite, als Grant noch zur rechten Zeit eine friſche Diviſion an ſich zog und ihn energiſch zurückwarf. In den folgenden Tagen machte Lee eine Schwenkung und nahm eine ſtarke Stellung am Fluſſe Po, wodurch er Grant am Vorrücken gegen Richmond hinderte. Am 9. Mai war Grant ſchon wieder an ihm, doch wegen Ermüdung der Truppen blieb der Kampf ohne Entſcheidung. Am folgenden Tage wurde mit Erbitterung gekämpft, am 11. nur geplänkelt. Am 12. ließ ſich eine ſüdſtaatliche Brigade vom nordſtaatlichen General Hancock beim Frühſtück überraſchen. General Burnſide unterſtützte Hancock. Nun kam aber Lee und ſchlug ſie wieder zurück. Man kämpfte ſo hitzig, daß ein heftiger Platzregen und Sturm gar nicht beachtet wurde. Der Wald ging hier in offenes Land über, ſo daß die Kanonen freien Spielraum hatten und ihr Donner alles übertäubte. Die Schlacht wüthete 14 Stunden lang fort bis in die Nacht und kein Theil hatte geſiegt. Doch war der Vortheil inſofern auf Grants Seite, als hauptſächlich durch Hancocks glücklichen Ueberfall 8000 Gefangene und 18 feindliche Geſchütze in ſeine Hände gefallen waren.

Die Truppen waren ſehr erſchöpft. In einer einzigen Woche hatten ſie faſt täglich gekämpft, Grant hatte nicht weniger als 25,000 Mann und 16 Generale, Lee 18,000 Mann und 13 Generale verloren. Das waren die denkwürdigen Schlachten in der Wilderneß, die noch nichts entſchieden.

Lee war noch ſo zuverſichtlich, daß er am 19. Mai eine Diverſion in Grants Rücken machen ließ, um deſſen Train wegzufangen. Aber

dieſer Verſuch mißlang, weil ſich der Train nicht mehr da befand, wo man ihn ſuchte. Dagegen umging jetzt Grant Lees eigene Stellung auf ſeiner rechten Flanke und drohte ihn aufs neue von Richmond abzuſchneiden. Lee aber paßte auf und ſchob ſich Grant mittelſt eines Gewaltmarſches abermals vor. Da es Grant bisher nicht gelungen war, den Feind durch einen Angriff Stirn gegen Stirn zu überwältigen, mußte er es wieder mit einer Umgehung verſuchen, und that es in ſüdlicher Richtung. So umſchlichen ſich beide Feldherrn wie zwei Ringer, die nicht wieder angreifen wollen, ehe ſie einer am andern die ſchwache Seite gefunden haben.

Unterdeß ließ der umſichtige Lee den General Sigel durch den General Early aus dem Shenandoahthal hinauswerfen. Der arme Sigel, unſer deutſcher Landsmann, derſelbe badiſche Lieutenant, der 1849 die rebelliſche Armee in Baden befehligt, aber auch hier keine Lorbeern geſammelt hatte, war zwar, weil Grant und Lincoln es mit den zahlreichen Deutſchen in der Union nicht verderben wollten, zum Chef eines Armeecorps von 20,000 Mann ernannt worden; aber man ſcheint wenig Werth darauf gelegt zu haben, daß er etwas Großes leiſten ſolle. Ohne Zweifel war bei der engliſchen Vollblutrace, die noch keinen ernſten Krieg durchgemacht hatte, einige Eiferſucht gegen deutſche Offiziere im Spiel, die ſchon mehr Pulver gerochen hatten. Doch der Grund, warum Sigel gegen die ihn anfallende Uebermacht im Shenandoahthal nicht unterſtützt wurde, war wohl ein anderer. Grant war im Süden vorgerückt, um Richmond von hinten zu faſſen, denn das war ſein Hauptaugenmerk. Er wollte ſich nicht von Lee wieder rückwärts nach dem Norden manövriren laſſen und achtete auch einen kleinen Verluſt im Norden nicht, weil er wohl wußte, Lee müſſe, um ſich ſeiner zu erwehren und Richmond zu decken, in der Nähe bleiben und habe nicht Truppen genug übrig, um den allerdings offenen Weg nach Waſhington einzuſchlagen und

dieſe Stadt ernſtlich zu bedrohen. Alſo wurde Sigel bei New-Market dermaßen geſchlagen, daß ſeine Truppen in Unordnung davonflohen. Die ungeheueren Vorwürfe aber, mit denen man grade ihn überhäufte, während anglo-amerikaniſche Generale, die auch Niederlagen erlitten hatten, viel glimpflicher weggekommen waren, ſcheinen zu beweiſen, daß ſich wirklich nationale Eiferſüchtelei an ihm hat reiben wollen.

Auf der Oſtſeite des Kriegsſchauplatzes war General Butler am James-Fluß vorgegangen und hatte keinen Widerſtand gefunden, außer daß ſeine Schiffe auf dem Fluß durch Torpedos incommodirt waren. Erſt vor City-Point warfen ſich ihm die von Beauregard geführten ſüdſtaatlichen Truppen entgegen und ſchlugen ihn am 16. Mai zurück. Butler verlor hier 2000 Mann.*) Doch behauptete er ſich in einer feſten Poſition gegen alle weiteren Angriffe bei Bermuda-Hundred.

Das alles geſchah noch im Mai. Aber am 2. Juni maßen ſich die Hauptarmeen von Grant und Lee ſchon wieder in einer Hauptſchlacht bei Cold-Harbor, indem ſie nach den bisherigen wechſelſeitigen Umgehungen wieder einmal Stirn gegen Stirn rannten. Dieſe Schlacht fiel nicht glücklich für Grant aus. Seine Angriffe wurden abgeſchlagen und er verlor 7000 Mann, während Lees Verluſt nur 2—3000 betrug. Dennoch ließ Grant ſich nicht ſchrecken, ſondern ſetzte über den James-Fluß, um Richmond um jeden Preis von Süden her anzugreifen und ſich zu dieſem Zweck mit Butler zu vereinigen. In Waſhington war man ſehr unzufrieden damit, denn man fürchtete, Lee werde auf dem offen gelaſſenen Wege einen Stoß

*) Es klingt etwas fabelhaft, wenn berichtet wird, ſeine Truppen hätten ſich in der Dämmerung vor der Verfolgung des Feindes dadurch geſchützt, daß ſie die Bäume des Waldes in der Kniehöhe mit Drähten verbunden hätten, über welche die Verfolger gefallen ſeyen, was ſie ſtürzen gemacht und aufgehalten habe.

gegen die Hauptstadt der Union unternehmen lassen, was jedoch, wie Grant richtig vorausgesehen hatte, nicht geschah und nicht geschehen konnte, denn Grants Truppen waren von Süden her der Stadt Petersburg schon so nahe gekommen, daß Lee sie zu entsetzen eilen mußte. Der nordstaatliche General Kautz drang am 9. Juni wirklich schon mit seiner Reiterei in die Straßen des schwach besetzten Petersburg ein, mußte es aber wieder verlassen, weil er vom Fußvolk keine Unterstützung erhielt. Die Vorwürfe, die ihn trafen, wurden glücklich von ihm widerlegt und er für schuldlos erklärt. Inzwischen konnte Butler, da die ihm gegenüberstehenden südstaatlichen Truppen abziehen mußten, um Petersburg schützen zu helfen, am 16. Juni wieder vordringen.

Nachdem Grant sich überzeugt hatte, daß er Richmonds nicht eher Meister werden würde, ehe er dasselbe von seinen Zufuhren abgeschnitten hätte, ließ er am 21. Juni die Weldon-Bahn angreifen, eine seiner allzu unvorsichtig vorgehenden Brigaden sah sich aber plötzlich umringt und gefangen und auch die nachkommenden Corps wurden in den folgenden Tagen zurückgedrückt. Ebenso unglücklich kämpften die nordstaatlichen Truppen im Shenandoahthal. Hier wurde ihr General Hunter ebenso geschlagen wie früher Sigel, am 28. Juni. Diesmal gingen die südstaatlichen Truppen unter General Early wirklich im Shenandoahthal vor und machten einen Einfall in Maryland, wo sie viel raubten, ohne jedoch nach Washington vorzudringen. Diese Demonstration änderte durchaus nichts an Grants festem und klugem Plane, Richmond von allen seinen Verbindungen abzuschneiden. Während er selbst in der Nähe von Richmond blieb und Lee hier fesselte, so daß derselbe nicht daran denken konnte, Truppen genug zu entsenden, um Washington ernstlich zu bedrohen, entsandte Grant den energischen General Sherman, um das ganze Terrain, aus welchem Richmond bisher seine Verstärkungen und Zufuhren erhalten hatte,

durch einen kühnen Zug mitten durch die Südstaaten bis an das atlantische Meer zu jeder weiteren Unterstützung Richmonds unfähig zu machen. Erst am 26. Juli fing Grant seine Operationen vor Richmond von neuem an und hoffte, Lee werde, um diese Hauptstadt zu decken, Petersburg entblößen, auf welches er jetzt einen Gewaltsangriff machen ließ, der jedoch am 30. Juli kläglich mißlang. Durch das Sprengen einer Mine zertrümmerte er das Hauptfort von Petersburg, ließ 120 schwere Geschütze gegen die Stadt spielen und den ersten Schrecken benutzen, um die Division Burnsides schnell in die Stadt zu werfen. Sie drang auch ein, stieß aber unerwartet auf neu aufgeworfene Erdwerke und in ein solches mörderisches Feuer, daß sie in der trichterförmigen Bresche stecken blieb und sich nach schrecklichen Verlusten gefangen geben mußte. Damit war das ganze Unternehmen mißlungen; Lee behauptete Petersburg und Grant mußte sich mit einem Verlust von 6000 Mann zurückziehen. Die Schuld wurde auf einige Negerregimenter geworfen, die im entscheidenden Augenblick nicht tapfer genug ausgehalten hätten. Lee benutzte seinen Sieg sogleich, um, was ihm die südliche Stellung Grants gestattete, wieder durch seine schnelle Reiterei einen Einfall in Maryland machen und aus dieser reichen Gegend Beute und Vorräthe nach seinem Lager schleppen zu lassen. Die Stadt Washington sah sich dadurch wieder nahe bedroht und war in großer Aufregung. Doch zogen sich die Feinde wieder zurück.

Erst am 14. August bei großer Hitze machte Grant wieder einen Angriff auf das Fort Darling am James-Fluß, konnte es aber nach einem mehrtägigen Kampfe nicht einnehmen. Am 25. griff er abermals die Weldon-Bahn an, aber eben so vergebens. Nun hielt er sich wieder ruhig, um den Erfolg von Shermans Expedition abzuwarten, denn wenn diese gelang, brauchte er sich nicht mehr in vergeblichen Angriffen gegen allzu feste Positionen zu erschöpfen. Auf

Richmond beschränkt und ohne fernere Unterstützung vom Süden her mußte Lee trotz seines Feldherrntalents und trotz der Tapferkeit seiner Armee aus Mangel an Lebensmitteln unterliegen. Schon jetzt im September waren die Lebensmittel in Richmond und Petersburg verringert und besonders das Fleisch sehr selten geworden, weshalb der südstaatliche General Hampton mit ungeheurem Jubel empfangen wurde, als es ihm durch einen kecken Handstreich gelungen war, den Unionstruppen unversehens 25,000 Ochsen aus ihrem Depot wegzufangen und glücklich nach Petersburg zu bringen, am 15. September. Dagegen wurde Early wenige Tage später durch den von Grant abgeschickten General Sheridan im Shenandoahthal zurückgeschlagen, am Flusse Opequoin. Early wagte am 19. October noch einmal einen Angriff, wurde aber nochmals geschlagen, indem Sheridan, welcher anfangs noch fern war, in größter Schnelligkeit herbeieilte und grade zur rechten Zeit kam, um die Niederlage seiner Truppen in einen glänzenden Sieg zu verwandeln.

Da der Süden sich so mannhaft vertheidigte, machte die demokratische Partei im Norden und Westen eine neue Anstrengung. Die Zeit, in der ein neuer Präsident der Union gewählt werden sollte, rückte nahe und die demokratischen Stimmen erklärten sich für Mac-Clellan, ohne Zweifel eine unglückliche Wahl, da dieser General seinen übeln Ruf als Feldherr nur noch mehr verdunkelte, wenn er als Werkzeug einer Partei erschien, der seine Niederlagen erwünscht gewesen waren. Eine kleine, sittlich edlere Partei suchte Fremont an die Spitze der Union zu bringen, war aber so wenig zahlreich, daß Fremont selbst zurücktrat, um die Stimmen nicht zu zersplittern. Am 10. August wurde zu New-York ein Riesenmeeting abgehalten für Mac-Clellan unter Hohn und Verwünschungen für Lincoln. Zu derselben Zeit versammelte sich ein großer Demokratencongreß im Westen zu Chicago in demselben Sinne und für Mac-Clellan. Ihr Pro-

gramm war, man ſolle zwar die Südſtaaten nöthigen, wieder in die Union einzutreten, aber die Sclaverei nicht aufheben. Dagegen hielt Seward eine gewaltige Rede, worin er entſchieden für Lincoln Partei nahm und die Rettung der Union allein vom Feſthalten an Lincolns Politik und Präſidentſchaft erwartete.

Alle dieſe Parteidemonſtrationen würden noch kaum etwas entſchieden haben, wenn ſich nicht das Waffenglück dem Norden zugewendet hätte. Zwar wurde noch am 19. October ein kleiner Einfall von Anhängern des Südens von Canada aus in die Vereinigten Staaten gemacht, bei St. Albans, um Lincolns Partei im Rücken anzugreifen, allein ohne andern Erfolg, als daß dadurch die Canadier und die engliſche Regierung ein wenig compromittirt wurden. Vor Richmond hielt die große Potomacarmee unter Grant nicht nur ihre Poſitionen feſt, ſondern errang auch neue Vortheile. Mit welchem Geſchick ſich auch Lee vertheidigte und überall hin, wo er einen Angriff erwartete, neue Verſchanzungen aufwarf, Grant war ihm doch an Truppenzahl überlegen und erhielt immer neue Verſtärkungen. Im Verlauf des Jahres wurde auch in entfernten Gegenden, wenn auch nur mit kleinern Mitteln gekämpft. Banks, der von New-Orleans aus die ſüdlichſten Staaten ſäubern wollte, erlitt im April eine kleine Niederlage. In Tenneſſee griffen die Conföderirten unter General Foreſt in demſelben Monat das Fort Pillow am Miſſiſippi an. Dasſelbe capitulirte, die Belagerer brachen aber die Capitulation und mordeten 400 Negerſoldaten, die zur Beſatzung gehört hatten, auf die grauſamſte Weiſe. Die unioniſtiſche Flotte unter Ferragut belagerte das Fort Mobile vergebens, ebenſo Porter das feſte Willmington. Dagegen gelang es einem Kriegsſchiff der Union, dem Kerſeage, an der Nordküſte Frankreichs nahe vor dem Hafen von Cherbourg das berüchtigtſte Caperſchiff der Südſtaaten, den Alabama, den es lange vergeblich geſucht hatte, endlich zu ertappen und auf der Stelle in

den Grund zu bohren. Semmes, der Capitän des Caperſchiffs, konnte ſich mit ſeinen Leuten retten und wurde in England wie ein großer Held gefeiert, obgleich er als gemeiner Seeräuber ſeine Brutalitäten immer nur an wehrloſen Kauffahrteifahrern ausgeübt hatte und jedem ernſten Kampf feige ausgewichen war.

Die wichtigſte Unternehmung, welche die Streitkräfte der Union auf einem andern Kriegsſchauplatz als am Potomac ausführten, war die große Diverſion, welche General Sherman nach Grants großartigem Plane den Conföderirten im Rücken machte. Es kam nämlich Grant nicht blos darauf an, Richmond in nächſter Nähe zu cerniren, ſondern auch zu verhüten, daß ihm neue bedeutende Streitkräfte aus den ſüdlich gelegenen Staaten zu Hülfe kommen konnten. Alſo wurde Sherman auserſehen, in Georgien einzufallen, dort alles zu alarmiren, alles, was dort von conföderirten Truppen vorhanden war, einzeln zu ſchlagen, oder wenigſtens von Richmond abzuziehen, alle Vorräthe, die nicht mitgenommen werden konnten, zu zerſtören und womöglich quer durch die Südſtaaten bis zum atlantiſchen Meere vorzudringen und ſich hier mit der unioniſtiſchen Flotte in Verbindung zu ſetzen.

Sherman war als junger Menſch ein bei den Damen ſehr beliebter Lieutenant in Charleston geweſen. Dann wurde er Ingenieurhauptmann, zog aber plötzlich die Uniform aus und fing ein Banquiergeſchäft im goldreichen Californien an, hatte jedoch kein Glück und trieb ſich mehrere Jahre an verſchiedenen Orten als Advokat herum, bis ihm ſeine alten Freunde in der Armee die Stelle eines Präſidenten der Militärakademie in Louiſiana verſchafften. Als der Bürgerkrieg ausbrach, erklärte er, keine menſchliche Rückſicht werde ihn jemals bewegen, gegen den Süden zu kämpfen. Und doch war es ihm beſchieden, nicht nur in die Nordarmee einzutreten, ſondern auch der ſüdſtaatlichen Union den Todesſtoß zu verſetzen. Man erklärt das

einfach aus ſeinem Ehrgeiz. Dieſer Sherman hatte ſich früher ſchon bei der Potomacarmee ausgezeichnet, weshalb er mit der wichtigen Operation im Süden beauftragt wurde. Er durfte 40,000 ausgeſuchte Veteranen und viele Pferde mitnehmen, um ſich raſch bewegen zu können, und hatte den Auftrag, während Grant mit der Potomac-armee die Hauptarmee der Südſtaaten bei Richmond im Schach hielt, die wichtigſten Hülfsquellen der letztern im Süden zu zerſtören. Er ſollte zunächſt durch Georgien bis an die Meeresküſte vordringen, ſich dort des Seeplatzes Savannah bemeiſtern und mit der Unions-flotte in Verbindung ſetzen, dann in Carolina eindringen, das ſchon ſo lange von der Seeſeite vergeblich belagerte Charleston von der Landſeite her einnehmen und dann gegen Richmond ziehen, auf dieſem weiten Halbkreiſe aber alle Eiſenbahnen zerſtören, alle Vorräthe weg-nehmen oder vertilgen, die ſüdſtaatliche Rekrutirung hemmen, die Neger befreien, aber auch zugleich durch ſtrenge Disciplin und wohl-wollendes Benehmen gegen die friedliche Bevölkerung dieſelbe für die Union zu ſtimmen und zum Abfall von Davis zu bewegen ſuchen. Der Zweck von Shermans Expedition wurde ſo geheim gehalten, daß ſeine eigenen Truppen nichts davon erfuhren, und daß er durch geſchickte Manöver den Feind täuſchen konnte. Zum erſtenmal in dieſem Kriege ſtanden im Hauptquartier der Union tüchtige Männer an der Spitze, wurde ein genialer Feldzugsplan gefaßt und eben ſo genial ausgeführt.

Auch die Armee war tüchtiger geworden. Binnen vier Jahren, berichtet Sonder, bildete ſich ein Kern von ſ. g. Veteranen, die frei-willig ihre Dienſtzeit verlängerten, beiſammen blieben und tüchtige Soldaten wurden. „Die geſammte Infanterie trug am Leibkoppel Haubajonnet und Patrontaſche; das Lederzeug war ſchwarz; jeder Mann führte ſein auf dem Torniſter aufgeſchnalltes Kochgeſchirr bei ſich. Die Uniform beſtand aus einem blautuchenen, ziemlich langen

Rock und blauen Pantalons, welche von Offizieren und Leuten in die langgeschäfteten Stiefeln gesteckt wurden. Der Mantel war von starkem Tuch und hatte einen ziemlich langen Kragen, der den Tornister bedeckte und vor dem Naßwerden schützte. Das Casquet, eine blautuchene Mütze mit großem horizontal stehendem Schirm war nicht sehr kleidsam, aber bequem und praktisch; an dem Casquet waren die von den commandirenden Generalen, nach völlig freier Wahl angenommenen und eingeführten, aus farbigem Tuch oder Metall geschlagenen Corps- und Divisionsabzeichen, in Gestalt eines Adlers, eines Sternes, einer Eichel ꝛc. befestigt. — Die von den Staaten New-York und Pennsylvanien gestellten Regimenter wichen mitunter von der allgemeinen Uniformirung ab und waren nicht selten sehr phantastisch in Roth, Blau, Grün oder Grau gekleidet. Solche Regimenter führten auch besondere Bezeichnungen wie z. B. Feuer-, Zuaven-, Lafayette-Garde, Steuben-Regiment ꝛc. Die Infanterie der Unirten besaß Ende 1862 sehr verschiedene Güte; die meisten Regimenter, namentlich die der Freiwilligen, ließen in Betreff ihrer taktischen Ausbildung, ihres Respectes vor den Vorgesetzten, ihrer Disciplin und der innern Ordnung Manches zu wünschen übrig; dagegen besaßen alle eine außerordentlich große Marschfähigkeit, viel Geduld und Ausdauer in Widerwärtigkeiten, starke Willenskraft und große Praxis im Lager- und Bivouakleben, Wege- und Brückenbau; der amerikanische Soldat ist im Allgemeinen schweigsam und ernst, beschäftigt sich aber lebhaft mit Politik und ist den geistigen Getränken so sehr ergeben, daß der Verkauf derselben in den Lagern und auf den Märschen gänzlich untersagt werden mußte."

Die Reiterei der Union war anfangs am übelsten bestellt, während die der Südstaaten vortrefflich war. Die reichen Plantagenbesitzer und ihre Angehörigen waren geborene Reiter und brachten die berittenen Hirten der Weideländer aus Texas mit. Das Krämer-

volk im Norden wußte dagegen nicht mit Pferden umzugehen. Hier kosteten die Pferde ein ungeheures Geld und ein guter Theil davon ging an schlechter Pflege zu Grunde. Es dauerte lange bis man hier eine Besserung erreichte. Die Nordstaaten erfanden sogar nach und nach eine neue, ihnen sehr nützliche Truppe, nämlich eine auf Maulthieren beritten gemachte Infanterie mit viel rascherer Bewegung als das gewöhnliche Fußvolk.

In Bezug auf Artillerie und Marine erlangten die Nordstaaten eine große Ueberlegenheit über die Südstaaten. Hierbei offenbarte sich der überschwängliche Sinn der Yankees. Nicht nur in den Panzerschiffen, sondern auch in den riesenhaften Parrotgeschützen lag etwas Phantastisches. Von den letztern bemerkte man übrigens, daß sie häufig zerplatzten.

Die Südstaaten hatten an Beauregard und Lee schon längst ausgezeichnete Generale, doch war ihnen bisher die Unfähigkeit oder der Verrath im Lager der Nordarmee zu statten gekommen, auf welche sie jetzt nicht mehr rechnen konnten. Auch hatten sich die Südstaaten durch übermäßige Anstrengung schon bedeutend erschöpft. Von Anfang an schwächer als die Nordstaaten reichte die Zahl ihrer waffenfähigen Mannschaften nicht mehr aus, um den unaufhörlich wachsenden Streitmassen des Nordens überall, wo es nöthig war, hinlänglichen Widerstand zu leisten. Um Richmond zu halten, mußten dort fast alle ihre Truppen concentrirt werden. Auf Nebenpunkte legten sie weniger Gewicht. Sie ließen daher nur Johnston, den nachher Hood ersetzte, in einer nicht ausreichenden Stärke gegen Sherman operiren.

Gleichwohl war Shermans Aufgabe immerhin schwierig, denn er kannte die innern Zustände der Südstaaten nicht, auch nicht die Stärke der gegen ihn zu verwendenden Truppen. Er mußte in zum Theil unwegsamen Gegenden vorsichtig eindringen auf einer langen Operationslinie, fern von aller Verbindung mit dem Norden und

ſeinen natürlichen Hülfsquellen. Er mußte Menſchen und Pferde verproviantiren in zum Theil nur ſparſam bewohnten Landſchaften. Nachdem er ſeine Truppen am Ende des April in Chattanooga concentrirt hatte, nämlich die kleinen Heertheile, die bisher einzeln in Tenneſſee, Kentucky und am Ohio geſtanden und die, weil ſie dort nicht mehr nöthig waren, durch Milizen erſetzt werden konnten, brachte Sherman im Ganzen 98,000 Mann mit 254 Geſchützen zuſammen, und zwar gute, ſchon in längerm Krieg erprobte Soldaten. Johnſton, der ihn aufhalten ſollte, konnte nur 71,000 Mann zuſammenbringen. Sherman hatte jedoch mit viel Terrainhinderniſſen zu kämpfen und Johnſton verfehlte nicht, alle wichtigen Päſſe, wo er durchkommen mußte, zu beſetzen und die Wege ungangbar zu machen. Sherman aber befolgte Grants Syſtem, durch Umgehung der gefährlichen Punkte dem Gegner zuvorzukommen, oder ihn wenigſtens zu zwingen, daß er die eingenommene feſte Stellung wieder verlaſſen mußte. So umging er Johnſtons feſte Stellung bei Dalton und griff ihn dann am 14. Mai bei Reſaca mit ſolcher Gewalt an, daß Johnſton nach zweitägigem heftigem Widerſtand weichen mußte. Durch dieſen Sieg öffnete ſich Sherman den offenen und am meiſten cultivirten Theil Georgiens, wo er mehr Lebensmittel und bequemere Wege fand. Am 28. Mai griff ihn Johnſton am Allatoona-Paſſe heftig an, jedoch ohne Erfolg. Aber auch Sherman wurde am 27. Juni, als er Johnſton am Keneſawgebirge angriff, von demſelben zurückgeworfen.

Trotz dieſer Aufhaltungen konnte doch Sherman, weil er die überlegenere Truppenzahl hatte, allmälig immer weiter vorrücken und bedrohte ſchon die wichtige, ſtark befeſtigte und reich mit Vorräthen verſehene Stadt Atlanta. Weil nun Johnſton nicht ſo glücklich geweſen war, die gefährliche Diverſion Shermans zu vereiteln, wurde er abberufen und an ſeiner Stelle erhielt der feurige General Hood

das Commando. Dieſer energiſche Mann machte nun mit ſeinen geringen Mitteln in der That dem Feinde viel zu ſchaffen. Der Muth der Conföderirten iſt grade in dieſen letzten Stadien des Bürgerkriegs noch mehr zu bewundern, als er es im Anfang und in den Tagen des Sieges war. Hood hatte nur noch 49,000 Mann, mit denen er Atlanta vertheidigen ſollte, aber er erſetzte die Zahl durch Kühnheit. Am 20. Juli überfiel er einen Theil der feindlichen Armee plötzlich im Walde und nur die Geiſtesgegenwart ihrer Artillerie ſchützte die Unionstruppen vor einer ſchmählichen Niederlage. Sherman war ſeitdem ſehr vorſichtig, um ſeinem Gegner keine neue Blöße zu geben, und da er ſich überzeugte, Atlanta ſey zu feſt, als daß er es leicht einnehmen könnte, hoffte er einen glücklichen Coup ausführen zu können, indem er plötzlich ſeine Reiterei ſüdwärts nach Maçon eilen ließ, um die dort befindlichen zahlreichen Gefangenen von der Unionsarmee zu befreien und zugleich die Eiſenbahn daſelbſt zu zerſtören, und jede Zufuhr vom Süden aus nach Atlanta abzuſchneiden. Aber ſeine Reiter kamen zu ſpät, die Gefangenen waren ſchon entfernt worden, ja ein Theil der unioniſtiſchen Reiterei gerieth auf dem Rückwege in einen Hinterhalt und verlor 3000 Mann. Weil aber Sherman fortfuhr, Atlanta von ſeinen Verbindungen abzuſchneiden, glaubte Hood, ſich daſelbſt nicht mehr länger halten zu können, und räumte die Stadt unverſehens in der Nacht auf den zweiten September, nachdem er das ſämmtliche Pulver, ſämmtliche Lokomotiven und Waggons der Eiſenbahn, 1000 Ballen Baumwolle und alle Vorräthe hatte in die Luft ſprengen oder verbrennen laſſen.

Sherman ſollte durch kleine Truppenbewegungen in ſeinem Rücken verlockt werden, ſich zurückzuziehen, was die Conföderirten umſomehr hofften, als der Winter im Anzug war und die Unionstruppen nicht genug Lebensmittel auftreiben konnten. Aber Sherman ging von

seinem Plane nicht ab und ließ sich nur Zeit, um durch Fouragierungen und Razzias den Proviant aufzubringen, den er brauchte. Den größten Vorrath davon hatte er in Allatoona zusammenbringen lassen, weshalb Hood diesen Ort unversehens überfiel. Aber der unionistische Commandant, General Corse, der etwa 2000 Mann bei sich hatte, vertheidigte sich am 5. October aufs ritterlichste, bis Sherman ihm zu Hülfe kam. Nun wich dem letztern Hood wieder aus und um sich von ihm nicht in der Irre herumführen zu lassen, überließ Sherman dem General Thomas den kleinern Theil seines Heeres, um ihn zu verfolgen, und brach selbst mit dem größern Theile, der noch 50,000 Streiter zählte, gegen Osten auf, um die wichtige Stadt Savannah am atlantischen Meere zu erreichen.

General Thomas vollzog seinen Auftrag mit vielem Geschick. Hood hatte, indem er sich an die Grenze von Tennessee zurückzog, sich bis auf 36,000 Mann verstärkt und griff den von Thomas voran geschickten General Shofield am 30. November bei Franklin mit großer Uebermacht an, allein Shofield hielt mit der äußersten Tapferkeit aus, schlug alle Stürme zurück und wurde nach wenigen Tagen von Thomas unterstützt, der nun seinerseits Hood in Nashville angriff, am 15. und 16. Dezember. Hier wurde Hood trotz der hartnäckigsten Gegenwehr total geschlagen und konnte nichts Ernstes mehr unternehmen.

Nachdem Hood nicht mehr im Stande gewesen war, Sherman von seinem Marsch zum Meere nach dem Westen zurückzumanövriren, machte Lee doch noch einen Versuch, durch Alarmirung des Westens Grants Aufmerksamkeit von Richmond auf einen andern Punkt hinzulenken und seine Streitkräfte zu theilen. Die Umstände waren für Lee nicht ganz ungünstig. Im Staate Missouri, wie auch in Kansas, hatten die Conföderirten zahlreiche Anhänger; wenn man ihnen einen militärischen Kern gab, konnten sie zur Lawine anwachsen. Lee schickte

also den General Price, der etwa 20,000 Mann zusammengebracht hatte, im September nach Missouri, wo ihm der unionistische General Rosenkranz anfangs nur geringe Streitkräfte entgegenstellen konnte. Nun bildeten sich auch gleich conföderistische Freischaaren und plünderten unionistisch gesinnte Städte, namentlich Glasgow und Sedalia, wobei sich ein gewisser Andersen als Anführer durch die größte Frechheit hervorthat. Allein Price besaß keine rechte Energie, wurde von Rosenkranz, als derselbe mehr Truppen um sich gesammelt hatte, am 22. October bei Independence aufs Haupt geschlagen und mußte auf der Flucht seine reiche Beute zurücklassen.

Unter so günstigen Umständen setzte nun Sherman seinen kühnen Marsch zum atlantischen Meere fort, ohne ferner auf irgend einen erheblichen Widerstand zu stoßen. Nachdem er am 22. November Milledgeville besetzt hatte, von wo der Gouverneur und der gesetzgebende Körper Georgiens geflüchtet waren, ließ er wieder alles von Lebensmitteln zusammenraffen, was nur gefunden werden konnte, und auf Packthieren fortbringen, um den Winter über mit seiner Armee nicht Hunger zu leiden, und zerstörte fortwährend Eisenbahnen und Brücken, um jeden ferneren Zuzug nach Richmond zu verhindern. Schon am 10. Dezember stand er vor der Stadt Savannah. Hier befanden sich 7000 Mann und noch mehrere Tausend schnell zusammengeraffte Milizen unter dem conföderirten General Hardee, der eine gänzliche Einschließung der Stadt nicht abwartete, weil er sie gegen Shermans Uebermacht auf die Dauer doch nicht hätte vertheidigen können. Er verfuhr also hier, wie Hood in Atlanta und räumte die Stadt auf dem einzig noch offenen Wege, welcher durch Moräste führte, in der Nacht auf den 22. Dezember, hatte aber keine Zeit mehr, um die reichen Vorräthe daselbst zu zerstören, oder er that es aus Schonung für die Einwohner nicht. Somit blieben hier nicht nur 150 Geschütze, sondern auch zahllose Eisenbahnwägen und Locomotiven und nicht

weniger als 30,000 Ballen Baumwolle zurück, die in Shermans Hände fielen. Dieser glückliche General zog nun auch hier Verstärkungen an sich, während ihm fast gar kein Feind mehr gegenüberstand. Er hatte jetzt wieder 70,000 Mann beisammen.

In Richmond erregten die Fortschritte Shermans keinen geringen Schrecken, denn wenn es ihm gelang, gegen Richmond vorzurücken und sich mit Grants Hauptarmee zu vereinigen, so waren die Südstaaten verloren. Lee wollte wenigstens die Katastrophe noch so lange als möglich aufhalten und da er aus seiner centralen Stellung bei Richmond unmöglich mehr Truppen abgeben konnte, um sie Sherman entgegenzuwerfen, entsandte er den trefflichen Beauregard, um alle Garnisonen, die man irgend entbehren konnte, zusammenzuraffen und einen neuen Streithaufen zu bilden, der das Vordringen Shermans wenigstens noch eine Zeit lang aufhalten sollte. So wurden also die Städte Charleston, Georgetown, Kingston ꝛc. von ihren Besatzungen freiwillig geräumt. Beauregard, welcher Charleston, wo vor vier Jahren die Rebellion ihren Anfang genommen, bisher aufs zäheste vertheidigt hatte, war nicht mehr stark genug, den wichtigen Posten am Meere gegen den Angriff von der See und vom Lande her zugleich zu vertheidigen, kam daher dem Angriff Shermans zuvor, verbrannte die Stadt mit ihren Vorräthen und zog ab, am 17. Februar 1865. Dasselbe Glück hatte Sherman im Innern von Südcarolina, dessen Hauptstadt Columbia er einnahm, nachdem der südstaatliche General Wade Hampton sie in Brand gesteckt hatte und geflohen war. Derselbe hatte ungeheure Massen von Baumwolle auf die Straßen schütten und anzünden lassen und vom Winde getrieben hatte die Baumwolle die ganze Umgebung der Stadt wie mit Schnee bedeckt. An 3000 Häuser verbrannten. Unterdeß wurde auch der wichtige Hafen von Willmington an der Südostspitze Carolinas von den Unionisten unter General Butler zu Lande und unter Admiral Porter

zur See angegriffen und zwar lange tapfer vertheidigt, mußte aber endlich unterliegen, als Sherman Raum gewann, den General Schofield auch noch gegen Willmington zu entsenden. Die Besatzung von Willmington entwich in der Nacht auf den 22. Februar, nachdem sie noch die Eisenbahnbrücke, 1000 Ballen Baumwolle und andere Vorräthe verbrannt hatte. Das Heer, womit Beauregard gegen Sherman operiren sollte, war nach so großen Verlusten zu schwach, um seiner Aufgabe zu genügen. Beauregard, der bisher nie den Muth verloren hatte, gab nun doch das Commando an Johnston ab, der noch weniger ausrichten konnte.

Sherman rückte am 17. März nach Goldsboro vor und warf Johnston nach schwacher Gegenwehr zurück. Da er zunächst keinen ernsten Angriff mehr zu besorgen hatte, verließ er seine Armee auf kurze Zeit und eilte von Beaufort aus zu Schiffe nach City-Point, um hier am 27. März unter Lincolns eignem Vorsitz einem großen Kriegsrath anzuwohnen.

Die Südstaaten hätte Sherman nicht überwältigen können, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, ihre Hauptstellung in Richmond und Petersburg von Truppen zu entblößen. Richmond war in immer größerer Noth, Lebensmittel waren nur noch zu enormen Preisen zu bekommen. Zufuhren und Verstärkungen wurden immer seltener. Als letzten Versuch, die, wenn auch überaus tapfere, jedoch gelichtete Armee zu ergänzen, schlug man Bewaffnung der Neger vor. Aber das natürliche Gefühl sträubte sich gegen einen so groben Abfall vom Prinzip der Südstaaten und man hatte auch nicht mehr Zeit und besaß nicht mehr Terrain genug, um die Maßregel in großartiger Weise durchzuführen. Manche Stadt und Provinz, die bisher die Union der Südstaaten unterstützt hatte, wurde jetzt renitent, um nicht ihre Kinder in einem nutzlosen Kampf zu opfern, und klagte den Terrorismus der Regierung in Richmond an, welche die Rekrutirung unter der

weißen Bevölkerung in der Noth bereits vom Knaben- bis zum Greisenalter ausdehnte. Die Bänke des Congresses in Richmond begannen sich zu leeren, viele Deputirte entfernten sich in aller Stille. Zu Weihnachten wagte es der Senator Forte zum erstenmal, gegen Davis und seine Partei die Stimme zu erheben und den bisherigen „Militärdespotismus" als unerträglich und was noch mehr sagen wollte, als unnütz anzuklagen, da die Südstaaten ohne fremde Hülfe sich doch nicht retten könnten.

Unterdeß wurde der neue Präsident der Union gewählt und hauptsächlich den Siegen der Generale verdankt Lincoln seine Wiederwahl. Er hatte zwar auch andere Mittel gebraucht, um zum Ziele zu kommen, unter andern so schnell als möglich den neuen Staat im Westen, Nevada, anerkannt, um sich diese Stimme bei der Wahl zu sichern (dieser neue Staat zeichnet sich durch seinen Reichthum an Silber aus). Auch übte die herrschende republikanische Partei durch ihre Civil- und Militärbeamten und durch ihre Geldmittel, indem sie immer neue Millionen Papier verausgabte, einen Terrorismus, der dem der herrschenden Partei in den Südstaaten wenig nachgab. Zu Lincolns Wiederwahl trug aber das Uebergewicht Grants und Shermans über Lee und Beauregard das meiste bei, denn man konnte jetzt kaum mehr am Sieg der Union zweifeln, und Furcht und Friedenssehnsucht wurden Lincolns Alliirte.

Genug, Abraham Lincoln, der Starrkopf, wurde am 4. November 1864 mit großer Mehrheit zum Präsidenten der Union gewählt, und am 31. Januar 1865 hob der Senat in Washington durch förmlichen Beschluß (119 gegen 56 Stimmen) die Sclaverei auf. Die Einsetzung ins neue Amt erfolgte erst am 4. März 1865 und Lincoln sagte in seiner Antrittsrede in biblischem Prophetenton die denkwürdigen und seiner Stellung zur Weltgeschichte würdigen Worte: „Ein Achtel der ganzen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten waren

farbige Sclaven, nicht allgemein über die Union vertheilt, sondern im südlichen Theile wohnhaft. Diese Sclaven waren der Grund eines eigenthümlichen und mächtigen Interesses, welches zu stärken, fortzupflanzen und auszubreiten die Rebellen sich zum Zweck setzten und um dessentwillen sie die Union zuletzt durch Krieg zerreißen wollten, während die Regierung kein weiteres Recht in Anspruch nahm, als die territoriale Ausbreitung jenes Interesses zu beschränken. Keine der Parteien versah sich der Größe und Dauer, welche der Krieg schon erreicht hat. Keine erwartete, daß die Ursache des Conflictes schon aufhören könnte, ehe der Krieg selbst zu Ende gehen würde. Jede glaubte an einen leichteren Triumph und an ein weniger erstaunliches und fundamentales Resultat. Beide lesen dieselbe Bibel und beten zu demselben Gott. Jede ruft des Allmächtigen Hülfe gegen den andern an. Es mag seltsam scheinen, daß ein Mensch sich vermesse, eines gerechten Gottes Hülfe zu erbitten, um Brod zu pressen aus dem Schweiße anderer; aber richten wir nicht, damit wir nicht gerichtet werden. Beider Gebete können nicht erhört werden, keins von beiden ist vollständig erhört worden, denn der Allmächtige hat seine eigenen Ziele. ‚Wehe über die Welt, um der Aergernisse willen, denn es kann nicht anders seyn, als das Aergerniß komme, aber wehe über den, durch den das Aergerniß kommt.‘ Wenn wir die amerikanische Sclaverei als eines der Aergernisse ansehen, die nach Gottes Vorsehung kommen müssen, das er aber, nachdem es seine Zeit gedauert hat, nun beseitigen will, und wenn wir annehmen, daß er beiden, dem Norden und dem Süden, diesen furchtbaren Krieg geschickt hat, wie es jenen gebührte, durch die das Aergerniß gekommen ist, sollen wir dann glauben können, daß irgend eine Abweichung von jenen göttlichen Attributen eingetreten sey, welche die Gläubigen dem lebendigen Gotte von jeher zugeschrieben haben? Sehnsüchtig hoffen wir und flehentlich beten wir, daß diese schreckliche Kriegsgeißel bald

von uns genommen werde; wenn es aber dennoch Gottes Wille wäre, daß sie fortdaure, bis der Reichthum, welcher durch die Arbeit der Sclaven in 250 Jahren unvergoltener Mühsal und Knechtschaft angehäuft wurde, wieder verschwunden ist, und bis jeder Tropfen Blutes, den die Peitsche eingesogen hat, durch einen anderen, den das Schwert herausgeschlagen, aufgewogen seyn wird, so muß doch ohne Uebelwollen gegen irgend jemand, mit christlicher Liebe gegen alle und mit festem Beharren auf dem Rechte gesagt werden, daß die Rathschlüsse des Herrn durchaus gerecht sind." Lincoln fügte noch hinzu: „Lasset uns ringen, das Werk zu vollenden!" Aber das Werk wird, so glauben wir hinzufügen zu müssen, durch den letzten Sieg des Nordens über den Süden, durch die gänzliche Freigebung der Sclaven, durch die Sorge für die Wittwen und Waisen der Gefangenen, wovon Lincoln allein noch redet, noch nicht vollendet seyn, sondern es würde erst vollendet werden können, wenn, wovon Lincoln kein Wort redet, nach der Befreiung der Sclaven auch für deren gedeihliches Fortkommen, für ihre sittliche und intellektuelle Erziehung gesorgt würde. Sie ganz sich selbst überlassen, heißt sie der schrecklichen Noth und Corruption überliefern.

Lincoln hätte also seiner Rede eine ernste Mahnung an die Weißen hinzufügen sollen, den schwarzen Brüdern künftig liebreiche Vormünder zu seyn, denn mit der Freiheit hätten sie von Seiten der Weißen keine Liebe, sondern nur einen verstärkten Haß gewonnen, und die Weißen würden sich der Pflicht, für sie zu sorgen, jetzt erst recht überheben. Eine elende Vergangenheit hat für die Schwarzen aufgehört, sagt Lincoln, aber er wagte nicht zu sagen: eine bessere Zukunft erwartet sie!

An demselben Tage (4. März), an welchem Lincoln sein Amt wieder antrat, trat es auch der Vicepräsident Johnson wieder an, hielt aber seine feierliche Rede vor dem Senat, den fremden Gesandten

und einem zahlreichen Publikum, worunter über tausend Damen, in trunkenem Zustande und erniedrigte so die neuen Senatoren zum allgemeinen Scandal. Er hatte sich in der Freude übernommen. Später hat er viel Besonnenheit und Verstand gezeigt. — Während der Wahl brachen in New-York in einer Nacht 17 Brände aus, von der unterliegenden Partei angestiftet, aber bald gelöscht.

Das Ergebniß der Wahl schlug vollends die Hoffnung in Richmond nieder. Noch eine letzte Hoffnung setzten die Südstaaten in eine Versöhnung mit dem Norden auf Grund der Monroe-Doctrin. Davis ließ Lincoln Frieden anbieten, Süden und Norden sollten zwar getrennt bleiben, sich aber alliiren, um hier Mexiko, dort Canada zu erobern und keiner europäischen Macht mehr in der neuen Welt irgend ein Besitzthum zu lassen. Er sandte zu diesem Behufe den Vicepräsidenten der Südstaaten Stephens und die Herren Campbell und Hunter nach der Rhede von Hampton Roads, wohin ihnen Lincoln selbst mit Seward entgegenkam. Sie verhandelten am 2. Februar 1865 auf einem Schiffe. Aber die Besprechung führte zu keiner Einigung, weil Lincoln unerbittlich die Rückkehr der Südstaaten in die Union verlangte, welche Stephens ebenso hartnäckig verweigerte. Zum Verderben des Südens, denn Sherman rückte immer näher, die Seeplätze gingen verloren, Richmond wurde immer unhaltbarer. Ein Pfd. Fleisch kostete hier im März schon 20, ein Faß Mehl 200 Dollars. Die Banken brachten ihre Kassen auf die Seite; Vorräthe auf dem Lande, die der Hungersnoth in der Stadt abhelfen sollten, wurden verheimlicht und fielen nachher den feindlichen Truppen in die Hände. Nur der Terrorismus der Generale und des Präsidenten Davis hielt noch einen Kern des Widerstandes beisammen, der sich aber von Tag zu Tag verkleinerte.

Alle Versuche, die Diversion Shermans im Rücken von Richmond aufzuhalten, wurden verhindert durch den Truppenmangel der

Südſtaaten. Lee konnte ſeine feſte Stellung bei Petersburg und Richmond Grants Uebermacht gegenüber nicht von Truppen entblößen und Johnſton, der noch zuletzt Sherman aufhalten ſollte, war nicht ſtark genug und wurde von ſeinem Gegner bei Taylorsville und noch einmal bei Bentonville (am 28. März) zurückgeſchlagen. Unterdeß behauptete Lee immer noch die Hauptſtadt, konnte aber nicht hindern, daß der Unionsgeneral Sheridan ringsumher vollends die Eiſenbahnen zerſtörte und die Zufuhren nach Richmond hemmte, indem er auch alle Lebensmittel wegnahm. Die Angſt in Richmond nahm zu, alle Reichen ſchlichen ſich vollends aus der Stadt. Nur mit Mühe konnten die Congreßmitglieder noch zurückgehalten werden. Die Soldaten folgten aber immer noch gleich ausdauernd und tapfer ihrem Führer. Lee begriff, daß er, wenn erſt Sherman vom Süden heranrücke, Richmond und Petersburg doch nicht länger werde behaupten können, wollte ſich aber weder ergeben noch fliehen. Müßte er Richmond verlaſſen, ſo ſollte es doch auf eine ehrenvolle Art geſchehen. Es war deshalb ſeine Abſicht, die Unionsarmee, welche Richmond umſchloß, an dem Punkt zu durchbrechen, an welchem der rechte Flügel ſich dem Centrum anſchloß, und die Erſchütterung und Verwirrung des Feindes zu benutzen, um ſchnell mit allen ſeinen Truppen nach Lynchburg abzuziehen und ſich mit Johnſtons Truppen zu vereinigen. Er machte den Angriff wirklich am 25. März, drang aber nicht damit durch. Seine Soldaten ſtrengten ſich mit altgewohnter Tapferkeit an, als ſie aber ihre Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt ſahen, verloren ſie die letzte Hoffnung, wichen zurück und ließen ſich ſogar ohne fernern Widerſtand gefangen nehmen.

Drei Tage ſpäter befahl Grant einen allgemeinen Angriff, der am 29. März aber noch auf allen Punkten von Lee abgeſchlagen wurde. Am 30. trat Regenwetter ein, am 31. wurde eine unioniſtiſche Diviſion von den Conföderirten beim Frühſtück überraſcht und übel

mitgenommen. Die verſchiedenen Corps der Unionsarmee operirten diesmal ohne den gehörigen Zuſammenhang, worüber Sheridan, der mit ſeiner Reiterei das beſte geleiſtet hatte, ſehr unwillig war. Am folgenden Tage überritt Sheridans treffliche Cavallerie ein Regiment conföderirter Infanterie gleichſam zur Genugthuung. Am 2. April folgte noch ein letzter blutiger Kampf um Petersburg, nun aber gab Lee, um nicht gänzlich eingeſchloſſen zu werden, die bisher ſo energiſch von ihm behauptete feſte Stellung bei Petersburg und Richmond freiwillig auf und ſuchte einen Vorſprung zu gewinnen, um nach Lynchburg zu entkommen. In der Nacht auf den 3. April bemerkte zuerſt der deutſche General Weitzel an der Spitze der nordſtaatlichen Negerregimenter, daß Richmond verlaſſen ſey, und zog am Morgen ohne allen Widerſtand in die Stadt ein. Die verhungerte Bevölkerung empfing ihn mit Jubel und ſonderlich Neger und Negerinnen waren ganz ausgelaſſen in ihrer Freude. Der General benahm ſich menſchlich und mild, verbot jeden Exceß und ließ den armen Einwohnern Lebensmittel austheilen. Weil er aber, ohne dazu beauftragt zu ſeyn, eine Verſammlung der virginiſchen Legislatur zugab, nahm die Unionsregierung das zum Vorwand, ihn augenblicklich zu entlaſſen, denn die Angloamerikaner gönnten in dieſem Kriege keinem Deutſchen eine Ehre und lohnten jedem deutſchen Verdienſte mit Undank.

Auch Petersburg wurde am gleichen Tage leer gefunden und beſetzt. Grant aber ließ ſich keinen Augenblick Ruhe, ſondern folgte der zerrütteten Hauptarmee der Südſtaaten auf dem Fuße. Flucht und Verfolgung waren ſo raſch, daß Lees immer noch bedeutende Armee ſich bis auf einen Kern von etwa 20,000 Mann unterwegs auflöste. Tauſende warfen ihre Waffen weg und ſuchten einzeln in ihre Heimath zu entkommen. Am 5. April wurde Lee bei Jettersville von Sheridans Reitern eingeholt und wieder am 6. bei Warnville. Am gleichen Tage wurde eine andere Maſſe der Fliehenden

von Meade erreicht. Auch in dieſen Schlachten kämpften die Südlichen noch mit wüthender Tapferkeit. Erſt am 9. April, als Lee keinen Ausweg mehr ſah, bot er bei Burkersville (am Appomatox) Grant eine Capitulation an. Grant antwortete in ritterlicher und großherziger Weiſe und die Capitulation wurde in der Weiſe abgeſchloſſen, daß Lees Armee nur ihre Waffen, Pferde und Artillerie und alles öffentliche Eigenthum abliefern mußte, die Gemeinen und Unteroffiziere unter Bürgſchaft der Offiziere, daß ſie nicht mehr gegen die Union dienen wollten, frei in ihre Heimath entlaſſen wurden, die Offiziere aber unter der gleichen Bedingung ihre Degen, Pferde und Gepäck behielten.

Lees Abſchied von ſeinen Truppen am 10. April lautete: „Nach vier Jahren mühſamen Kriegsdienſtes, die ſich durch Tapferkeit und Muth ohne Gleichen kennzeichneten, ſieht ſich das Heer von Nordvirginien gezwungen, der Zahl und den überwältigenden Hülfsmitteln zu weichen. Ich brauche denen, die ſo viel ſchreckliche Schlachten überlebt und bis zum Ende feſt geblieben, nicht zu ſagen, daß ich in dieſe Uebergabe keineswegs aus Mißtrauen gegen ſie gewilligt, ſondern aus der Ueberzeugung, daß Tapferkeit und Opferwilligkeit durchaus nichts hätten erreichen können, was den Verluſten bei Fortführung des Kriegs gleich kommen könnte. Mit grenzenloſer Bewunderung eurer Beharrlichkeit und eurer Hingebung fürs Vaterland und mit dankbarer Erinnerung an eure wohlwollende und großherzige Rückſicht für mich nehme ich von euch hiermit einen freundſchaftlichen Abſchied.“

Der Jubel in Waſhington und allen Städten des Nordens war ungeheuer. In Waſhington beeilten ſich alle fremden Geſandten Lincoln Glück zu wünſchen. Man bemerkte, der öſterreichiſche Geſandte ſey der erſte geweſen. Der Staatsſekretär Seward hielt eine ſarkaſtiſche Rede, worin er ſagte: „Ich will eben meine Depeſchen für das Aus-

land ſchreiben. Was ſoll ich dem Kaiſer von China ſagen? Ich werde ihm danken, daß er niemals einer Piratenflagge erlaubte, in die Häfen ſeines Reiches einzulaufen. Was ſoll ich dem Kaiſer der Franzoſen ſagen? (Eine Stimme: Er ſoll ſich aus Mexiko fortpacken!) Ich werde ihm ſagen, daß er morgen nach Richmond gehen und ſeinen Tabak holen kann, der dort ſo lange blokirt war, vorausgeſetzt, daß die Rebellen ihn nicht aufgeraucht haben. Lord John Ruſſel werde ich ſagen, die britiſchen Kaufleute werden finden, daß die unter Verträgen mit den Vereinigten Staaten aus unſern Häfen exportirte Baumwolle viel billiger ſey, als die ſie durch Blokadebruch erlangen. Was den Grafen Ruſſel ſelbſt betrifft, ſo brauche ich ihm nicht zu ſagen, daß dies ein Krieg für Freiheit, nationale Unabhängigkeit und Menſchenrechte und nicht ein Eroberungskrieg iſt und daß, wenn Großbritannien nur gerecht gegen die Vereinigten Staaten ſeyn will, Canada von uns unbehelligt gelaſſen werden ſoll, ſo lange dieſes die Autorität der edlen Königin freiwilliger Einverleibung in die Vereinigten Staaten vorzieht. Was ſoll ich dem König von Preußen ſagen? Ich will ihm ſagen, daß die Deutſchen der Fahne der Union treu waren, wie ſein ausgezeichneter Geſandter Baron Gerolt während ſeines langen Aufenthalts in dieſem Lande und ſeiner Freundſchaft für die Vereinigten Staaten geſtändig war. Dem Kaiſer von Oeſterreich werde ich ſagen, daß er ſich als ein ſehr weiſer Mann gezeigt, indem er uns von Anfang an verſichert, daß er nirgends Sympathien für Rebellion habe.“ Die Rede wurde vom verſammelten Volk mit unermeßlichem Beifall und Gelächter angehört.

Am 12. April fiel Mobile in die Hände der Unioniſten, nachdem es die Rebellen freiwillig verlaſſen hatten. Wenige Tage ſpäter fiel auch die Stadt Raleigh in die Gewalt Shermans, indem Johnſton ſich dort nicht mehr halten konnte und entwich, um bald darauf, am 26., ſich unter denſelben Bedingungen zu ergeben, wie Lee. Sher-

man hatte ihm an 18. beſſere Bedingungen geſtellt, die einer förmlichen Anerkennung der Südſtaaten gleichkamen, daher zurückgenommen werden mußten. Auch Dick-Taylor ergab ſich mit einem kleinen Corps. Zuletzt Kirby Smith, der für ſeine Truppen capitulirte, für ſeine Perſon aber nach Texas ging, 26. Mai.

Aus einer officiellen Liſte aller Verluſte der Union im Bürgerkriege ſeit 1863 belief ſich die Zahl der Todten auf 5221 in der Schlacht gefallene oder an ihren Wunden geſtorbene und 2321 durch Krankheiten oder ſonſtige Unglücksfälle umgekommene Offiziere. Von den Mannſchaften geringern Grades kamen 30,885 in Schlachten und durch Wunden und mehr als noch einmal ſo viel durch Strapazen und Krankheiten um. Die durch die Kriegskoſten nothwendig gewordene Staatsſchuld der Union belief ſich zuletzt auf 2800 Millionen Dollars, die des Südens wurde nicht ermittelt, war aber wohl nicht viel geringer!

Neuntes Buch.

Die Union nach dem Siege.

Aber mitten in die Freude fiel wie ein furchtbarer Donnerſchlag die Nachricht, Lincoln ſey ermordet. Am Charfreitage, der ſonderbarer Weiſe in den Vereinigten Staaten nicht geheiligt iſt, war Feſttheater in Waſhington, wozu ſich Lincoln und Gemahlin in Fords Theater einfanden, am 14. April Abends. Im dritten Akt trat ein Unbekannter in ihre Loge, feuerte von hinten eine Piſtole auf den Präſidenten ab, verwundete den Major Rathbronn, der ihn aufhalten wollte, ſprang zwölf Fuß tief ſchräg herab auf die Bühne mit dem lauten Rufe: Sic semper tyrannis! (ſo ſoll es den Tyrannen immer ergehen) entwiſchte durch eine Seitenthür, ſchwang ſich auf ein bereit gehaltenes Pferd und verſchwand ſpurlos. Der Präſident von hinten mitten durch den Kopf geſchoſſen, war beſinnungslos hingeſtürzt und athmete nur noch ſchwach bis zum Morgen, als der Tod eintrat. In derſelben Abendſtunde hatte ſich ein anderer Mörder bei Seward, welcher unwohl geworden war und im Bette lag, eingedrängt, mit

einem großen Dolch den abwehrenden Sohn Sewards, Friedrich, niedergestoßen, mehrere andere Personen verwundet und Seward selbst in Brust, Hals und Gesicht Stiche versetzt, worauf auch er unaufgehalten entfloh. Das Gerücht ging, auch General Grant und der Vicepräsident Johnson hätten ermordet werden sollen. Grant war durch Geschäfte verhindert, ins Theater zu kommen, Johnsons Wohnung wurde sogleich durch Militär besetzt. Lincolns Mörder war als der Schauspieler Wilkins Booth aus Baltimore erkannt worden, der oft im Theater gespielt hatte und alle Treppen und Thüren darin wohl kannte.

Nach dem gesetzlichen Herkommen trat Andrew Johnson, Vicepräsident der Union an die Stelle des ermordeten Präsidenten und wurde als solcher beeidigt. Der üble Eindruck, den seine Betrunkenheit bei seiner früheren Einsetzung ins Amt des Vicepräsidenten gemacht hatte, war noch in frischem Andenken, wie auch die wilde und fanatische Rede, worin er allen Rebellen mit Hängen gedroht hatte. Inzwischen beeilten sich die Zeitungen, ihn in einem bessern Lichte zu zeigen. Wenn Johnson nur ein gemeiner Trunkenbold und radikaler Prahlhans gewesen wäre, hieß es, würde er doch wohl nicht zu so hohen Ehrenstellen gelangt seyn. Er war in Raleigh in Nordcarolina 1808 geboren, ein armer Waisenknabe, der das Schneiderhandwerk erlernte. Er ging nie in eine Schule, wodurch seine Geisteskräfte stramm und frisch erhalten wurden, da sie gewöhnlich in den Schulen erschlaffen. Aus Wißbegierde lernte er nach und nach von seinen Gesellen das Buchstabiren und Lesen und seine erste Lectüre waren politische Reden. Im Jahr 1826, also erst 18 Jahre alt, ließ er sich in Tennessee nieder und heirathete eine junge Frau, von der er Schreiben und Rechnen lernte. Dabei wußte er sich so in Achtung zu setzen, daß ihn die Stadt Greenville schon 1828 zum Alderman wählte; 1835 kam er in die Gesetzgebung, 1841 in den

Senat von Tenneſſee und 1843 in den Congreß von Waſhington, in dem er blieb; 1853 wurde er Gouverneur von Tenneſſee und 1857 Mitglied des Senats in Waſhington. Unter allen Senatoren aus dem Süden blieb er allein der Union treu. Auch war er ſtets ein Gegner der Sclaverei, der Ariſtokratie und der nativen Ausſchließlichkeit. Er hatte daher die deutſchen Einwanderer gegen die Know-nothings geſchützt und die Freigebung des Bodens an die Einwanderer, ſowie ihre Gleichberechtigung mit der ältern einheimiſchen Bevölkerung verfochten. Daß er in der letzten Zeit ſich dem Trunk ergeben habe, geſtand er ſelbſt reumüthig ein, ſoll aber gelobt haben, nie mehr einen Tropfen geiſtiges Getränk über ſeine Lippen kommen zu laſſen.

Der Mörder Booth entkam nach Maryland. Da man ſeine Spur hatte, verfolgten ihn 1600 Reiter und 500 Mann von der geheimen Polizei und durchſtöberten alles, bis Oberſt Baker mit 28 Mann ihn am 26. April jenſeits des Rappahannock bei Port Royal in einer Scheune überraſchte. Booth verſchloß die Scheune und erklärte, ſich bis auf das Aeußerſte vertheidigen zu wollen. Als man die Scheune in Brand ſteckte, ſprang ſein einziger Gefährte Harrold heraus und ließ ſich gefangen nehmen. Booth aber blieb mitten im Feuer ſtehen, bis einer von Bakers Leuten ihn niederſchoß. Vierzehn Perſonen, die ihm bei ſeiner Flucht geholfen oder ihn wenigſtens nicht verrathen hatten, wurden ergriffen und vor Gericht geſtellt.

Präſident Johnſon erklärte wiederholt in öffentlichen Reden, die Häupter der Rebellion müßten ſtreng beſtraft werden. Das fordere die Gerechtigkeit und das ſey die Union ſich ſelbſt ſchuldig, denn ihre Autorität dürfe nicht ungeſtraft verachtet werden. Das ließ ſich nicht beſtreiten. Dagegen erregte es Staunen und Unwillen, als er öffentlich zu behaupten wagte, Booth habe ſein Verbrechen nicht aus perſönlichem Fanatismus und eigener Bewegung begangen, ſondern im

Complott, nach Verabredung mit Davis, dem Präsidenten der Südstaaten, und mehreren andern Häuptern der Rebellen. In seiner Proclamation vom 5. Mai berief er sich auf „Beweisstücke, welche dem Kriegsministerium vorliegen," und woraus hervorgehe, der Mordplan sey von Flüchtlingen in Canada entworfen und in Richmond gebilligt worden. Darauf fußend versprach Johnson 100,000 Dollars für die Beibringung Davis, ebensoviel für Clearys Beifahung und je 25,000 Dollars für Tompson, Clay, Tucker und Saunders. Man zweifelte, daß wirklich ein Complott stattgefunden habe, und glaubte, Johnson habe nur um jenen Preis schnell seinen Racheplan durchführen wollen. Die Angeklagten, vor allem Clay, Tucker und Saunders erklärten die Behauptung Johnsons für eine schändliche Verleumdung und erboten sich, jedem unparteiischen Gerichte Rede zu stehen.

Die Aufforderung des Präsidenten that ihre Wirkung. Der unglückliche Präsident der Südstaaten, Jefferson Davis, war von Richmond mit seiner Familie und 13 Millionen Dollars (wie es hieß) unter militärischer Begleitung geflüchtet und hoffte, über den Mississippi zu entkommen. Da er einen weiten Vorsprung hatte, würde er seine Person haben retten können, wenn er sich nicht mit so vielem Gepäck und Gefolge beschleppt hätte. Gereizt durch die Ehre und das Verdienst, ihn zu fangen, und durch die 100,000 Dollars, die auf seinen Kopf gesetzt waren, jagten ihm die Reiter der Union mit Blitzesschnelle nach und holten ihn wirklich unter den Oberstlieutenants Garden und Pritchard am 13. Mai noch vor Sonnenaufgang bei Irswinsville, 75 englische Meilen von Maçon, in einem Walde ein. Er hatte die Kleider seiner Frau angezogen und hoffte bei Nacht und im Walde unentdeckt zu bleiben, aber man hatte seine Spur und von Fackeln umringt und auf allen Seiten mit Revolvern bedroht, gab er sich unter Verwünschungen gefangen. So berichteten die

Zeitungen der Sieger. Die Verkleidung wurde nachher von den dem Süden freundlichen Zeitungen geleugnet. Auch seine Familie, drei Obersten und mehrere Beamte der Südstaaten wurden verhaftet. Wo das viele Geld hingekommen sey, wurde nicht gemeldet. Man brachte Davis nach Washington, wo er angeklagt wurde, mit den Mördern Lincolns im Complott gehandelt zu haben, obgleich kein Beweis aufgetrieben werden konnte. Es kam der herrschenden Partei nur darauf an, ihn als das bisherige Haupt des Südens zu entehren und moralisch zu vernichten. Man legte ihm deshalb auch schwere Fesseln an, weil er angeblich einen Gefängnißdiener mißhandelt habe.

Der Proceß der Mörder Lincolns wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit entschieden und die vier Hauptangeklagten, die dem eigentlichen Mörder Booth bei der Flucht geholfen hatten, Payne, Harrold, Atzerot und Frau Surrat, starben am Galgen, am 8. Juli.

Was Davis betrifft, so wurde er von einem virginischen Bezirksgericht angeklagt „als Jefferson Davis, der, ein Bewohner der Vereinigten Staaten und als solcher diesen Treue schuldend ... die Furcht Gottes aus den Augen verloren und die Pflichten seines Bürgereides nicht gehörig abgewogen habe, sich vielmehr habe verleiten und verführen lassen durch den Teufel, und sündhafter Weise beabsichtigt und geplant habe, zu stören die Ruhe und den Frieden der besagten Vereinigten Staaten, und umzustürzen deren Regierung, und anzustiften und anzuregen und anzufachen Aufruhr und Aufstand und Krieg gegen benannte Vereinigte Staaten, am 15. Juni im Jahre unseres Herrn 1864 in der Stadt Richmond ... woselbst er 500 Personen und darüber bewaffnet und angeordnet habe in kriegerischer Weise, d. h. mit Kanonen, Musketen, Pistolen, Schwertern, Dolchen und anderen Angriffs- und Vertheidigungswaffen ... um Krieg zu führen dergestalt gegen die Vereinigten Staaten, im Widerspruch mit der schuldigen Bürgertreue des besagten Jefferson Davis

gegen die Verfassung, die Regierung, den Frieden und die Würde besagter Vereinigten Staaten von Amerika . . ."

Man beeilte sich durchaus nicht, ihn zu verurtheilen, sondern ließ ihn im Kerker schmachten. Bei seiner leidenschaftlichen Natur konnte er die strenge Bewachung, die Mißachtung, die harten Fesseln, die man ihm wenigstens eine Zeit lang anlegte, nicht ohne furchtbare Aufregung ertragen, und es schien erwünscht, daß er sich in Wuth und Angst selber aufreibe, damit man sich eine öffentliche Hinrichtung ersparen könne, die dem Präsidenten gewiß eine große Partei im Lande zu Feinden gemacht haben würde und die auch das Ausland mißbilligen mußte, weil es die südliche Conföderation als im Kriege gleichberechtigte Macht anerkannt hatte, so lange der Krieg dauerte.

Um nun aber der Rachbegier der Yankees doch ein Opfer hinzuwerfen, wurde dazu der Hauptmann Wirtz ausersehen, der während des Krieges die Aufsicht über die in Andersonville aufbewahrten nordstaatlichen Gefangenen geführt hatte. Schon lange hatte man von dem grenzenlosen Elend dieser Gefangenen hin und wieder etwas gehört. Sie waren in einen Pferch zusammengedrängt, welcher nur 800 Fuß im Quadrat hatte. Mittendurch floß ein kleiner Bach. Von außen wurde der hohe Verschlag scharf bewacht. Anfangs wurden die Gefangenen noch leidlich beköstigt. Als ihre Zahl aber nach den von den Unionsgeneralen verlorenen Schlachten immer mehr anwuchs, fehlte der Raum. Um sich gegen Regen und Schnee zu schützen, rißen die Gefangenen das Holz der anfangs reinlich aufgerichteten Abtritte weg und bei der ungeheuern Anhäufung von Menschen wurde der ganze Raum ein Kloak und das Wasser des Bachs untrinkbar. Ein großer Theil der Gefangenen brachte schon aus den bisherigen Kriegslagern Erschöpfung und Krankheiten mit. An Lebensmitteln litt die südstaatliche Armee bereits selber Noth, es konnten also für die Gefangenen nur spärliche Portionen übrig bleiben. Nun bildeten

ſich innerhalb des Pferchs kleine Räuberbanden. Die noch geſündern und ſtärkern Gefangenen nahmen den Schwachen und Kranken das letzte Labſal, die letzte Kleidung weg. Die Wachen und Wirtz ſelbſt ſchritten gegen dieſe Gewaltthaten ein, konnten aber das Elend nicht lindern. Wirtz hatte zwar die unmittelbare Aufſicht, ſtand aber unter der Oberaufſicht des Oberſt Gibbs und des General Winter. An den letzteren wandte ſich Wirtz um Abhülfe. Winter ſagte auch zu, er wolle den Pferch erweitern laſſen, that es aber nicht. Da dieſer General noch während des Krieges ſtarb, bleibt es ungewiß, ob er die Hauptſchuld trug, oder ob er nicht heimlich von noch höher Stehenden angewieſen war, mit guter Manier und unvermerkt einen großen Theil der nordſtaatlichen Gefangenen wegſterben zu laſſen, da man ſo viele Leute weder hinreichend beköſtigen konnte, noch auch freilaſſen wollte. Actenmäßig iſt ermittelt, daß zu Anderſonville im Pferch in dem einzigen Monat Auguſt 1864 aus der Geſammtzahl der Gefangenen von nahezu 35,000 Mann 2993 Mann geſtorben ſind. Im ganzen Jahre ſollen 13,500 Mann daſelbſt umgekommen ſeyn.

Die Klagen der Gefangenen, die jene ſchreckliche Zeit überlebten, und der Familien, die ihre Angehörigen in jenem Pferche verloren hatten, erweckten allgemeinen Abſcheu in der neuen und alten Welt. In den Schilderungen des ausgeſtandenen Elends kamen aber bald arge Uebertreibungen vor und wurde von gewiſſen Seiten ohne Zweifel abſichtlich dahin gearbeitet, alle Schuld von der ſüdſtaatlichen Regierung und Generalität auf den untergeordneten Beamten umſomehr abzulenken, als derſelbe kein Yankee, ſondern nur ein Deutſcher war. Der, mochten die Yankees denken, ſey gut genug, um zum Opfer zu fallen. Wirtz war ein deutſcher Schweizer und Arzt, hatte im Kriege den Südſtaaten gedient, war ſchwer verwundet worden und hatte nach ſeiner Geneſung mit lahmem Arme als Arzt mit Hauptmannscharakter

die Aufsicht über das Gefängniß erhalten. Unter höherem Befehl stehend, hatte er durchaus keine unumschränkte Vollmacht. Gleichwohl begann die Presse nach Beendigung des Krieges alle Klagen auf ihn zu häufen, ihn als den alleinigen Urheber der Greuel von Andersonville zu bezeichnen und von entsetzlichen Verbrechen zu faseln, die er persönlich sollte begangen haben. Da hieß es, er habe 300 Gefangene erschießen und 50 von großen Bluthunden zerreißen lassen, 200 durch zwangsweise Vaccinirung vergiftet, mehrere Gefangene mit eigener Hand getödtet, andere grausam mißhandelt, einem Sterbenden das Bild seiner Gattin vom Munde weggerissen und zertreten, Kisten voll Nahrungsmittel den Augen der Gefangenen blosgestellt, ohne ihnen etwas daraus mitzutheilen, nur um sich an ihrer Tantalusqual zu waiden.

Das alles aber erwies sich als unwahr vor Gericht. Obgleich Wirtz in der Capitulation des General Sherman mitbegriffen war, wurde er dennoch verhaftet, und obgleich er nach Beendigung des Krieges gesetzlich nur vor ein Civilgericht hätte gestellt werden können, zog man ihn doch vor ein Kriegsgericht. Sein Proceß begann zu Washington am 24. August. Dieses Militärgericht benahm sich offenbar parteiisch und doch ergab sich aus den Verhandlungen und Zeugenaussagen, daß nicht eine einzige der vielen Personen, welche Wirtz mißhandelt oder getödtet haben sollte, mit Namen genannt werden konnte, daß in Andersonville gar keine großen Bluthunde, sondern nur sechs oder sieben gewöhnliche Hunde gehalten worden waren, daß viele Gefangene selbst dem Hauptmann Wirtz ein günstiges Zeugniß ausstellten.

Mag dieser Mann nun auch von etwas roher Art gewesen seyn, — einen allzu feinen würde man gar nicht angestellt haben, — so lag doch die Hauptschuld gewiß an der Oberbehörde, welche für die vielen Gefangenen keine größere Räumlichkeit, keine bessere Beköstigung

und Behandlung vorgesorgt hatte und während der langen Dauer des Krieges das Uebel, welches ihr doch nicht unbekannt bleiben konnte, fortdauern ließ. Hätte die Schuld allein an Wirtz gelegen, so hatte die Armeeverwaltung, hatte der Obergeneral und Davis selbst Zeit genug, ihn zu entfernen und einen humaneren Mann an seine Stelle zu setzen. Aber er war einmal zum Sündenbock ausersehen, wurde verurtheilt und am 10. November gehenkt. Das New-York-Journal schrieb darüber: „Es ist kein Justizmord, denn von Justiz ist überhaupt hier nie die Rede gewesen. Eine Anzahl Offiziere, die bestellt waren, ihn zu ermorden, haben sich zwar den Titel Gerichtshof beigelegt, aber sie haben sich nicht die Mühe gegeben, auch nur den Schein eines gerichtlichen Verfahrens zu bewahren."

Der Sieg der Union erschreckte England. England hatte viel zu sehr mit den Südstaaten kokettirt, als daß es die Nordstaaten nicht geärgert hätte; Lord Palmerston hatte auf den Sieg der Südstaaten spekulirt und sah sich jetzt betrogen. Stärker und stolzer als je aus dem Kriege hervorgehend, konnte die Union sich nun rächen, das englische Canada wegnehmen und durch einen Krieg mit England diesem Reiche, welches immer vor Frankreich bangte, Indien zu hüten hatte und in der orientalischen Frage mit Rußland collidirte, schwere Sorgen bereiten und ungeheuern Schaden zufügen. Deshalb wurde der edle Lord ganz kleinlaut und äußerte sich im Parlament am 14. März 1865: „Ich bin überzeugt, daß wenn auch in den Vereinigten Staaten einige Gereiztheit gegen England herrscht, doch in der großen Masse der angloamerikanischen Bevölkerung tiefer gehende Gefühle vorwalten, Gefühle der Anhänglichkeit und des Wohlwollens für ihr europäisches Mutterland. Auch hat England den Vereinigten Staaten keinen Grund zu gerechten Klagen gegeben und wird ihn nicht geben, und auch wir haben keine Klage gegen die Regierung der Vereinigten Staaten zu führen." Jedermann sah hinter diesen

ſüßen Reden nur die bleiche Furcht hervorblicken. Schon im Juni zog England in Gemeinſchaft mit Frankreich die Anerkennung zurück, die es bisher den Südſtaaten als kriegführender Macht hatte angedeihen laſſen, und ließ den Schiffen der Südſtaaten nur 24 Stunden Zeit, wenn ſie in engliſchen Häfen landeten, um ſich mit Lebensmitteln und Waſſer zu verſehen. Nur aus Menſchlichkeit, damit ſie nicht auf der hohen See umkämen und nur für einmal.

Gleich nach der Kataſtrophe in Richmond und nach Lincolns Ermordung wurde die Erinnerung an die Monroe-Doctrin ins Volk geworfen und errichtete man in den großen Städten der Union Werbebureaus, um auf Actien und durch eine bloße Privatgeſellſchaft einen koloſſalen Freiſchaarenzug nach Mexiko zu unternehmen und den Kaiſer Max ſammt den Franzoſen von dort zu vertreiben. Das Gerücht verbreitete ſich, jeder Angeworbene ſolle tauſend Dollars und hundert Acres Land erhalten und vorerſt ſollten 25,000 Mann unter General Roſenkranz abmarſchiren. Auch Fremont ſollte an der Spitze ſtehen. Dagegen hieß es wieder, der Gedanke ſey von der beſiegten, ſüdſtaatlichen Partei ausgegangen und eine neue Eroberung im Süden bezwecke nur, dem gedemüthigten Süden ein neues Anſehen und Gewicht zu geben. Die demokratiſche Partei im Weſten und Norden ſympathiſirte ohnehin mit den Beſiegten. Johnſon mußte den haufenweiſe nach Waſhington ſtrömenden ſüdſtaatlichen Offizieren, die capitulirt hatten, das Tragen ihrer Uniform unterſagen. Von Seiten der Regierung erfuhr man nur, daß Seward am 25. Februar aus den Händen des von Juarez geſandten Romero den Proteſt des erſtern gegen irgend welche Abtretung eines mexikaniſchen Gebiets an Frankreich mit großer Befriedigung entgegen genommen und daß Präſident Johnſon in den erſten Tagen des Mai allen fremden Kriegsſchiffen, deren Regierungen den Kriegsſchiffen der Südſtaaten noch Gaſtrecht gewähren, die Häfen der Union verſchloſſen habe.

Auf der andern Seite hörte man von Plänen, wonach England und Frankreich gemeinſchaftlich die Uebergriffe der Union abwehren und eine große Vereinigung der ſpaniſchen Republiken Südamerikas zum Schutz der romaniſchen Race in der neuen Welt gegen die Yankees anſtreben ſollten. Man träumte ſchon, der junge Gemahl der braſilianiſchen Kronerbin, Graf D'Eu, werde dabei eine große Rolle ſpielen.

Harlan, der unioniſtiſche Miniſter des Innern, bedauerte in einer Rede, daß Frankreich Mexiko bedrängt, und äußerte ſich wörtlich: es iſt vielleicht von der Vorſehung beſtimmt, daß unſere große Republik die kleine Schweſter beſchütze. Das war jedoch nicht die Meinung des Chefs der Regierung. Als der franzöſiſche Geſandte Graf Montholon im Mai 1865 beim Präſidenten Johnſon ſeine Aufwartung machte, empfing ihn dieſer aufs freundlichſte und hob hervor, daß zwiſchen den vereinigten Staaten und Frankreich traditionelle Sympathien beſtehen. Man hatte eine ganz andere Sprache erwartet und ſich eingebildet, die vielen nach Beendigung des Bürgerkrieges unbeſchäftigt bleibenden Soldaten der Union würden mit denen der Südſtaaten, welche capitulirt hatten, gemeinſchaftlich nach Mexiko ziehen, um die Franzoſen von dort zu vertreiben. Allein Johnſon war zu klug, um nicht zu begreifen, daß er dadurch dem kaum beſiegten Süden nur eine neue Wichtigkeit und Macht verleihen würde, daß ein ſiegreicher General in einem mexikaniſchen Kriege, indem er ſich auf den Süden ſtützen würde, der Union noch weit gefährlicher werden könnte, als Davis, und endlich daß es gerathen ſey, Frankreich von England zu trennen und eine Vereinigung dieſer beiden Seemächte nicht muthwillig zu provociren.

Zwar hielt General Grant in Illinois eine feurige Rede im Sinn der Monroe-Doctrin, allein anſtatt daß Johnſon die bereits an der mexikaniſchen Grenze am nördlichen Ufer des Rio Grande

den auf dem südlichen Ufer aufgestellten französischen und kaiserlich-mexikanischen Truppen gegenüber lagernden Unionstruppen verstärkt hätte, reducirte er dieselben im August und gab somit den thatsächlichen Beweis seiner Friedensliebe. Doch insinuirte er dem Cabinet der Tuilerien, daß er eine große Aufregung in der Union kaum würde hemmen können, wenn Frankreich neue Verstärkungen nach Mexiko schicke.

Minder freundlich war das Verhältniß zu England, denn die Engländer hatten den Südstaatlichen erlaubt, in englischen Häfen Lagerschiffe auszurüsten, die dem Handel der Union großen Schaden zufügten. Sie hatten den Südstaaten auch große Geldsummen geliehen und sie heimlich so viel als möglich unterstützt, immer in der Hoffnung, sie würden siegen und den Norden demüthigen. Obgleich nun England sich beeilte, den gerechten Unwillen des siegreichen Norden zu beschwichtigen, bald nach dem Falle von Richmond die Südstaaten nicht mehr als kriegführende Macht anerkannte, und auch die Union England immer noch als einen befreundeten Staat mit rücksichtsvoller Höflichkeit behandelte, so versetzte doch Johnson England ein paar empfindliche Schläge. Erstens erkannte er die gesammte Staatsschuld der südlichen Union nicht an, so daß die reichen Engländer die vielen Millionen, die sie darin stecken hatten, mit einem Federstrich verloren. Es war eine wohlverdiente und sehr gemäßigte Demüthigung, die dem heimtückischen England widerfuhr, als der Staatssekretär Seward die Namen der vornehmen Engländer, die den Südstaaten so vieles Geld vorgeschossen hatten, öffentlich bekannt machte.

Zweitens verlangte Seward von England Entschädigung für die Verluste, die dem Handel der Union durch die in England für die Südstaaten gebauten Caper zugefügt worden waren, und behielt sich das Recht vor, englische Schiffe auf dem Meere durchsuchen zu lassen,

ob es nicht noch immer Rebellenſchiffe ſeyen, die nur unter engliſcher Flagge führen.

Dieſes Vorgehen der Union veranlaßte England, Frankreich zu ſchmeicheln und es zu einer Demonſtration zu veranlaſſen, die den Nordamerikanern beweiſen ſollte, Frankreich und England dürften ſich doch gegen die Union zu gemeinſchaftlichem Handeln vereinigen. Zunächſt war nur England bedroht, aber die Kriegsluſt der Nordamerikaner gegen die Franzoſen in Mexiko war nur vertagt und Napoleon III. durfte auf der Hut ſeyn, es nicht mit England zu verderben, da beide europäiſche Weſtmächte ein dringendes Intereſſe hatten, gegen mögliche Angriffe von Nordamerika her zuſammenzuhalten. Dieſe Erwägungen führten zu der ſ. g. Flottendemonſtration. Am 14. Auguſt 1865 machte die engliſche Kriegsflotte der franzöſiſchen einen feierlichen Beſuch in Cherbourg und Breſt, den dieſe dann in Portsmouth erwiderte.

Inzwiſchen beharrte das Cabinet von Waſhington auf ſeinen Forderungen, Lord Ruſſel erwiderte aber, England verweigere jede Entſchädigung und wolle ſich auch keinem Schiedsgericht unterwerfen. Dieſe heiklichen Handlungen wurden übrigens von beiden Seiten in der höflichſten Form gepflogen.

Die beiden ſüdſtaatlichen Caper, welche die meiſten unioniſtiſchen Handelsſchiffe beraubt und zerſtört hatten, waren beide in England gebaut und bemannt worden. Der Alabama ſtand ſo ſehr unter engliſcher Protection, daß die Lords Palmerſton und Ruſſel das Auslaufen deſſelben aus Liverpool am 29. Juni 1862 nicht verhinderten, obgleich ſie durch den amerikaniſchen Geſandten in London von der Beſtimmung des Schiffs officiell unterrichtet waren. Die edlen Lords ſtellten ſich, als wüßten ſie von nichts, aber das ganze Publikum wußte es und unter ſchallendem Gelächter des zahlreich am Ufer verſammelten Volks ſtach der Caper in die See. Als derſelbe ſpäter

durch ein unioniſtiſches Kriegsſchiff aufgebracht wurde, waren es wieder die Engländer, die den Kapitän deſſelben jubelnd bei ſich aufnahmen. Das zweite Schiff, der Shenandoah, war erſt 1864 in London ausgerüſtet worden und hatte ſchon in kurzer Zeit 37 unioniſtiſche Schiffe, namentlich Wallfiſchfänger im Norden des atlantiſchen Meeres zerſtört. Erſt am 6. November 1865 kam es nach England zurück, lief in den Merſey ein und ergab ſich an einen engliſchen Kriegsdampfer. Die engliſche Regierung erklärte nun zwar das Schiff für ein nordamerikaniſches und ſtellte es der Union zur Verfügung, ließ aber ſowohl den Kapitän deſſelben, Waddell, als die geſammte Mannſchaft, 133 Leute, frei. Nur oberflächlich wurde jeder gefragt, ob er etwa ein Engländer ſey? und jeder verneinte es. Beweiſe wurden nicht verlangt, und da ſie ihre Beute bereits zu Gelde gemacht hatten, zogen ſie jeder mit einer ſchweren Laſt Geldes luſtig davon. Man hatte unter ihnen beſonders Schotten bemerkt.

Als die Unionsarmee nach Beendigung des Krieges entlaſſen wurde, kehrten die Generale zu ihren bürgerlichen Geſchäften zurück. Burnſide als Eiſenbahnagent, Butler als Fabrikant, Franklin als Inſpektor eines Waffendepots, der Reitergeneral Smith als Krämer, Patrick als Pächter, Percy Wyndham als Fechtmeiſter, Ferrero als Tanzmeiſter, die deutſchen Generale (Sigel und Schurz) natürlicherweiſe nur als Zeitungsſchreiber.

Die Abolitioniſten triumphirten. Man höre eine ihrer Stimmen aus New-York: „Lincoln war der Heiland, Johnſon iſt Petrus mit dem Schwert, der die Kirche der Freiheit auferbauen wird, nachdem Lincoln mit ſeinem Blut ihren Grund geweiht hat.“ Indeſſen wurde man bald gewahr, daß die Neger von ihrer neuen Freiheit, wenigſtens für den Anfang, ungleich mehr Schaden als Nutzen hatten. Eine Correſpondenz aus New-York bemerkte: „Die armen Teufel, die ihre früheren Herrn verlaſſen oder von ihnen fortgetrieben werden,

haben kein Brod, keine Kleider, kein Obdach, kein Geld, keine Arbeit, um welches zu erwerben, und zum Erſatz für alles das bieten ihnen die Abolitioniſten — einen Wahlzettel! So wird die ſich überſtürzende Freiheit zum Blödſinn und die verſchrobene Humanität zur Grauſamkeit.“ Noch hat man von keiner großartigen Maßregel der Abolitioniſten gehört, die darauf berechnet wäre, den armen Negern vor allen Dingen Brod zu gewähren. Immer wiederholte Nachrichten melden von dem entſetzlichen Elend der ſchwarzen Bevölkerung im Süden. Die kräftigen Männer und Jünglinge ſind unter die Soldaten geſteckt und großentheils wieder entlaſſen worden; andere ſind davon gelaufen, um nicht mehr zu arbeiten, vagabondiren und rauben. Die zurückgebliebenen Greiſe, Weiber und Kinder werden von ihren ehemaligen Herren, denen ſie nichts mehr nützen und die, durch den Krieg ausgeſogen, ſelber nichts mehr haben, nicht mehr ernährt und fortgeſchickt, weshalb unter ihnen der Hunger und Krankheiten wüthen, welche Tauſende hinraffen. Im Staat Georgien wurden die Neger von den Weißen maſſenhaft verjagt, denn man hatte ſie nur als Sclaven brauchen können; ſobald ſie frei waren, wurden ſie den Weißen eine Laſt. Im Staat Kentucky vereinigten ſich die Weißen, den Schwarzen keine Arbeit zu geben, auch wenn ſie arbeiten wollten. Auch in den nördlichen Staaten wurde die neue Freiheit der Schwarzen den Weißen bald unbequem. Die Freiheit gewährte den Schwarzen auch die Gleichheit mit den Weißen, ſo daß jene ſich fortan mit dieſen ſollten zu Tiſche ſetzen und in demſelben Wagen fahren dürfen. Aber die ſtolze germaniſche Race litt eine ſo niedrige Berührung nicht. Man warf die Schwarzen zur Thür oder zum Wagen hinaus. Die gemeinen Neger mußten ſich das gefallen laſſen, aber die Negerſoldaten, die noch in Waffen ſtanden, wehrten ſich und in Waſhington und New-York wiederholten ſich blutige Schlägereien zwiſchen den unvereinbaren Racen. „Die Erbitterung gegen die Schwarzen ſtieg ſo hoch,

daß bei der großen Siegesparade zu Waſhington am 23. Mai Präſident Johnſon es für räthlich hielt, die Negerregimenter, obgleich ſie ſich im Kriege gut gehalten und zum Siege beigetragen hatten, dennoch von der ganzen Feierlichkeit auszuſchließen. Auch wagte er nicht, die ſchwarze Race durch Ertheilung von Wahlrechten der weißen gleichzuſtellen. Ob die Neger Wahlrechte erhalten ſollten oder nicht, wurde jedem einzelnen Staat anheimgeſtellt.

Man beſchuldigte die Abolitioniſten, ihr Fanatismus für die Neger ſey nur eine Heuchelei und ihr einziger Zweck ſey, ſich mittelſt der Wahlſtimmen der Neger die höchſte Gewalt in der Union zu erringen. Man hörte auch wohl, dieſe ächteſten aller Yankees, die alten Puritaner, gingen darauf aus, ihre Secte zur alleinherrſchenden zu machen, ſpotteten der einfältigen Deutſchen, die im Abolitionismus nur die uneigennützigſte Humanität erkannt und ihm daher alle ihre liberalen Sympathien zugewendet hätten, und bereiteten eine Verfolgung der Katholiken vor.

Aber im Laufe des Sommers von 1865 trat eine merkliche Wendung in dem Benehmen des Präſidenten Johnſon gegen die Partei ein, der er, wie es ſchien, bis jetzt mit dem größten Eifer gedient hatte. Der Mann, der ſich früher in den Ruf eines gemeinen Säufers und leidenſchaftlichen Fanatikers gegen die Südſtaaten gebracht hatte, zeigte eine auffallende Mäßigung und löste ſich mit großer Klugheit erſt ganz allmälig von der Partei der nordſtaatlichen Yankees ab, deren Werkzeug zu ſeyn er früher nicht in Abrede geſtellt hat. Aber ſeine neue Politik der Mäßigung ging von einem richtigen Urtheil aus. Lincoln war ihm ſchon in dieſem Maßhalten vorangegangen.

Der Abfall der Südſtaaten war begreiflicherweiſe Waſſer auf die Mühle der Abolitioniſten geweſen. Brachte der Krieg Gefahr für die Nordſtaaten, ſo blieb ein großer Aufſtand der Neger in den Süd-

ſtaaten immerhin das beſte Mittel, den letztern eine Diverſion im Rücken zu machen. Auch bedurfte die Regierung der Union des Eifers und der Begeiſterung, die unter den Abolitioniſten angefacht waren. Gleichwohl war für alle Zukunft die Emancipation der Neger etwas äußerſt Bedenkliches. Die Vereinigten Staaten dienten damit eigentlich nur dem engliſchen Intereſſe. Wie höhniſch mußte der alte Palmerſton lachen und ſich vergnügt die Hände reiben, wenn er ſah, wie gut berechnet, wenn auch koſtſpielig, die Emancipation der Neger auf Jamaika geweſen war, da ſie weſentlich mitgewirkt hatte, den Abolitionismus in Amerika zu nähren und es endlich dahin zu bringen, daß die Vereinigten Staaten den unermeßlichen Vortheil der Sclavenarbeit verlieren mußten. Die ſchlaue Handelspolitik Englands, die ſich für Humanität ausgab, erfreute ſich eines glänzenden Erfolges, denn ſie hatte mit einem kleinen Opfer den Rivalen das größte Opfer zu bringen genöthigt.

Lincoln hatte daher den Abolitioniſten nur gezwungen nachgegeben, nur langſam und ungern, und wie er, ſo dachten Millionen ſeiner Mitbürger im Norden. Es handelte ſich nicht blos darum, die Früchte der Sclavenarbeit einzubüßen, welche der Norden mitgenoß, weil er die Produkte des Südens durch ſeine Schifffahrt den europäiſchen Conſumenten zubrachte. Man ging auch der Gefahr entgegen, in der großen Maſſe befreiter Neger nicht mehr willige Werkzeuge, ſondern natürliche und incorrigible Feinde vor ſich zu haben. Indeſſen mußte man ſich der empörten Südſtaaten erwehren. Man that es anfangs noch mit großer Schonung der Sclavenbeſitzer. Noch im Jahr 1862 ſollten die Neger, deren Herren man als Feinde behandelte, doch noch nicht frei werden dürfen, ſondern als Sclaven der Union paſſend coloniſirt werden, wie Lincoln in ſeiner Botſchaft am 6. März empfahl. Im Mai wurde noch General Hunter, als er die Sclaven in Südcarolina, Florida und Georgien für frei erklärte,

vom Präſidenten desavouirt. Im Juli bat der Präſident dringend die Grenzſclavenſtaaten, die Emancipation ſelbſt in die Hand zu nehmen, in ihrem eigenen Intereſſe und um den extremen Forderungen der Abolitioniſten zuvorzukommen. Da ſie ſo thöricht waren, nicht darauf einzugehen, ſah ſich Lincoln unter dem Druck der Kriegsereigniſſe genöthigt, am 22. September allen kriegführenden Sclavenſtaaten zu drohen, daß vom 1. Januar 1863 an alle Sclaven in den Staaten, die ſich bis dahin von der Rebellion nicht losgeſagt haben würden, ſollten von da an für frei erklärt werden. Noch am 2. Dezember ſagte er den Staaten, welche ſich freiwillig fügen würden, günſtige Bedingungen zu. Da ſie ſich aber nicht fügten, wurde am 1. Januar 1863 die Emancipation der Sclaven wirklich proklamirt.

Man erkennt hieraus, wie äußerſt vorſichtig Lincoln zu Werke ging und wie es ihm Gewiſſensſache war, die völlige Freilaſſung der Schwarzen nicht zu überſtürzen, da aus derſelben für die Schwarzen ſelbſt, wie für die Weißen, unberechenbare Gefahren erwachſen mußten. Nicht er allein nahm dieſe Rückſichten. Man muß ſich erinnern, wie ſtark die demokratiſche Partei auch in den nördlichen und weſtlichen Staaten geweſen war, ehe der Uebermuth der Parteigenoſſen in den Südſtaaten den Krieg vom Zaune brach. Lincoln wurde im Herbſt 1864 wieder zum Präſidenten gewählt, aber nur mit 2,185,502 republikaniſchen gegen 1,778,200 demokratiſchen Stimmen, ausſchließlich aus den nördlichen und weſtlichen Staaten. Addirt man zu den letztern die fehlenden Stimmen aus den Südſtaaten, ſo iſt die Mehrheit nicht mehr eine republikaniſche, ſondern eine demokratiſche, und es liegt klar vor Augen, daß unter der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten die unbedingte Freilaſſung der Sclaven nur unter beſonderen Umſtänden von einer fanatiſchen Minderheit hatte durchgeſetzt werden können. Die Zahlen ſprechen dafür, daß Lincolns Bedenken im natürlichen Gefühl der weißen Race vollkommen begründet

war. Noch immer war die große Frage nicht völlig entſchieden, noch ſträubte ſich das Repräſentantenhaus in Waſhington gegen die völlige Befreiung der Schwarzen. Aber wie durch ein heftiges Gewitter die natürliche Luftſtrömung unterbrochen und in eine conträre verwandelt wird, ſo riß die Kriegsfurie den Congreß von Waſhington aus der ruhigen Beſonnenheit hinaus und führte zum Geſetz vom 31. Januar 1865, welches die Befreiung der Schwarzen für immer ſanctionirte.

Daran ſchloß ſich das Dekret, welches den Rebellen mit der Confiscation aller ihrer übrigen Güter drohte, und endlich das merkwürdige Dekret, welches geſtattete oder befahl, daß in jedem ſüdlichen Staate eine Regierung, die nur von einem Zehntel der Bevölkerung gewählt wäre, ſich aber der Union unterwerfe, auch von der Union als einzig rechtmäßige Regierung anerkannt werden ſolle. Man rechnete dabei auf das weiße Proletariat im Süden, auf die ärmeren Klaſſen, die bisher den Reichen hatten dienen müſſen, oder zurückgeſetzt worden waren. Dieſe Minderheit ſollte unter dem Schutz unioniſtiſcher Bajonette die künftige Mehrheit in den Südſtaaten bilden, und unmittelbar nach der Kataſtrophe bei Richmond und Lincolns Ermordung genirte ſich der neue Präſident Johnſon auch gar nicht mehr, den letzten Gedanken auszuſprechen, indem er einer Deputation aus dem Süden, die ihn beglückwünſchte, zur Antwort gab: „Die Führer der Rebellion müſſen geſtraft und von ihrer ſocialen Stellung herabgedrückt werden. Die loyal gebliebenen Einwohner in den Südſtaaten verdienen auf Koſten derjenigen, welche ſo unſägliche Leiden über das Land gebracht haben, entſchädigt zu werden.“ Das deutete darauf hin, daß der den Reichen im Süden geraubte Grund und Boden an die ärmere Klaſſe vertheilt werden ſollte. Dieſer Plan hatte ſich ſchon während der ganzen Kriegführung verrathen, indem weder aus Noth, noch aus Muthwillen, ſondern nur,

um die vorher reichen Südländer arm zu machen, von den Truppen der Union unzähliges Privateigenthum im Süden zerstört und ungeheure Massen Baumwolle confiscirt worden waren.

Wir haben aber schon bemerkt, daß die humane Schwärmerei für die Befreiung der Neger nur wenigen besonders frommen und gutmüthigen Leuten Ernst war. Für die weit überwiegende Mehrheit der egoistischen und herzlosen Yankees war der Abolitionismus nur ein Aushängeschild und Vorwand, um über den Süden herfallen zu können. Man wollte damit auch keineswegs in den Ruf der Frömmigkeit kommen, sondern nur bei den Liberalen in der ganzen Welt Sympathien gewinnen und durch den Aufruf zur Freiheit eine blutige Empörung der schwarzen Sclaven gegen ihre weißen Herren in den Südstaaten hervorrufen. Wäre dies gelungen, so hätten sie sich die ungeheuren Kriegskosten, die sie im Kampf mit dem Süden aufwenden mußten, erspart. Dann würden sie die Beute mit den Schwarzen getheilt und die großen Plantagen der südlichen Aristokratie zerstückelt und an kleine weiße und schwarze Eigenthümer gebracht haben. Dann wäre die reine Demokratie auf breitester Grundlage etablirt gewesen und mit der Aristokratie und ihrem bevorzugten Besitze wäre auch die Souveränetät der einzelnen Staaten verschwunden.

Die Neger empörten sich aber nicht gegen ihre Herren und der Norden mußte ungeheure Anstrengungen machen, um mit seiner Uebermacht endlich die südliche Aristokratie zu überwältigen. Als sie aber überwältigt war, wollte die siegreiche Partei der Yankees den ursprünglichen Plan doch noch durchführen, die großen Plantagen confisciren, den Schwarzen Parcellen davon als Eigenthum, Wahlrechte und vollkommene Gleichheit mit den Weißen gewähren, auch die Selbständigkeit der Einzelstaaten für immer aufheben und ganz in derselben Weise eine einige und untheilbare Republik gründen,

wie es die Sansculotten in Frankreich im J. 1793 gethan hatten. Dem Princip der allgemeinen Gleichheit gemäß ſollte die ſchwarze mit der weißen Race ſich vollkommen verbrüdern.

Dieſer Plan paßte nicht für die faſt rein germaniſche Bevölkerung der Union. In Frankreich, wo das galliſche Blut ſich leichter berauſcht und man ſich, wenn auch immer nur auf kurze Zeit, leicht einer Illuſion hingibt, konnte man für eine Verbrüderung mit den Schwarzen ſchwärmen, um ſo eher, als man ſie nicht in der Nähe hatte. Aber bei einer echtgermaniſchen Race, die ſchon lange mit der Negerrace verkehrt, iſt eine ſolche Verbrüderung rein unmöglich. Der Racenſtolz leidet ſie nicht. Auch war es der Mehrheit der Yankees mit der Gleichſtellung der Neger gar nicht Ernſt, auch wenn ſie dieſelbe noch forderten, nur um die alte Ariſtokratie nicht wieder aufkommen zu laſſen.

Präſident Johnſon kannte dieſe Stimmung ſehr genau, ließ ſich alſo weder durch die wirklich fanatiſchen Abolitioniſten, noch durch die Centraliſten, die das Negerwohl nur zum Vorwand nahmen, zu der Thorheit verleiten, den Schwarzen ausgedehnte politiſche Rechte zu bewilligen, oder gar ſie in Beſitz der Ländereien zu ſetzen, welche bisher der Ariſtokratie gehört hatten. Hätte er mehr für die Neger gethan auf Koſten der Weißen, ſo würde er das bleibende Intereſſe der weißen Race verletzt und gegen die natürliche Antipathie angeſtoßen haben, welche nun einmal die weiße Bevölkerung gegen die Schwarzen hegt. Er würde ſich unnütz gemacht und ſeine Rolle bald ausgeſpielt haben. Nach ihm würden Andere gekommen ſeyn, die das Intereſſe der weißen Race beſſer würden gewahrt haben. Die Schwarzen wären unter allen Umſtänden zu kurz gekommen. Deswegen befolgte Johnſon einen Plan, der den der Yankees des Nordens oder der ſ. g. Republikaner durchkreuzte. Erſtens verwarf er die Maßregel, den Schwarzen Wahlrechte und politiſche Gleichſtellung mit den

Weißen zu bewilligen, und überließ die Entſcheidung darüber den einzelnen Staaten. Einer Negerdeputation ſagte er freimüthig, ihre neue Freiheit beſchränke ſich auf das Recht, zu arbeiten, wo und was ſie wollten; aber erſt durch ihre Arbeit könnten ſie ſich einen Beſitz und die davon abhängigen Genüſſe verſchaffen. Um die Entſcheidung in der Negerfrage den einzelnen Staaten überlaſſen zu können, mußte deren Selbſtändigkeit neu garantirt werden. Die Union mußte wie vor dem Kriege ein Staatenbund bleiben, durfte nicht ein Einheitſtaat mit unumſchränkter Centralgewalt werden.

Nachdem Johnſon ſich einmal von der Einſeitigkeit ſeiner bisherigen Parteigenoſſen emancipirt hatte, konnte er natürlicherweiſe nur noch auf die Sympathie der frühern, der republikaniſchen entgegengeſetzten demokratiſchen Partei in den Nordſtaaten rechnen und wenn er das Ruder in der Hand behalten, eine Mehrheit im Congreß gewinnen und bei der nächſten Präſidentenwahl wieder gewählt werden wollte, mußte er ſich beeilen, nicht nur den beſiegten Südſtaaten ihre nach dem Kriege ſuspendirte Selbſtändigkeit zurückzugeben, ſondern auch die beſiegte, doch immer noch vorhandene Ariſtokratie daſelbſt durch Schonung zu gewinnen. Daher er den Abolitioniſten gegenüber unzweideutig ausſprach, der Boden der Union gehöre den Weißen und wie der Beſitz, ſo ſey auch die Regierung allein bei den Weißen. Die Aufhebung der Sclaverei komme den Schwarzen nur zu gute, wenn ſie ſich beſcheiden und fügſam in ihre neue Lage ſchicken, dürfe aber den Beſitz und die Macht der Weißen nicht gefährden. Vorausſichtig bemerkte er, wenn das Zuſammenleben der freien Schwarzen mit den Weißen beiden Theilen nicht convenire, ſo bleibe nichts übrig, als daß die Erſtern ſich in ein noch unbewohntes Territorium, dergleichen die Union noch genug übrig hat, zurückziehen und iſoliren.

Schon gleich nach Beendigung des Krieges beſchämte Präſident Johnſon alle die, welche ſchreckliche Maaßregeln der Rache von ihm

erwartet hatten, durch große Mäßigung. Nur an den Mördern Lincolns wurde die Todesstrafe vollzogen. Alle Häupter der Rebellion, die man gefangen bekam, wurden geschont und fast alle wieder frei gelassen. Selbst der südstaatliche Präsident Davis wurde nur der Pein einer langen Untersuchung unterworfen. Die Generale der Südstaaten, die sich ergeben hatten, blieben frei. Der ganzen südstaatlichen Aristokratie wurde eine Amnestie bewilligt und sie behielten ihre Wahlstimmen, wenn man sie auch durch das Zwanzigtausend-Dollargesetz ein wenig ängstigte. Sogar der Vicepräsident Stephens, das zweite Haupt der südlichen Union neben Davis, der Finanzminister jener Union, Tornholm, ihr Generalpostmeister Reagan, der Richter Campbell, der Gouverneur Clark wurden im Herbst 1865 amnestirt und nur, um den Zorn der Yankees einigermaßen zu beschwichtigen, wurde ein oben schon genannter Fremder, ein untergeordnetes Werkzeug der südstaatlichen Armeeverwaltung, der Schweizer Wirtz, gehenkt.

Gegen dieses Verhalten des Präsidenten Johnson erhob sich der angesehenste der Abolitionisten, Wendell Phillips, in einer Rede zu Boston und machte ihm die schwersten Vorwürfe, daß er die Aristokratie im Süden, die zu vernichten man im Kriege so ungeheure Opfer gebracht, doch nicht vernichtet habe, daß er dieselben Häupter der Rebellion, gegen die man so lange und siegreich gekämpft habe, jetzt wieder aufkommen, fast dieselbe Stellung wieder einnehmen lasse, wie vor dem Kriege, daß er die Neger, obgleich sie zu Tausenden für die Sache der Union geblutet hätten, dennoch nicht würdigen wolle, als Landsleute und Mitbürger der Weißen gelten zu dürfen. Schließlich verkündete Philipps, wenn man den Schwarzen im Süden das ihnen verheißene Recht verweigere, würden sie thun, was sie in Hayti gethan haben.

Als im Spätherbst 1865 die Wahlen zum Congreß erfolgten,

wurde eine Mehrheit von Republikanern gewählt, so daß vorauszusehen war, dieser Congreß würde die Abgeordneten der Südstaaten nicht zulassen, ihre Wiederherstellung als gleichberechtigte Staaten der Union verschieben und dieselben einstweilen nur als Territorien behandeln, er würde ferner den Negern das Stimmrecht ertheilen wollen und endlich die Monroe-Doctrin geltend machen, um die Franzosen und den österreichischen Erzherzog aus Mexiko zu vertreiben. Schon wurden viele drohende Stimmen laut, die des Präsidenten bisherige Friedenspolitik verwarfen. Wendell Phillipps ging so weit, ihn in Anklagestand versetzen zu wollen. Johnson sah nun wohl ein, daß er in mehreren Punkten werde nachgeben müssen, und man hörte, er habe bereits einige seiner Anschauungen modificirt, er wolle wenigstens einem Theil befähigter Neger das Wahlrecht gewähren und der Monroe-Doctrin Achtung verschaffen. Um aber den Krieg mit Mexiko womöglich zu vermeiden, der die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in der Union sehr verzögern mußte, schickte Johnson den General Shofield, der als Privatmann reiste, mit dem geheimen Auftrage nach Paris, dem Kaiser die Lage der Dinge und die Stimmung in der Union klar zu machen, damit er noch rechtzeitig seine Truppen aus Mexiko zurückziehen könne. Etwas Zuverlässiges ist über diese Mission nicht bekannt geworden, doch wurde sie allgemein geglaubt und entsprach den Verhältnissen.

Am 5. Dezember 1865 wurde der Congreß in Washington eröffnet und zwar nur von den Gewählten der Nordstaaten, diejenigen der 11 südlichen oder Rebellenstaaten wurden nicht zugelassen. In seiner Botschaft sprach der Präsident Johnson vor allem aus, daß die Sclaverei in der Union nunmehr unwiderruflich abgeschafft sey, daß den Südstaaten die Bedingungen, unter denen sie wieder gleichberechtigt in die Union eintreten könnten, scharf formulirt werden würden, daß er das ungeheure Kriegsbudget von 516 auf 33 Mill.

Dollars reducirt habe, daß die Regelung der Finanzen überhaupt keine unüberwindliche Schwierigkeit darbieten werde und daß die Union nach außen mit allen Mächten im Frieden sey. Nur in Bezug auf England und Frankreich machte er ein Paar inhaltsschwere Bemerkungen. Von England hieß es, es habe den Südstaaten Kriegsmaterial geliefert und Caperschiffe, die mit englischen Unterthanen bemannt gewesen seyen, und habe diesen Caperschiffen auch später noch in britischen Häfen Zuflucht gewährt. Genugthuung dafür und eine friedliche Vermittlung sey noch nicht erfolgt. Ueber Frankreich führte die Botschaft keine Beschwerde, hob aber mit auffallender Ruhmredigkeit die Vortrefflichkeit der republikanischen Verfassung hervor, wodurch indirekt über das neue Kaiserthum in Mexiko der Stab gebrochen wurde.

Weit bestimmter drückten sich die von den Republikanern in beiden Häusern eingebrachten Resolutionen aus: „Nachdem der Kaiser der Franzosen in seinem Brief an General Forey vom 3. Juni 1862 erklärt hat, er wolle in Mexiko eine Monarchie errichten, welche der lateinischen Race auf dem amerikanischen Continent wieder zu Kraft verhelfen und die Union verhindern solle, vom Meerbusen von Mexiko Besitz zu nehmen; nachdem der Versuch zur Errichtung einer Monarchie in Mexiko wirklich gemacht worden ist, soll der Präsident ersucht werden, dies als eine Beleidigung des Volks der Union anzusehen und die erforderlichen Schritte zu thun, um Ehre und Würde seiner Regierung zu schützen."

Der Präsident beantragte in Bezug auf die Neger, man solle, wenn auch die Sclaverei unwiderruflich abgeschafft sey, doch der ursprünglichen Verfassung in der Art treu bleiben, daß es den Einzelstaaten überlassen bliebe, innerhalb ihres Gebiets die Wahlbefähigung der zum Genuß voller Bürgerfreiheit noch unreifen Neger einzuschränken, und daß man den Einzelstaaten nur vorschreiben dürfe, den

Negern Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, das Recht der Arbeit und für ihre Arbeit Lohn zu gewähren.

Auch in Bezug auf dieſe Frage hielt der Congreß bei weitem das beſonnene Maaß nicht ein, wie der Präſident. Die republikaniſche Mehrheit im Congreß würde ſich zu einem, nur England zu Gute kommenden Kriege mit Frankreich und zu einer noch weit übereilteren plötzlichen und gänzlichen Gleichſtellung der Schwarzen mit den Weißen haben hinreißen laſſen, wenn der Präſident es nicht verhindert hätte. Der Führer der republikaniſchen Partei im Senate war Sumner, im Abgeordnetenhauſe Thaddäus Stevens. Mittelſt der Mehrheit in beiden Häuſern brachten ſie die Freedmen's Bureau Bill zu Stande, welche bezweckte, auf noch lange hin die Südſtaaten vom Congreß auszuſchließen und als eroberte Provinzen zu behandeln, und zweitens die bisherigen ſchwarzen Sclaven den freien Weißen in jeder Beziehung gleichzuſtellen.

Durch Congreßakte war nämlich ſchon am 3. März 1865 ein ſ. g. Freedmen-Bureau, d. h. ein Bureau für Flüchtlinge, Freigewordene und verlaſſene Ländereien errichtet worden, hauptſächlich zum Schutz und zugleich zur Ueberwachung der im Kriege frei gewordenen Neger und mit der Befugniß, verlaſſene oder confiscirte Ländereien an ſolche Neger zu vertheilen. Dieſes Bureau hatte bereits 113 Millionen Dollars ausgegeben und jetzt verlangte die Mehrheit des Congreſſes, ſeine Befugniſſe ſollten noch weiter ausgedehnt werden. Namentlich ſollte der ganze Süden in Diſtrikte eingetheilt werden, in welchen nordſtaatliche Offiziere als Commiſſäre unumſchränkte Gewalt haben ſollten, für die Neger auf Koſten ihrer bisherigen Herren zu ſorgen. Vorerſt ſollten drei Millionen Acker Landes im Süden expropriirt und in Looſen von höchſtens 40 Acker unentgeldlich an die Neger vertheilt werden. Welcher Weiße dem Farbigen irgend ein bürgerliches Recht verweigere, ſolle mit 1000 Dollars Geldbuße und

Gefängniß bis zu Einem Jahre bestraft werden. Jeder männliche Neger solle von seinem 20. Jahre an Stimmrecht haben. Ueber alle die bezeichneten Fälle sollten nur die Offiziere jedes Distrikts zu entscheiden haben ohne alle Rücksicht auf die gewöhnlichen Gerichte. Mit einem Wort, die Südstaaten sollten als erobertes Land fortwährend unter dem Kriegsgesetz stehen, die schwarze Race sollte dort das Uebergewicht über die weiße erhalten. Das war aber noch nicht alles, denn das Bureau stellte sich auch außerhalb der Staatsgewalt und über dieselbe. Die vollziehende Gewalt mußte, wenigstens in Bezug auf die Negerfrage und auf die Behandlung der Südstaaten aus den Händen des Präsidenten in die des Bureaus übergehen, wenn der Präsident es dazu kommen ließ.

Die Bill ging in beiden Häusern mit ⅔ Stimmenmehr durch und die republikanische Partei that sich weder in Reden, noch in der Presse einen Zwang an, sondern schmähte die Politik des Präsidenten und selbst dessen Person in der wildesten und rohesten Weise. Es fielen Aeußerungen, wie sie früher von den Demokraten gegen Lincoln gefallen waren. Präsident Johnson ließ sich jedoch nicht schrecken, sondern legte am 19. Januar 1866 sein verfassungsmäßiges Veto gegen die Bill ein. Die Aufregung war groß, aber die größere Menge des Volks in Washington und in der Nähe war für den Präsidenten und auch von fern her, von allen Seiten erhielt er zustimmende Adressen. Als nun am 22. Februar der Geburtstag des großen Washington gefeiert wurde, versammelte sich vor dem Hause des Präsidenten eine unermeßliche Volksmenge und verlangte von ihm, er solle reden. Da sprach er anderthalb Stunden lang mit feuriger Begeisterung zum Volk. Vor allem hielt er fest, daß die von dem großen Washington siegreich befestigte Union nie mehr dürfe aus den Fugen gehen. Zwei Parteien aber thäten ihr Möglichstes, sie aus den Fugen zu reißen, und deshalb müsse er die eine wie die andere

bekämpfen. Die demokratiſche Partei in den Südſtaaten habe ſich vor vier Jahren empört und würde die Union für immer geſpalten haben, wenn es ihr gelungen wäre, ihre verrätheriſchen Plane durchzuſetzen. Kaum aber ſey dieſe Partei beſiegt und der Union wieder unterworfen worden, ſo erhebe ſich die republikaniſche Partei ganz ebenſo verrätheriſch, um die Union abermals zu ſpalten, weil ſie den Südſtaaten den Wiedereintritt in die Union verwehren wolle. Vier Jahre lang habe man Krieg geführt, um die Union herzuſtellen, um die eigenmächtig und rebelliſch ausgeſchiedenen Südſtaaten zum Wiedereintritt in die Union zu zwingen. Und nun wolle eine andere Partei, ſie ſollten und dürften nicht wieder eintreten. An der Spitze des Verraths im Süden ſtanden Davis und Slidell. An der Spitze des Verraths im Norden ſtehen nun ſchon wieder Andere da. — Aufgefordert von der Menge, ſie zu nennen, rief Johnſon: „Wohlan, ich nenne Stevens, Sumner und Wendell Philipps. Mögen ſie mich angreifen, ich werde mich nicht fürchten. Man hat geſagt, ich verdiene geköpft zu werden. Man hat geſagt, dieſes präſidentſchaftliche Hinderniß muß aus dem Wege geräumt werden, und ich zweifle nicht, es war auf meine Ermordung abgeſehen. Aber ich habe nie etwas anderes gewollt, als die Erhaltung der Union, und ich hoffe, ſie wird feſt ſtehen und wachſen, wenn auch mein Blut ihr Kitt und Siegel werden ſollte!“

Das Volk hörte dieſe Rede mit derſelben Begeiſterung an, mit der ſie geſprochen war, und immer neue Volksverſammlungen ſtimmten der Politik des Präſidenten zu. Auch der Staatsſekretär Seward und die Generale Grant und Sherman hielten Reden zu ſeinen Gunſten. Man tadelte zwar hin und wieder, daß er ſeinen Gegnern die Abſicht des Meuchelmords vorgeworfen habe. Allein er befand ſich nicht in einem europäiſchen Parlamente, ſondern vor einer großen Yankeeverſammlung, auf die man draſtiſch wirken muß, und der

ſchwerbedrohte Präſident hatte wohl Recht, an Lincolns Mord zu erinnern.

Am Rio grande herrſchte unter den unioniſtiſchen Grenztruppen eine übermüthige Luſt, eigenmächtig ins mexikaniſche Gebiet einzufallen, und im Anfang des Jahres 1866 führte wirklich ein Oberſt Reed einige hundert Soldaten, meiſt Neger, über den Fluß hinüber und bemächtigte ſich räuberiſch der Stadt Bagdad. Aber Präſident Johnſon ſteuerte dieſem Unfug augenblicklich und ließ nicht nur den Oberſt Reed verhaften, ſondern entzog auch dem General Weitzel das Commando an der Grenze und erſetzte ihn durch General Stoneman. Somit hatte der Vorgang keine ernſten Folgen. Die republikaniſche Mehrheit des Congreſſes berathſchlagte eine neue ſ. g. Bürgerrechtsbill und unterbreitete ſie dem Präſidenten zur Beſtätigung. Dadurch ſollte zum Geſetz erhoben werden, erſtens die fortdauernde Ausſchließung der elf Südſtaaten aus dem Congreß und zweitens die Aufnahme aller Neger ins Bürgerrecht. Präſident Johnſon legte jedoch am 27. März 1866 auch gegen dieſe Bill ſein Veto ein und erließ eine ſ. g. Friedensproclamation, worin er die Rebellion für geſchloſſen und die elf Südſtaaten als mit den übrigen Staaten gleichberechtigt zur Beſchickung des Congreſſes erklärte. Der bisherige Congreß ſey, ſo lange die Vertreter jener elf Südſtaaten ihren Sitz darin nicht wieder einnähmen, nur ein Rumpfparlament und mithin nicht competent. Der Krieg ſey geführt worden, um die Union ihrem äußern Umfang nach, wie ihrer innern Verfaſſung nach zu erhalten. Man habe die Südſtaaten mit Gewalt gezwungen, im Verbande der Union zu bleiben und ſich der alten Verfaſſung wieder zu unterwerfen, alſo müßten ſie auch wieder die Rechte ausüben dürfen, die ihnen jene Verfaſſung gewähre. In Bezug auf das den Negern ſogleich und ohne Bedingung zu gewährende Bürgerrecht machte er darauf aufmerkſam, daß es doch unvernünftig ſey, einer inferioren, eben erſt von der Sclaverei be-

freiten, unwiſſenden, halbwilden und unzuverläſſigen Race auf der Stelle alle die Rechte zu gewähren, welche der gebildete Engländer und Deutſche, wenn er nach Amerika auswandere, dort erſt nach fünf Jahren erlangen könne.

Es ſpricht für Johnſon, daß die ehrenwertheſten Männer der Union ſeine Politik billigten. So namentlich der Staatsſekretär Seward und General Grant. Seward hielt zu Gunſten Johnſons vor ſeinen Wählern eine Rede, im October 1865. Darin ſagte er: „Einige von Ihnen fürchten, der Präſident könne zu milde gegen die Führer ſeyn, die das Land in den unheilvollen Bürgerkrieg geſtürzt haben. Nun, niemand hat eine ſchmählichere, rohere Behandlung von ihnen erlitten, als er. Kann Johnſon vergeſſen, warum nicht auch wir? Und ſind ſeine Amneſtiebedingungen nicht ſtrenger als die Abraham Lincolns? Wer hat die Majeſtät des Geſetzes feſter gewahrt als er? Man iſt jetzt auf jener Seite voll der wärmſten Betheuerungen gegen den Präſidenten. Das ſcheint einige von Ihnen irre zu machen und Sie fragen, ob am Ende der Präſident nicht doch noch treulos gegen die Unionspartei werden könnte. Ich für meinen Theil habe die Parteiſchaft beiſeite gelegt von dem Augenblicke an, wo die Rettung des Landes dieſes Opfer forderte. Und daſſelbe, deſſen bin ich ſicher, hat auch Andrew Johnſon gethan. Dieſe Pflicht verbietet, wie früher mit Gegnern der Union, ſo jetzt mit Gegnern der Reconciliation zuſammenzugehen; ſie erheiſcht unbedingte Unterſtützung der Verſöhnungspolitik, welches auch immer die Partei ſey. Andrew Johnſon hat ſeine Treue mit dem Opfer ſeines Vermögens, der Gefährdung ſeiner Freiheit, ja ſeines Lebens bezeugt, und dieſelbe Treue iſt jetzt mit ſeiner hochherzigen Politik identificirt. Warum ſollte er dieſe jetzt aufgeben, wo der Erfolg ſeine früheren Gegner gezwungen hat, ſie zu acceptiren? Patriotismus und Loyalität aber erfordern, daß die Treue gegenſeitig ſey. Seyen Sie treu; der Prä-

ſident wird es bleiben. Wäre die Bürgſchaft nicht ganz überflüſſig, ich würde ſie Ihnen bieten."

General Grant, welchen der Präſident im Spätjahr 1865 nach dem Süden geſchickt hatte, um ſich von den Zuſtänden daſelbſt genau zu unterrichten, berichtete nun, daß Johnſons Verſöhnungspolitik ſich ſchon jetzt als die zweckmäßigſte bewähre und daß der Präſident ganz Recht habe, wenn er die ſchwarze Bevölkerung nicht ſogleich in alle politiſchen Rechte einſetze. Er bemerkte: „Die Weißen ſowohl als die Neger verlangen den Schutz der Centralregierung. In den von mir beſuchten Staaten hat ſich die Bevölkerung ſo rückhaltslos der Bundesregierung angeſchloſſen, daß die bloße Gegenwart einer auch noch ſo kleinen Militärmacht von Bundestruppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung genügen wird. Im wohlverſtandnen Intereſſe des Landes müſſen Truppen in den Diſtrikten des Innern ſtehen, wo die Zahl der Freedmen eine große iſt. Ueberall ſonſt, mit Ausnahme der Seeplätze im Süden, iſt die Anweſenheit der Truppen überflüſſig. Es wäre gut, daß die Truppen lediglich aus Weißen beſtänden. Dafür ſprechen viele Gründe. Ohne ſie alle hier anführen zu wollen, will ich nur erwähnen, daß Garniſonen aus freigelaſſenen Negern die Arbeit demoraliſiren und daß dieſe Truppen in ihren Lagern zu leicht den Freedmen der benachbarten Gegenden Aufnahme gewähren. Die weißen Truppen erregen andererſeits kein Mißvergnügen und zur Aufrechthaltung der Ordnung ſind weniger nöthig. Negertruppen müßten ziemlich zahlreich ſeyn, um ſich im Falle eines Angriffs vertheidigen zu können. Es werden nicht die Wohlmeinenden ſeyn, die ſich an der Bundesmacht, welcher Farbe ſie ſeyn möchte, vergreifen werden, aber der Pöbel könnte es thun. Der Freedman ſeinerſeits könnte glauben, daß das Eigenthum ſeines Herrn ihm gehören müſſe, oder daß der Pflanzer zum wenigſten keinen Anſpruch auf Schutz durch farbige Soldaten hat. Bei den Maßregeln, welche ich vor-

ſchlage, iſt keine Gefahr eines Conflikts vorhanden. Meine Beobachtungen haben mich zu dem Schluſſe geführt, daß die Bürger in den Südſtaaten dringend die baldige Wiederherſtellung der Regierung, ſo wie ſie im Schooße der amerikaniſchen Union exiſtirte, wünſchen. Ich glaube auch, daß die Weißen in Folge der Reorganiſation des Schutzes von Seiten der Regierung bedürfen, den ſie von derſelben zu fordern ein Recht zu haben glauben. Es iſt bedauerlich, daß in dieſem Augenblick zwiſchen den beiden Theilen des Landes keine innigeren Beziehungen ſtattfinden können, und beſonders zwiſchen denen, welchen die geſetzgeberiſche Gewalt anvertraut iſt."

Beide Parteien, hier der Präſident, dort der Congreß, hielten ihren Standpunkt feſt und der Streit dauerte noch in den nächſten Jahren fort, ohne zu einer ernſten Entſcheidung zu führen, da man die neue Präſidentenwahl, welche verfaſſungsmäßig am 4. November 1868 erfolgen mußte, abwarten wollte. Wir brechen daher hier die Geſchichte der Verhandlungen ab und ſprechen nur noch über die innern Zuſtände der Union.

Aus einer Zeitung der Südſtaaten entnahmen die europäiſchen Blätter im Spätherbſt 1865 eine ergreifende Schilderung der Zuſtände, wie ſie nach Beendigung des Krieges im Süden eintraten. Schon während des Krieges hatten Handel und Verkehr geſtockt, weil die Häfen blokirt waren, fehlte es an Lebensmitteln, weil die Armee dieſelben in Anſpruch nahm, die Soldaten des Südens ſelbſt wegnahmen, was ſie fanden, noch ehe die Feinde ins Land einfielen. Die weißen Männer waren alle bei der Armee, die Plantagen alſo ſchutzlos, wenn Marodeurs und Vagabunden zu rauben kamen. Ein Wunder, daß ſich die vielen Neger nicht empörten. Wenn ſie aber ihrer Faulheit fröhnten, fehlte es an Mitteln, Strenge gegen ſie zu üben. Viele traten in die Unionsarmee ein und bildeten bald zahlreiche Regimenter. Der Reſt blieb auch nicht zu Hauſe, denn ſobald

ihnen die Freiheit verkündet war, ließen sie die Ernte auf dem Felde stehen und liefen mit Weibern und Kindern in die Städte, nicht um sich zur Arbeit zu verdingen oder ein ordentliches Geschäft anzufangen, sondern um müßig zu gehen, dem Trunk und der Wollust zu pflegen und wenn sie nichts mehr hatten, zu stehlen. „Während der Mais auf den Feldern verfaulte, schwelgten die trunkenen Neger in einer Reihe von Walpurgisnächten voll von Hunger, Diebstahl, Unzucht und Barbarei. Während des Sommers lebten Myriaden derselben von der Plünderung der Obstgärten und Vorrathshäuser, wie auch der Hühner- und Schweineställe. Die Bundessoldaten hielten sich von ihnen fern; auch diejenigen freien Schwarzen, die ein geordnetes Leben führten, stießen sie von sich, und als die weißen Einwohner zusammenhielten und mit Gewalt der Waffen die lästigen schwarzen Eindringlinge aus den Städten wieder hinausjagten, ging erst das Elend unter diesen unglücklichen Kindern Afrikas an. Die Abolitionisten des Nordens, die Reiseprediger, die ihnen goldene Berge versprochen hatten, ließen sich nicht mehr blicken. Man hatte ihnen eine zügellose Freiheit gewährt, ihnen aber weder Brod gegeben, noch eine Anleitung, es zu verdienen. Nun lagen sie zu Tausenden in allen Winkeln herum, suchten sich in verfallenen Schuppen Schutz gegen Regen und Kälte, starben aber haufenweise aus Hunger, in Folge der Ausschweifungen und an Fiebern."

Wie konnte man aber auch von den Yankees Humanität erwarten, wenn sie auch noch so sehr für Freiheit und Gleichheit zu schwärmen schienen?

Es gereichte der Union sehr zum Nachtheil, daß sie ihre höchsten Beamten aus immer tieferen Schichten der bürgerlichen Stellung, Gesittung und Bildung wählen mußte, weil eine ungeheure Mehrheit von Wählern in den Staatsmännern der Union nur Ihresgleichen, nur plebejische Mittelmäßigkeiten sehen wollte und eine instinktartige

Scheu vor jeder geiſtigen Vornehmigkeit hegte. Ein Unheil, in welches zuletzt alle Republiken fallen, in welches ſogar das hochgebildete Athen gefallen iſt. Die frechgewordene Gemeinheit beſauft ſich ſo leicht im Machtbewußtſeyn ihrer Mehrheit wie im Branntwein und wird dann ekelig. Der Ekel, den ſie einflößt, iſt aber nicht blos naive Proſtitution, ſondern auch Berechnung, um edlere Naturen von jeder Concurrenz bei den Wahlen abzuſchrecken. Die Rohheit, welche z. B. die Volksvertreter im Repräſentantenhauſe zur Schau tragen, iſt nicht immer angeboren oder anerzogen, ſondern hat auch zum Zweck, honette Männer vom Hauſe fern zu halten. Wer möchte auch in einem Hauſe ſitzen, in welchem die Volksvertreter einander ſchimpfen und prügeln, ſich Hufeiſen an den Kopf werfen und Revolver auf einander abfeuern. Wer möchte ſich zu der Ehre drängen, im Marmorpalaſt zu reſidiren, wenn man dem roheſten und frechſten Pöbel Audienz ertheilen und dulden muß, daß derſelbe den gekauten Tabak hoch an die Spiegelfenſter hinaufſpritzt und Teppiche und Möbeln verunreinigt. Honette Leute wegzudrängen, um die einträglichſten Aemter ſich ſelbſt vorzubehalten, iſt dem engverbundenen Geſindel in Waſhington unumgänglich nöthig, um ungeſtraft, ja ununterſucht in allen Aemtern den Staat beſtehlen zu können. Honetten Leuten ſoll es niemals einfallen dürfen, jene Diebſtähle am Staat enthüllen zu wollen. Alſo müſſen ſie entweder von den Wahlen fern bleiben und aller Theilnahme an der Politik entſagen oder ſie müſſen, wenn ſie in den höchſten Aemtern das Staatsruder lenken, zu den Betrügereien der Collegen und Unterbeamten die Augen zudrücken. Eine Ariſtokratie würde der Union wohlthun, aber eine ſolche wird nicht geduldet. An ihre Stelle iſt eine Bande von Spekulanten auf einträgliche Aemter getreten, die in Waſhington die Regierung und den Congreß gleichſam in ihrer Gewalt hat, ſich niemals ausrotten, noch genug befriedigen läßt.

In den constitutionellen Staaten Europas ist die Volksvertretung verhältnißmäßig weniger corrumpirt, weil Königthum und Herrenhaus den Anstand sichern und eine zu große Pöbelhaftigkeit des Abgeordnetenhauses doch nicht aufkommen lassen. Auch wird es den Volksvertretern hier nicht so leicht, in die Verwaltung einzutreten, um ihre etwaige Habgierde zu befriedigen, und doch wird auch hier schon das Gewähltwerden und Sitzen im Parlament von Spekulanten, die unter sich zusammenhalten, als Lebensberuf getrieben.

Das größte Beförderungsmittel der Corruption ist die Presse. Sie verdirbt die öffentliche Meinung gründlich, denn im Dienst der Parteien ist sie schamlos und voller Lüge. Die Bürger aber lesen eifrig und schon unreife Knaben verschlingen die Tagesblätter und debattiren mit über die öffentlichen Angelegenheiten.

Dabei behauptet sich aber das Ansehen der Kirche, oder vielmehr der Kirchen, denn die Vereinigten Staaten sind in unzählige Secten zerspalten, so zwar, daß auch unter den großen Confessionen der anglikanischen, der methodistischen, der baptistischen Richtung eine Menge Unterabtheilungen entstanden sind, die sich von den andern aussondern. Uneins im Innern, entwickeln diese Secten doch eine große Thätigkeit nach außen. Es ist etwas Außerordentliches um die nordamerikanische Mission. „Man kann nicht ohne Bewunderung und Staunen das biblehouse in New-York ansehen, dieses ungeheure Gebäude von nahezu 500 Kreuzstöcken, das sich palastartig erhebt zum Ruhme des Buches Gottes. Nach dem Princip der amerikanischen Bibelverbreitungsgesellschaften bringt man dort das Papier in Blättern herbei, übergibt es sodann einer ungeheuern Dampfmaschine, welche die verschiedensten Aufgaben löst, und, nachdem sie die Bibeln gedruckt, geheftet und gebunden hat, sie auch noch verpacken hilft zur Versendung in die ganze Welt.“ Aber man kann sich nicht enthalten, diese Dampf-

fabrication für etwas Unheiliges anzusehen. Die Apostel haben das Wort Gottes auch ohne Dampf verbreitet.

Schon vor den Mormonen, die als christliche Secte die muhamedanische Vielweiberei eingeführt und schon vor den Shakers, die umgekehrt wie die indischen Yogis im Cölibat leben, und lange vor der Gründung eines großen Buddhatempels in San Francisco hatte das nordamerikanische Christenthum etwas von der asiatischen Ueberschwenglichkeit angenommen. Der Gottesdienst vieler Methodisten gestaltete sich wie eine Art Krampf der Seele und des Leibes. Ein Reisender wohnte einem Meeting derselben in der Nähe von Cincinnati bei, auf einem freien Waldplatze. Es war Nacht, die schönen Bäume umher mit Laternen erleuchtet. Die vielen schönen Damen und diese Beleuchtung gewährten einen feenhaften Anblick. Als aber bei einer dieser vielen Damen die Gnade zum Durchbruch kam, fing sie an zu ächzen, zu winseln, zu seufzen, zu schreien und mit dem Kopfe, mit Händen und Füßen um sich zu schlagen. Nun malt euch aus, „wie die Umstehenden zu gleicher Zeit schreien und singen und beten, dann auf die Kniee sich werfen auf einem Flächenraume, wo für dieselbe Personenzahl kaum Platz zum Stehen gewesen, und dann im eigentlichen Sinne wie Kraut und Rüben untereinanderfallen, wie einige wieder aufspringen und zahnbrecherisch plärren, andere ‚Trost' in's Ohr der ‚Begnadigten' flüstern, und wieder Alle auf einmal: ‚Glory, Amen, — Amen, — Glory, Glory' ohne Unterlaß aus den Hälsen herausgurgeln, und wie diese Raserei gegen alle Regeln der Physik im höchsten Grade am längsten dauert. Mehrere Prediger standen auf den Bänken und trugen in marktschreierischem Tone ihre geistlichen Ermahnungen und Zusprüche vor, dann wurde wieder gesungen und geschrieen und der ‚Herr' um Bekehrung beschworen. Zu den bereits auf dem ‚Angstsitze' oder der Armensünderbank Knieenden und mit gesenkten Häuptern zur Reue sich Anschickenden, gesellten sich

noch Andere hinzu, und daſſelbe Manöver, welches ich gerade in der Bretterhütte geſehen, wurde neuerdings wiederholt. Einige ſprangen in die Höhe, und wurden dabei von ihren zwei nächſten Nachbarn auf beiden Seiten unterſtützt, um die Luftſprünge noch höher zu treiben, was dieſem Aktus das Anſehen einer in Gang geſetzten Stampfmühle verſchaffte. Den Damen, welche allenfalls nicht ſchon früher ihre Köpfe entblößt hatten, wurden ihre Hüte abgebunden, wenn ſie von religiöſer Begeiſterung ergriffen wurden, bei deren Ausbruch ſie wüthenden Bacchantinnen grauſenhaft ähnelten, und die zarten, vor kurzem liebreizenden Geſichtszüge auf eine Weiſe verzerrten, wie ich es früher nur bei einer kranken Perſon bemerkt hatte, die am Bandwurm und Mutterkrebſe litt. Während der ruhigern Pauſen dieſer Begnadigten wiſperte ihnen ein ‚Bruder'-Prediger oder ein einfacher Bruder oder eine Schweſter ‚Tröſtungen' ins Ohr, oder nahm heimliche Beichtliſpelungen auf. Neben ſolchen Individuen aus dem ‚ſchwächeren' Geſchlecht ſtellten auch Männer mit fettem John Bullfleiſche oder kräftigem Bruder Jonathan-Knochenbaue, blühende Jünglinge und alte zu Kindern gewordene Greiſe mit Geſtöhn und Geächze, Ringen und Klatſchen mit den Händen dieſelbe Tollhäuslerei offen zur Schau. Auch ſie glotzten die Bretterwand vor oder neben ihnen, oder den ‚offenen' Himmel über ihnen bewegungslos — wie im Starrkrampfe — an; beteten ſtille oder laut, langſam und dann ſtärker und ſchneller, und gebärdeten ſich wie Verzweifelnde. Sie ſchlugen mit geballter Fauſt auf die vor ihnen ſtehende Bank, verſchoben die Geſichtsmuskeln, verdrehten beinahe alle Leibesglieder, und brüllten wie Raſende um ‚den ſüßen Jeſus.' Oefters ſchwätzten ſie ſolch verworrenes Zeug, daß ſie und ihre gläubigen Gefährten meinten, ſie müßten erſt mit dem Teufel kämpfen, ehe der Geiſt Gottes käme. Sie ſtürzten wie Fallſüchtige zur Erde, ſtießen, ſchlugen, ſtrampelten mit allen Vieren, und lagen dann wie ein um-

gehauener Baumklotz mitten unter Männern, Weibern und Jungfrauen in Ohnmacht! Dann erhuben die Anderen ein widriges, frohlockendes Gekreisch, patschten in die Hände, sangen ‚Glory — Alleluja, — Alleluja!' und waren vor Narrheit ganz außer sich."

Solche krampfhafte Uebertreibungen werden in Nordamerika auch im profanen Schauspiel geliebt. Moritz Busch gab in seinen „Wanderungen" von 1854 eine Schilderung des Kirby, des damals berühmtesten Schauspielers in den Vereinigten Staaten, „der sich durch die gräßlichen Zuckungen, mit denen er als Rolla in dem Trauerspiel Pizarro den Geist aufgab, beim Publikum ungemein beliebt gemacht hatte. Nie hatte man lauter applaudirt. Seine vielen Gönner verlangten aber auch für ihr Geld das vollste Maaß von Gestöhn, Gezappel, Zähneknirschen und Augenverdrehen und ließ er ein Ach weg, winselte er um ein paar Töne zu wenig, ließ sich ein allgemeines Geheul der Mißbilligung hören und er mußte die Marterscene noch einmal, bisweilen zweimal wiederholen, bis sie den Erwartungen entsprach."

An den merkwürdigen Phantastereien und Extasen der Nordamerikaner wird man erst inne, welchen Einfluß große geschichtliche Erinnerungen oder deren Mangel auf die Menschen üben. Die Nordamerikaner sind ein neues Volk auf neuem Boden, haben hier erst eine sehr kurze Geschichte erlebt und die, welche die Einwanderer aus Europa mitbringen, werden bald vergessen, oder erleiden eine starke Umbildung. Die Einbildungskraft alter Völker inmitten der großen Denkmäler ihrer Vorzeit wird gleichsam am Spalier aufgezogen und hält Maaß, die des neuen Volkes hat so feste Anhaltspunkte nicht und schweift mehr aus. Da sie nicht viel Altes findet, sucht sie viel Neues; bei der Einförmigkeit des nordamerikanischen Lebens sucht sie Außergewöhnliches und starke Effecte. Sofern das Denken des neuen Volkes endlich keine geschichtliche Grundlage hat,

übt es auch eine weniger ſtrenge Kritik, ja ſtürzt ſich ſogar mit Behagen in den Wunderglauben hinein. Daher die extravaganten Secten, die Convulſionen der Methodiſten, die manichäiſche Enthaltſamkeit der Shakers und im Gegenſatz dazu Vielweiberei der Mormonen ꝛc., der Spiritualismus, die Klopfgeiſter ꝛc.

Wenn die Leichtgläubigkeit und Wunderſucht der Nordamerikaner in betrügeriſcher oder wenigſtens humoriſtiſcher Abſicht ausgebeutet und getäuſcht wird, nennt man es Humbug. Der Humbug iſt zum Gewerbe geworden. Abenteurer aller Art treiben ihn. Hier nur ein paar Beiſpiele: Ein hübſcher junger Mann ſorgt, daß er die Krätze bekommt, reiſt dann von Städtchen zu Städtchen, macht Bekanntſchaften, iſt ſehr unterhaltend, drückt Jedermann die Hände und verſchwindet. Kurze Zeit nachher kommt ſein ernſthafter Camerad ihm nach, gibt ſich für einen Arzt aus, der die Krätze auf's ſicherſte und ſchnellſte heilen könne, und macht glänzende Geſchäfte. Schließlich theilen die beiden Gauner den Gewinn. Ein Paar andere ſammelten Wirbelknochen von verſchiedenen urweltlichen Rieſenthieren und flickten daraus einen künſtlichen ungeheuer langen Rückgrat zuſammen, an den ſie vorn einen großen Saurierkopf anſetzten und zeigten ihr Machwerk unter dem Namen Hydrarchos (Schlangenkönig) als das angeblich größte Thier, welches je exiſtirt habe, für Geld vor. In allen Städten Nordamerikas fanden ſie Glauben und nahmen viel Geld ein. Erſt als ſie auch in Europa ihr Glück verſuchen wollten und in Marſeille landeten, entdeckte ein Schüler Cuviers ſogleich, daß das Unthier aus verſchiedenartigen Knochen zuſammengeſtoppelt war. Der größte Humbugtreiber in Amerika war Barnum in New-York, deſſen Muſeum voller Seltenheiten zu den ſieben Wunderwerken der alten Welt das achte der neuen hinzufügte. Der naturhiſtoriſche Theil des Muſeums wimmelte von ächten und unächten Mißgeburten und Raritäten. Ein vielbewundertes ſchwarz-

wolliges Pferd erwies sich schließlich als ein gemeines Pferd, das nur in Schaafspelze eingenäht war. Unter den lebenden Exemplaren bemerkte man den dicksten und den magersten Menschen, eine alte Negerin, die angeblich die Amme des großen Washington gewesen seyn und ein Alter von fast 200 Jahren erreicht haben sollte, auch den kleinsten Menschen, den berühmt gewordenen Zwerg Tom Thumb. In Barnums historischem Museum wurde ein Bein Santa Annas in Spiritus vorgezeigt, welches er angeblich in einer Schlacht verloren haben sollte, obgleich es der General schon zwei Jahre vorher ganz anderswo verloren und begraben hatte. Alles Fremde von Auszeichnung, was sich in Amerika sehen oder hören lassen wollte, fiel in die Hände des allmächtigen Schwindlers. Die berühmte Sängerin Jenny Lind wurde von ihm gepachtet und sein dazu bestellter Schwager steigerte durch Ueberbietungen der sich herbeidrängenden Kunstenthusiasten die einzelnen Concertbillets zu Preisen von mehreren Hundert ja bis zu 780 Dollars.

Die Wundersucht verstieg sich aus dem Natur- und Kunstgebiet in die Geisterwelt und seit ungefähr 20 Jahren sind es die s. g. Spiritualisten, welche den meisten Humbug in den Vereinigten Staaten treiben. Diese berühmte Geisterseher-secte entstand nämlich im Jahre 1849 zu Rochester im Staate New-York durch drei Schwestern Misses Fox, von denen die beiden jüngsten erst fünfzehn und dreizehn Jahre alt waren, die aber ungeheures Aufsehen erregten, weil sich ihnen angeblich das Geisterreich aufthat. Sie reisten im Lande umher, um überall auf Verlangen die Geister zu fragen und den Wißbegierigen die Antwort zu vermitteln. Die Geister kündigten sich durch klopfen an. Es hieß, man habe die Mädchen entkleidet, sie völlig isolirt und alles von ihnen entfernt, was einen Betrug begünstigen konnte, und dennoch hätten die Geister geklopft. Später citirte man die Klopfgeister durch das berühmte Tischrücken und zwar

bildeten die Gläubigen in den Vereinigten Staaten anfangs eine doppelte Reihe um den Tisch, eine äußere von Weißen, eine innere von Schwarzen, weil sich diese durch ihren Aberglauben am besten eigneten, die Geister zu vernehmen. Als der Wahn als Modesache auch nach Europa kam, erfand eine Engländerin, Mistreß Hayden, ein Alphabet, um das Klopfen der Geister je nach der Zahl und Stärke der Schläge leichter in Worte zu übersetzen.

Neben der Uebertreibung im christlichen Eifer, in den Verzückungen der methodistischen Meetings ꝛc. zeigt sich aber auch eine unchristliche Rohheit und Verwilderung in erschreckenden Symptomen. In der Hauptstadt sowohl als auf dem Lande und an den Grenzen. Ein deutscher Correspondent, Friedrich Breinig, giebt aus New-York folgende kleine Schilderung der dortigen „guten Gesellschaft". „Die meisten der hiesigen ‚uppertens' (so heißt es da) sind nämlich Parvenüs der schlimmsten Sorte: ungebildete, rohe, zu allem Schlechten fähige Menschen, welche sich während des Krieges auf Kosten der Regierung durch die gröbsten Betrügereien bereichert haben und nun mit unbeschreiblicher Insolenz ihren Reichthum zur Schau tragen. Es ist in dieser Beziehung interessant, an einem Samstag Nachmittag, an welchem die vornehme Welt New-Yorks per Wagen oder Schlitten in den Centralpark eilt, durch die fünfte Avenue zu spazieren und die Gesichter der Menschen zu studiren, die mit vornehmthuender Nachlässigkeit in den prachtvollsten, kostbarsten Gespannen vorübereilen. Da fährt z. B. in einer glänzenden Equipage ein alter, ehrwürdig aussehender, feingekleideter Herr mit grauen Haaren und freundlichen Mienen; das ganze Aussehen dieses Herrn ist solid und respektabel, daß ein Fremder schwerlich auf die Vermuthung gerathen würde, daß dies einer der (berüchtigten) Direktoren der Erie-Eisenbahn und einer der größten Schwindler ist; der Mann steht mit seinen Genossen des gröbsten Betruges angeklagt so eben vor Ge-

richt; das hindert den Mann nicht, ſelbſtvergnügt in ſich hineinzulächeln, er hat ja bei der Affaire 2 Millionen verdient, kann mit ſeinem Gelde ſämmtliche Richter erkaufen, und ſchließlich ſchadet ihm ſeine Transaktion in der ‚guten Geſellſchaft' gar nicht; im Gegentheil, während er dahinfährt, wird er überall freundlich begrüßt. Spitzbuben ſind ja unter ſich immer freundlich. In einer anderen offenen Barouche fahren zwei äußerſt elegant gekleidete Herren von vierſchrötigem muskulöſem Körperbau und rohen gemeinen Geſichtern mit pechſchwarz gefärbten Schnurrbärten; das ſind zwei der hervorragendſten Fauſtkämpfer Amerikas; ſie werden überall mit vertraulichem Kopfnicken, namentlich von den Damen begrüßt, beſonders der eine, welcher Mitglied des Repräſentantenhauſes in Waſhington iſt und deßhalb auch die Buchſtaben Hon. (honorable, achtbar) vor ſeinen Namen ſetzen darf. Kaum iſt dieſer achtbare Gentleman an uns vorübergefahren, ſo kommt ein bis zur lächerlichen Uebertreibung koſtbarer Schlitten mit den ſchönſten Pferden beſpannt, mit den theuerſten Pelzen bedeckt und mit zwei mit den ſchwerſten Seiden- und Sammtſtoffen behangenen Ladies beſetzt, deren unförmliche Geſtalt dicke aufgeſtülpte Stumpnaſen und vom Branntweingenuß aufgedunſene blaurothe Geſichter ſie ſofort als Irländerinnen aus der unterſten Klaſſe kennzeichnen. Der allen gewöhnlichen Irländerinnen eigenthümliche Zug brutaler Rohheit und Verſchmitztheit disharmonirt in ſchreiender Weiſe mit der koſtbaren Außenſeite, und die plumpen Verſuche, ſich ein vornehm-nachläſſiges Aeußeres zu geben, ſind geradezu widerlich. Dieſe beiden Ladies haben vielleicht vor drei Jahren noch den Kehrbeſen in der Hand gehabt und ſind die Gattinnen von Armeelieferanten, die ſich durch den unverſchämteſten, offenſten Betrug, wie er im amerikaniſchen Krieg blühte, bereichert haben. Zuletzt ſehen wir noch eine elegante Equipage mit obligatem Negerkutſcher und Bedienten und einem ovalen Schnörkel auf dem Kutſchenſchlag, der

wohl die Stelle eines Wappens vertreten soll. In dem Wagen sitzt in vornehmer Affektation eine einzelne ältliche Dame in großer Toilette und einem verbindlichen fast herablassenden Lächeln auf den Lippen. Die Art und Weise, wie die Dame von den meisten der vorübergehenden Amerikanerinnen begrüßt wird, und die vertrauliche Weise, in welcher der Gruß erwidert wird, läßt vermuthen, daß die ältliche Dame eine hervorragende Rolle in der sogenannten guten Gesellschaft einnimmt. Und so ist es; es ist nämlich niemand anders, als die berühmte Madame Restell, die größte Abortionistin der Vereinigten Staaten. Trotzdem dieses weibliche Scheusal schon Tausende von Kindern im Mutterleibe ermordet hat, trotzdem sie schon Dutzende von Malen unter den empörendsten Anklagen vor Gericht stand, genießt dieses Weib, eine geborene Deutsche, großes Ansehen in der Gesellschaft. Es ist dies kein Wunder, wenn man berücksichtigt, daß die Amerikanerinnen über diesen Punkt kaum anders denken, als etwa über das Zahnausziehen. — Glücklicherweise ist die verdorbene Geldaristokratie New-Yorks nicht der Kern des amerikanischen Volkes."

Aus dem Westen wurden arge Rohheiten besonders von deutschen Einwanderern gemeldet. Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurde die Stadt Neu-Ulm im Staate Minnesota von den Sioux-Indianern überfallen, die Bevölkerung fast gänzlich umgebracht, alle Wohnungen in Schutt und Asche verwandelt. Die Frommen erkannten darin ein Gottesgericht, denn die Gemeinde Neu-Ulm bestand aus lauter Deutschen, hauptsächlich Badenern und Pfälzern, welche die berüchtigte Schulmeisterbildung aus ihrer Heimath in die neue Welt mitgebracht hatten, nämlich Verachtung der Kirche und tiefsten Haß gegen die christliche Religion. Sie hatten beschlossen, daß in der Stadt niemals eine Kirche gebaut und nie ein Priester daselbst geduldet werden solle. Die Wirthe mußten sich verpflichten, nie einen Geistlichen über Nacht zu behalten, und in den Trinkstuben verschwor man sich, jeden Pfaffen

zu hängen, der auf dem Stadtgebiet angetroffen wird. Am Charfreitag ſetzten ſie eine Spottfigur auf einen Eſel und verhöhnten in ihr den Heiland. Man weiß nicht, wer verwilderter geweſen iſt, die Bürger von Neu-Ulm oder die Sioux-Indianer. Genug, die Stadt ward ausgemordet und niedergebrannt. Es bildete ſich eine neue Gemeinde, die ſich von dem verderbten Reſte jener älteren nicht mehr anſtecken ließ und eine Kirche baute. Und doch, als dieſelbe am 3. September 1865 eingeweiht wurde, hielten eine Anzahl deutſcher Turner dicht daneben ein Saufgelage und ſtörten die fromme Feier durch ihr viehiſches Gebrülle. Nach dem Basler Volksboten. Die Deutſchen in den Vereinigten Staaten waren im Allgemeinen, namentlich im Verhältniß ihrer großen Zahl und der Schulbildung, die ſie doch aus ihrer Heimath mitbrachten, von den Anglo-Amerikanern wenig geachtet. Das hatte ſeinen Grund in der Uneinigkeit, in der ſie in der neuen Welt fortlebten, wie in der alten, und in der Selbſtvergeſſenheit, in jeglichem Mangel an Nationalſtolz, den ſie aus den particulariſtiſchen Mittel- und Kleinſtaaten Deutſchlands mitbrachten. Die meiſten deutſchen Einwanderer in den Vereinigten Staaten ſchämten ſich ihrer deutſchen Geburt und radebrechten engliſch, um ſo ſchnell als möglich für echte Yankees gehalten zu werden.

Graf Vaudiſſin ſagt in ſeinem Werk „Peter Tütt“ von 1861: „ſie reden mit ihren eigenen Kindern engliſch, werden aber von ihren Kindern, welche die Sprache leichter lernen, Dutchmen genannt, was in Amerika ein Schimpfwort iſt. Ein deutſcher Vater begegnete ſeiner Tochter auf der Straße und redete ſie an. Weil ſie aber in Geſellſchaft einiger junger Amerikanerinnen war, antwortete ſie, I do not know you, Sir (Ich kenne ſie nicht, Herr). Der wüthendſte Know-nothing in St. Louis, der ein eigenes Blatt herausgab und darin predigte, man müſſe die Deutſchen todtſchlagen, war ſelbſt der Sohn eines Deutſchen.“

Allerdings wurde den Deutſchen zuweilen von den Anglo-Amerikanern geſchmeichelt, wenn es galt, für irgend einen Parteizweck ihre Wahlſtimmen zu gewinnen. Hatten die Deutſchen aber dieſen Dienſt geleiſtet, ſo wurden ſie nach wie vor verachtet. Im Bürgerkriege ſchaarten ſie ſich zahlreich zur Armee und zeichneten ſich durch ihre Ausdauer und Tapferkeit aus. Aber nur wenige Deutſche, wie Sigel und Roſenkranz, ſtiegen zu einem höheren Militärgrade auf, und auch dieſe wurden bald wieder bei Seite geſetzt, um echten Yankees Platz zu machen. Bei der ungeheuern Zahl von Deutſchen, die dort ſchon angeſiedelt ſind und jährlich noch immer in die Vereinigten Staaten auswandern, iſt es freilich für unſere Nation beſchämend, daß ſie ſich ſo wegwerfen, nicht beſſer zuſammenhalten und nicht mehr ausrichten.

Merkwürdigerweiſe hat ein Herr Douai, Direktor der Hoboken-Akademie im Staat New-Jerſey in einem (1864 in Berlin gedruckten) Buche über Land und Leute in der Union geſagt, die Zukunft der Union gehöre den Deutſchen, weil ſie die meiſten Kinder hätten und in hundert Jahren die Mehrzahl der Bevölkerung bilden würden und weil ſie mehr auf dem Lande lebten, die Yankees dagegen ſich mehr in die Städte zögen und verweichlichten. Auch glaubt Douai an eine Degeneration der weißen Race durch das Klima. Er ſagt vom Klima: „Wir können ſeine Wirkungen am Verſtändlichſten bezeichnen, wenn wir ſagen, daß es den Menſchen vor der Zeit reife und altere. Es greift überhaupt die Körperverfaſſung an. Wie bei den Indianern dehnt es den Körper in die Länge, hält die Muskel- und Knochenentwicklung des Oberkörpers zurück, drückt den Schädel in eine länglich-ovale Form, die vorderſten und hinterſten Gehirntheile auf Koſten der mittleren begünſtigend und die Stärke des Verſtandes- und Willensvermögens auf Koſten der Breite und Allſeitigkeit der Geiſtesausbildung. Die Naſe tritt mehr und mehr, ſcharf geſchnitten und fein

gebildet, vor die ſenkrechte Linie, welche Stirn und Kinn verbindet, hervor, und die Stirn bleibt breit blos unmittelbar über den Augen, während das Geſicht ſchmäler und ſchmäler wird. Der Hinterkopf thürmt ſich empor, ſo daß er die höchſte Stelle des Schädels wird und überhaupt ſeine breiteſten Durchſchnitte zeigt. Zugleich zieht ſich, bei der energiſchen Kopfarbeit des Amerikaners, welche ihm zu wenig Zeit zum, und zu wenig Genuß am Eſſen läßt, die untere Kinnlade ſammt allen Eßwerkzeugen in immer kleinere Verhältniſſe zurück. Es fehlt bald den Zähnen an Raum — woher die häufigeren Zahnkrankheiten (und die größere Kunſtfertigkeit der Zahnärzte) — und mit dieſen Hauptbedingungen thieriſcher Geſundheit muß allmälig die Zeugungskraft der Race erlöſchen."

Im Herbſt 1865 überraſchte der vormalige Deutſchkatholik Doviat, der ſich auf deutſchem Boden 20 Jahre früher ſo unnütz gemacht hat, die Welt mit einer öffentlichen Erklärung in amerikaniſchen Blättern. Er habe ſich mit tiefer Reue, ſchrieb er, zur allein ſeligmachenden katholiſchen Kirche zurückgewendet und bitte alle edle Herzen, denen er früher Aergerniß gegeben, um Verzeihung. Als Motiv ſeiner Bekehrung aber gab er an: „Nachdem ich die Schweiz aus politiſchen Gründen verlaſſen mußte, lebte ich im Weſten Amerikas. Ich hatte dort das Unglück, die bodenloſe Verſunkenheit und Gemeinheit des ‚aufgeklärten' weſtlichen Bauern kennen zu lernen. Die deutſche Sprache iſt zu arm, um den Standpunkt dieſer Thiermenſchen genügend zu kennzeichnen. Ein Geſchlecht ohne Gott und ohne Teufel, ohne Himmel und ohne Hölle; ein Geſchlecht, das weder Treue noch Glauben, weder Prieſter noch Lehrer kennt. Es iſt mehr als Redensart, wenn ich ſage, der aufgeklärte weſtliche Bauer könne dahin kommen, daß er ſeine neugebornen Kinder ſeinen Schweinen vorwirft, des Stoffwechſels und Profits halber." Schließlich prophezeit Doviat, es ſtehe der katholiſchen Kirche in Amerika eine ſchwere Verfolgung

bevor, und wenn er unter derſelben kämpfen und leiden ſollte, würde er damit wenigſtens Einiges wieder gut machen von dem, was er als Jüngling geſündigt habe.

Le courier des Etats Unis vom 13. Dezember 1865 meldete aus dem Mormonenreich am Salzſee: Das Haupt der Republik, Brigham Young, hat 185 Weiber und 213 noch lebende, 32 geſtorbene Kinder. Mehrere andere angeſehene Männer daſelbſt haben ebenfalls mehr als 100 Frauen, andere mehr als 90 u. ſ. f. Es wird dabei bemerkt, die Mormonen gehören der germaniſchen Race an und kommen aus den Vereinigten Staaten, Schottland, Scandinavien und Deutſchland. Es gibt nur drei Italiener, zwei Franzoſen und einen Spanier unter ihnen.

Am merkwürdigſten iſt das Theaterweſen der Mormonen. In Petermanns Mittheilungen von 1867 VI. leſen wir: „Das Theater hat eine höhere Beſtimmung und Aufgabe in der Mormonenſtadt, als die Kirchen in London, Paris und New-York erlauben würden. Brigham Young iſt ein Original in vieler Hinſicht, er iſt der Hoheprieſter einer angeblich neuen Religion, aber er hat ſein Theater vollſtändig eingerichtet, ehe er die Grundlagen ſeines Tempels über den Boden erhoben hat. Jedermann weiß, daß das Schauſpiel religiöſen Urſprungs iſt und daß das Theater eine Schule der Sitten genannt wurde. Young iſt geneigt, überall auf die erſten Anfänge zurückzugehen, im Familienleben auf die von Abraham, im geſellſchaftlichen Leben auf die von Theſpis; Prieſter erfanden ſowohl die alten als neuen Schauſpielhäuſer und wenn die Erfahrung ſowohl in der Stadt am Salzſee als in New-York gleich ſtark zeigt, daß die Leute an beiden Orten gern fröhlich und luſtig ſind, lachen und ſich begeiſtern, warum ſollten ihre Lehrer die tauſend durch ein Schauſpiel ihnen gebotenen Gelegenheiten verſäumen, ſie zur rechten Zeit zum Lachen zu bringen und ſich für paſſende Gegenſtände zu begeiſtern?

Warum ſollte Young nicht moraliſche Lehren auf dem Theater predigen, warum ſollte er nicht ſeine Schauſpieler und Schauſpielerinnen erziehen, um Vorbilder von gutem Betragen, richtiger Ausſprache und von gutem Geſchmack in der Kleidung zu ſeyn?

„Die Außenſeite des Theaters iſt die eines plumpen doriſchen Gebäudes, in welchem der Baumeiſter durch ſehr einfache Mittel eine gewiſſe Wirkung hervorzubringen gewußt hat; im Inneren iſt es hell und luftig, da es keine Vorhänge und Logen hat, ausgenommen zwei durch leichte Säulen von einander getrennte Proſceniums-Logen, und ohne andere Verzierung als reines Weiß und Gold. Das Parterre, welches ſteil vom Orcheſter emporſteigt, ſo daß Jedermann vortheilhaft ſehen und hören kann, iſt der vorzüglichſte Theil des Hauſes; alle Bänke werden an Familien vermiethet und hier kann man jeden Abend, an dem geſpielt wird, die ausgezeichnetſten Aelteſten und Biſchöfe von ihren Frauen und Kindern umringt ſehen, wie ſie lachen und wie Knaben eine Pantomime beklatſchen. Jener Schaukelſtuhl in der Mitte des Parterre iſt Youngs eigener Sitz, ſein Vergnügungsplatz in der Mitte ſeiner Heiligen. Wenn er es vorzieht, ſich ſeiner Privatloge zu bedienen, ſo ſchaukelt ſich vielleicht eine ſeiner Frauen, Eliſe die Dichterin, die blaſſe Henriette oder die prächtige Amalie in ſeinem Stuhl, während ſie über das Spiel lachen. Rings um dieſen Stuhl, als den Ehrenplatz, ſind die Bänke dicht gedrängt voll von denen, welche ſo nahe als möglich bei ihrem Propheten zu ſtehen wünſchen.“ Das Gebäude hat weiten Raum, volles Licht; überall herrſcht die größte Reinlichkeit, jede Schauſpielerin hat ihr beſonderes Ankleidezimmer.

Young hat drei ſeiner eigenen Töchter dem Schauſpiel gewidmet, um ſie der weiblichen Jugend als Muſter aufzuſtellen und um zu beweiſen, daß es ſich hier um eine theatraliſche Prieſterſchaft handelt, welche die Gemeinde belehren, erbauen und ihr zum Beiſpiel dienen

ſoll. Doch iſt dabei die Luſtigkeit und der Spott nicht ausgeſchloſſen. „Das erſte Schauſpiel, das wir ſahen, war ‚Karl der Zwölfte‘, wo Adam Brock ſeine Tochter Eudiga vor militäriſchen Stutzern warnt, während die jungen Damen im ganzen Parterre in kindiſches Gelächter ausbrachen, da man es auf das Lager von Douglas bezog, ſowie auf die dort befindlichen Offiziere der Vereinigten Staaten, von denen verſchiedene in dem Hauſe waren und ſich herzlich an dem Spaß ergötzten. Dieſes Schauſpiel iſt voller Anſpielungen auf Soldaten und deren Liebſchaften und jede dieſer Anſpielungen wurde von den Heiligen auf ihre örtliche Politik bezogen und ihr angepaßt. Der Umgang dieſer Offiziere und Soldaten mit den Frauen der Mormonen iſt ein ſehr wunder Fleck bei den Heiligen, da mehrere ihrer Frauen, wie man ſagt, verführt und entführt worden ſind. Young ſprach mit Unwillen gegen mich über dieſes Verfahren, obgleich er nicht die, welche ſich ſo vergangen hatten, als zum Lager gehörig bezeichnete. ‚Sie verurſachen uns Unruhe,‘ ſagte er, ‚ſie drängen ſich gewaltſam in unſere Angelegenheiten ein, ja ſogar in unſere Familien, wir können dergleichen Dinge nicht ertragen und wenn ſie ſchuldig ſind, ſo machen wir, daß ſie ins Gras beißen.‘ Ich dachte an alles, was ich jemals von Porter Rockwell und ſeiner Schaar von Daniten gehört hatte, aber ich lächelte blos und wartete darauf, daß der Präſident fortfahren würde. Er ſetzte ſchnell hinzu: ‚Ich hatte nie eine ähnliche Unordnung in meiner eigenen Familie.‘ Als Karl der Zwölfte ſich auf die Liebſchaften ſeiner Offiziere bezog, war es ein rechter Spaß, den Propheten zu ſehen, wie er ſich in ſeinem Stuhl zurücklehnte und faſt vor Lachen erſtickte, während die ernſtere Amalie die Verſammlung durch ihren Operngucker betrachtete.“ Der Artikel iſt von Dixon.

In neuerer Zeit hat man Nachricht erhalten, es ſey eine große Zwietracht unter den Mormonen ausgebrochen und Joſeph Smith,

Sohn des ersten Patriarchen der Sekte, habe sich gegen Young und zugleich gegen das System der Vielweiberei erhoben.

Ueberhaupt ist in das Christenthum und in die europäischen Gewohnheiten in der neuen Welt hauptsächlich in Bezug auf das Verhältniß der Geschlechter eine Breche gelegt worden. Zwar ist das einzige Romantische, was den Yankees geblieben ist, die unbedingte Achtung der Frauen, die aber hier übertrieben wird, so daß sich das schöne Geschlecht hier alles erlauben darf. Schon vor Jahrzehnten kleideten sich hier emancipirte Frauen und Mädchen in Männerkleider mit weiten Hosen, die s. g. Bloomertracht. Eine gewisse Franziska Wright reiste in der Union umher, hielt Vorlesungen und schrieb Bücher, einzig um die Ehe als ein unvernünftiges und tyrannisches Institut zu bekämpfen.

Seit 1865 besteht zu Poughkeepsie am Hudson im Staat New York ein Female College, d. h. eine Damenuniversität. Sie zählte 1867 400 weibliche Studenten, 8 männliche und 21 weibliche Lehrer, einen weiblichen Arzt. Der Zweck ist, das weibliche Geschlecht zu derselben Geisteshöhe zu erheben und zu denselben Aemtern zu befähigen, wie das männliche. Doch werden noch nicht Theologie, Jurisprudenz und Medicin gelehrt, sondern erst vorbereitend die Fächer der philosophischen Fakultät, alte und neue Sprachen und Literatur, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften, Moral, Nationalökonomie, Mathematik, Physik, Chemie.

Die Emancipation des weiblichen Geschlechts ist nun so weit vorgeschritten, daß ein nicht geringer Theil desselben sich eben so selbständig Männer sucht, wie es bisher die Gewohnheit der Männer war, unter den Weibern zu wählen. Und zwar hat man bereits angefangen, dabei die Ehe zu umgehen und paart sich nach dem System der „freien Liebe," was man in Ostindien die Gandarvaehe nennt. Vorzugsweise ist es die große Sekte der Spiritualisten, aus

denen ſich die Geſellſchaften der freien Liebe rekrutiren, wenn auch nicht alle Spiritualiſten der freien Liebe huldigen. Man hat im J. 1868 die Zahl der Spiritualiſten in den Vereinigten Staaten ſchon zu 4 Mill. berechnet, die jedoch aus verſchiedenen Geſellſchaften erſt allmälig zuſammengefloſſen ſind.

Ein Beſtandtheil leitet ſich her von den franzöſiſchen Communiſten. Als der bekannte Fourier, ein junger franzöſiſcher Kaufmann, der Bankerott gemacht hatte, ſich an der Geſellſchaft, die ſo ungleich die Güter theilt, durch Aufſtellung des communiſtiſchen Syſtems der Gütergemeinſchaft rächte, begriff er in der letztern auch die Gemeinſchaft der Weiber. Sein Syſtem fand vielen Anhang unter den Arbeitern der alten Welt, drang aber auch in die neue hinüber. Von einer andern Seite her wurde die Lehre Swedenborgs in der Union verbreitet und ſeine Viſionen übten einen großen Reiz der Neuheit. Damit verband ſich denn auch die Einführung des animaliſchen Magnetismus und der Humbug der Magnetiſeure mit den Somnambülen und Seherinnen. In einem Bericht aus Amerika im Halle'ſchen Volksblatt 1869 Nr. 4 ſind nähere Ausführungen gegeben, von denen wir einige mittheilen. „Die Magnetiſeure oder Mesmeriſten, auch Elektro-Biologen genannt, fanden Eingang in der materialiſtiſchen Muſtercolonie des engliſchen Socialiſten Robert Owen, Neu-Harmonie im Staat Indiana. Es iſt, als ob eben Materialismus und Spiritualismus, Unglaube und Aberglaube, einander nothwendig ſuchen. Beſonderen Erfolg hatte ein Taſchenſpieler dieſer Sorte Dr. Buchanan dadurch, daß er ſich unter die Flügel von jenes Robert Owens geſchickterem Sohne Dale Owen begab, welcher bei den Yankees eine ſehr einflußreiche Rolle ſpielte und ſpielt (u. a. auch als Apoſtel der Gleichheit von Schwarzen und Weißen). Profeſſor Buſh gab 1847 ein Buch heraus, worin er Mesmerismus und Swedenborgianismus in eins brachte, und das die Hauptquelle des ‚Spiritualismus' geblieben

ist. In einem Anhange dieses Buches hatte er einen 20jährigen Schuster Andreas Jackson Davis als neuesten höchst begabten Seher dem Publikum vorgestellt. Später erkannte er selbst denselben als einen ziemlichen Schuft und wandte sich von ihm. Aber der Schuster seinerseits schrieb nun ein vierbändiges Buch ‚Die große Harmonie', worin er die Sache erst recht Yankee-populär und echt nativ-amerikanisch, d. h. besonders dick genug aufgetragen machte, dabei auch alles Biblische beseitigte. Hauptpropheten wurden neben ihm ein gewisser Home und Chace, und Hand in Hand mit dieser ‚Harmonie'-Philosophie entwickelte sich auch die Praxis der natürlichen ‚Wahlverwandtschaften' zwischen Männern und Frauen — übrigens ein auch Fourier schon, wie oben angedeutet, nicht unbekannter Begriff. Prophet Davis selbst ging mit gutem Beispiele voran, indem er sich von seinen Engeln eine bereits verheirathete Frau als Wahlverwandtin zuführen ließ, und nach deren Tode eine zweite, die ihrem Manne, als er sie nicht gutwillig abtreten wollte, entlief und ins Hauptquartier der ‚freien Scheidung' nach Indiana kam.

‚Die Mehrzahl der Spiritualisten (so berichtet ein Herr Carpenter, der längere Zeit die Sache mitgemacht, sogar selbst eine Zeit lang ‚Medium' gewesen) bekennt sich zu der Swedenborgischen Lehre von der einzigen Verwandtschaft, welche die Vorsehung für alle Ewigkeit bestimmt hat. Aber sie tadeln auch niemand, der ‚sich paart' (d. h. sich eine Lebens-Partnerin nimmt — man darf sich an diesem technischen Ausdruck nicht stoßen), wenn er sich gerade hingezogen fühlt; denn wie soll sich die Verwandtschaft sonst finden?' Nur darf man sich nicht mit Pflichtgefühlen oder äußeren Rücksichten aufhalten, wenn man sie dann *nicht* findet, und das Verhältniß ‚unharmonisch' wird. ‚Die Harmonie-Philosophie behauptet in der That, daß Leute, die nicht wahlverwandt sind, Ehebruch begehen, wenn sie als Mann und Frau zusammenleben.' ‚In St. Paul in Minnesota,

wohin ich in Geſchäften mußte (berichtet derſelbe Carpenter) machte ich die Bekanntſchaft einiger Mediums, von denen die einen ihre Seelenverwandten hatten, die andern aber in Miß-Paarung lebten und ihre Verwandtſchaft noch ſuchten. In ganz St. Paul waren nur zwei oder drei Spiritualiſten-Familien von richtiger Paarung. Von allen Mediums, die ich je kannte, waren 9/10 in dieſen ungeordneten Verhältniſſen, entweder getrennt oder mit einer Verwandtſchaft auf Zeit gepaart, oder noch beim Suchen."

Die Anhänger Fouriers fanden einen Propheten in dem Amerikaner Brisbane, der eine Phalanſtère (Gemeinde mit Güter- und Weibergemeinſchaft) nach Fouriers Syſtem gründete. „Es klingt ziemlich unglaublich, zu ſagen, daß eine Anzahl New-Yorker Banquiers eine bedeutende Summe Geld dazu zuſammenſchoſſen, ja einer von ihnen ſelbſt mit eintrat. In einem Dorfe Red Bank, im nahen New-Jerſey-Staate, ſo nahe, daß täglicher Verkehr mit New-York war, wurden 600 Morgen Land angekauft und ein Wohnhaus für 150 Socialiſten erbaut, unter denen ſich auch ein Prediger der Unitarier (Socinianer, welche die Dreieinigkeit verwerfen), ja ſogar auch einer der biſchöflich-anglicaniſchen Kirche befand. Die Damen trugen die anderweit ſchon bekannte ſ. g. Bloomertracht, kurzen Waffenrock und weite türkiſche Hoſen. Uebrigens ſollten ſtatt der Fourierſchen freien ‚Reihenfolge der Neigungen' Ehe und Familienleben aufrecht erhalten werden. Es genügt hier zu ſagen, was ſich übrigens von ſelbſt verſtand, daß die ganze Colonie ökonomiſch und pſychologiſch verunglückte.

Ein noch berühmterer Verſuch von brüderlichem Leben war das poetiſche Picknick, welches auf Anregung des Revd. Georg Ripley unternommen wurde — ein Picknick von Dichtern und hübſchen Frauen. — Außer jenem an der Spitze ſtehenden Geiſtlichen, ‚einem

Manne von feinſter Bildung und verwegenſter Kühnheit' betheiligten ſich dabei ‚nämlich mehr oder weniger' eine Anzahl hervorragender Poeten und Schriftſteller, ein Hawthorne (der die Geſchichte dann in ſeinem Roman ‚Blüthenthal' angebracht hat), Emerſon, Parker, eine Margaretha Fuller u. a. Der Schauplatz war Brook Farm bei Boſton. Dieſe jungen ſocialiſtiſchen Schwärmer hatten faſt alle in Cambridge (der älteſten und reichſten amerikaniſchen Univerſität ganz nahe bei Boſton) ſtudirt und gehörten der unitariſchen Kirche an. Die Bewegung hatte einen religiöſen, pädagogiſchen, künſtleriſchen und ſocialen Inhalt. Die Männer und Frauen, welche ſich ihr anſchloſſen, hofften auf ein beſſeres und reineres Leben, als ſie es in der großen Stadt geführt hatten. Ihr Streben war, die Sitten zu verfeinern, die Handarbeit zu adeln. In die Ehe wollten ſie ſich nicht miſchen, ja ſie betrachteten den heiligen Eheſtand mit Ehrfurcht, aber der Geiſt der Verbrüderung verwob ſich doch in unendlicher Feinheit in das zarteſte Verhältniß zwiſchen Männern und Frauen. Nähere Nachrichten über den Verlauf und die Auflöſung fehlen.

Zu den merkwürdigſten ſocialen Auswüchſen in Nordamerika gehört der ſ. g. Orden der Ritter und Nymphen von der Roſe. Sie verſammeln ſich, die Ritter mit Myrthen-, die Nymphen mit Roſenkränzen im Tempel der Liebe. Ein Myrthenkranz, in dem zwei Tauben ſich ſchnäbeln, iſt das Wappen des Ordens. Der Neuling wird mit Ketten beladen zu dem Altar der Liebe geführt, wo man ihm die Ketten abnimmt und Roſenguirlanden dafür anlegt. Dann bringt er ein Weihrauchopfer dar am Altar des Geheimniſſes, auf welchem Venus und Amor thronen. Dabei fungiren der Prieſter Sentiment und die Prieſterin Discretion. Freie Liebe allein iſt der Zweck dieſer ‚androgynalen Logen', im Gegenſatze gegen die geſetzliche Polygamie der Mormonen."

Im oben genannten Halleſchen Bericht leſen wir weiter: „Vor 15 Jahren (ſo ſchreibt Towler) wurde ich Spiritualiſt und kann beiſpielsweiſe von mir ſagen, daß der Spiritualismus meine Achtung vor der Ehe untergrub und zerſtörte. Unter ſeinem Einfluß lernte ich das Inſtitut der Ehe als Seelenverwandtſchaft auffaſſen, d. h. als ein Verhältniß, welches die Betreffenden ſchließen, löſen und erneuern können, wie es ihrem Intereſſe und ihrer Bequemlichkeit zuſagt. Das war die theoretiſche Seite der Sache. Mit der Zeit wurde ich ein Anhänger der ſ. g. Freien Liebe, oder mit andern Worten der Lehre, wonach jeder Menſch, Mann ſo gut wie Frau, eine Ehe nach der andern eingehen kann, ohne ſich um eine kirchliche, geſetzliche oder geſellſchaftliche Autorität zu kümmern. Das und nichts anderes iſt es, worauf in meinen Augen die ganze Lehre von der Souveränität des Individuums, welche der Spiritualismus unzweifelhaft aufſtellt, ſchließlich hinauskömmt. — Bis vor fünf oder ſechs Jahren war meine Bekanntſchaft unter den Spiritualiſten ſehr ausgedehnt und bei allen meinen Bekannten fand ich die gleiche Anſicht von der Ehe. Daß alle Spiritualiſten Anhänger der Freien Liebe ſeyen, läßt ſich nicht behaupten, wohl aber ſind alle Anhänger der Freien Liebe mit ſeltenen Ausnahmen Spiritualiſten. Niemand, der hinter die Couliſſen geſehen hat, kann bezweifeln, daß unter den Spiritualiſten viele praktiſche Anhänger der Freien Liebe ſind, die durchaus nicht dafür bekannt ſeyn wollen. In den letzten Jahren freilich haben die Spiritualiſten ihr Syſtem von dem Makel zu reinigen geſucht, als lehrten ſie die Freie Liebe, aber es iſt notoriſch, wenigſtens unter ihnen ſelbſt, daß viele von denen, die ſich am lauteſten gegen die Lehre der Freien Liebe erklären, genau das betreiben, was ſie öffentlich verleugnen. Wie ich oben den Begriff der Freien Liebe erklärt habe, ſo iſt zu ſagen: unter den Spiritualiſten

finden ſich Anhänger der Freien Liebe in Ueberfluß. Unter den Predigern und Führern der ſpiritualiſtiſchen Bewegung, die ich kennen gelernt habe, waren, glaube ich, die meiſten entweder geſetzlich geſchieden oder ſie fanden, ſie ſeyen nicht verwandtſchaftlich gepaart, und in dieſem Fall hielten ſie ſich für frei, außer der Ehe die Liebe zu ſuchen, die ſie in der Ehe nicht finden konnten."

So weit Towler. Unſer liberaler Engländer fügt hinzu: „So hat denn der Yankee-Prophet die Schaar ſeiner Spiritualiſten und Harmoniſten (4 Millionen, wie wir zu Eingang hörten) durch Lehre und Beiſpiel gelehrt, was er unter Freiheit des Geiſtes, Seelenfreiheit verſteht. Das praktiſche Ergebniß dieſer ſeiner Lehre drückt man in der derben Sprache von New-York ſo aus: ‚Jedermann hat das Recht zu thun was ihm (God dam!)' gefällt."

„Statt allgemein verdammt zu werden, hat die Freie Liebe in Amerika ihre Dichter, Redner und Prediger, ihre Zeitungen, Vorleſungen, gemeinſame Ausflüge, Picknicks und Gemeinden." Vor allem Dichterinnen zu einem „ganzen Hundert," worunter Lizzie Doten die bedeutendſte ſcheint. Zur Probe nur der Schlußvers eines Gedichtes „Freie Ehe" (das übrigens, mit Ausnahme dieſes abſtracten Schlußverſes, wirklich in ſeiner Art hochpoetiſch iſt):

Ich will dich lieben, wie die Götter lieben,
Die, innerlich verwebt,
Gott Vater und Gott Mutter, Daſeyn geben,
Jedwedem was da lebt;
Eins, doch in Zweiheit erſt vollendet,
Die allgemeine Kraft,
Bräutliche Liebe, die ohn' Ende
In Erd' und Himmel ſchafft;
Es ſoll dies unlösbare Einſeyn
All unſerm Weſen ſtets gemein ſeyn,
Bis wir zu höherm Seyn uns aufgerafft.

„Die Anhänger der Freien Liebe, deren Hauptquartier New-York ist, haben durchs ganze Land verschiedene Ansiedelungen, in denen ihre Grundsätze unbedingt anerkannt sind. Wohl die bedeutendsten dieser Niederlassungen sind die Törfer, welche Berlin Heights (Berliner Höhen — eine sehr ehrenvolle Anspielung) und Modern Times (die neue Zeit) heißen. Berlin Heights ist ein Dorf im Staate Ohio, wo ganze Schaaren von Anhängern der Freien Liebe zu gegenseitigem Trost und Schutz sich niedergelassen haben; auch finden dort unglückliche Paare einen reichen Vorrath, aus dem sie sich neu assortiren können. Die Bevölkerung kommt und geht und ist in stetem Wechsel. Niemand bleibt gern lange dort; der Ort hat einen üblen Geruch, selbst für die Nase einer emancipirten Amerikanerin. Bedeutsamer ist die Vereinigung von Anhängern der Freien Liebe, die sich auf Long Island, nahe bei New-York, unter dem seltsamen (?) Namen ‚Neue Zeit' niedergelassen haben. Dies Dorf wurde von einem Reformer Namens Pearl gegründet und gilt für das Hauptquartier der amerikanischen Comtisten, einer Secte Reformer, welche Owens und Fouriers Werk fortsetzen. Die Einwohner von Neuzeit machen ein förmliches Gewerbe aus neuen Wahrheiten. Die Vergangenheit ist für sie ganz abgethan. Die zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß, alle Regeln und Beschlüsse der Kirche, alle Glaubensartikel, kurz alles und jedes haben sie abgeschafft als Lumpen und Fetzen des Aberglaubens. Niemand hat in seines Nächsten Hause was zu suchen, denn bei diesen fortgeschrittenen Geistern hat das Thun dasselbe Recht auf Freiheit, wie das Denken. Was gehe ich und mein Thun dich an? Hinter meiner Thür bin ich Herr und König. Warum soll ich nicht ein Dutzend Weiber halten? Wie diese Damen ihr Leben auffassen und einrichten, das ist ihre Sache, nicht deine. Was brauchst du dich daran zu stoßen,

daß ſie nicht nach deinem Geſetz leben? In der Neuen Zeit iſt auf ſolche Fragen die Antwort: Schweigen.“

Es iſt nicht zu verkennen, daß alle dieſe Erſcheinungen die nothwendige Folge des modernen Freiheitsſchwindels ſind. Von Pflichten iſt nicht mehr die Rede, nur von Rechten, und jeder ſoll ſich alles erlauben dürfen.

Zehntes Buch.

Die Franzoſen in Mexiko.

Kaiſer Napoleon III. wurde zu der Expedition nach Mexiko durch ein Zuſammentreffen ſehr verſchiedener Umſtände veranlaßt. Vor allem muß ins Auge gefaßt werden, daß ihm der Bürgerkrieg in Nordamerika eine Einmiſchung in Mexiko möglich machte, die er ſicher nicht gewagt haben würde, wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht in innere Streitigkeiten verwickelt geweſen wären, weil ſonſt ihre Eiferſucht nimmermehr eine Intervention geduldet hätte. Zweitens gab ihm die Republik Mexiko durch ihre Beraubung franzöſiſcher Bürger einen legalen Grund, ſich mit bewaffneter Hand dort Genugthuung zu verſchaffen. Drittens war es ſein Syſtem, die romaniſche Race unter ſeinem Protektorat möglichſt zu einigen und gegenüber der germaniſchen Race zu ſtärken. Viertens war die romaniſche oder ſpaniſche Race in Amerika einer ſolchen Aushülfe von Europa aus in hohem Grade bedürftig, ſchien ſie wünſchen zu müſſen, oder war wenigſtens durch lange revolutionäre Zerrüttung und ſitt-

liche Erſchlaffung unfähig, einem impoſanten Stoß von Europa her zu widerſtehen. Fünftens wirkten ganz zufällige und perſönliche Impulſe auf die Entſchließungen des Kaiſers ein. Die Flüchtlinge aus Mexiko, die ſich in Paris befanden, Erzbiſchof Labaſtida, General Almonte ꝛc., welche in ihrem eigenen Intereſſe eine ausreichende Hülfe aus Europa gegen die republikaniſche Verwilderung zu erlangen ſuchten, der klerikalen und ariſtokratiſchen Partei angehörten und ihre Stellung und ihre Güter in Mexiko nur wieder zu erringen hoffen durften, wenn das Land eine Monarchie würde, dieſe Männer ſcheinen es zuerſt geweſen zu ſeyn, welche den franzöſiſchen Kaiſer auf den öſterreichiſchen Erzherzog Maximilian aufmerkſam machten und ihm vorſchlugen, demſelben in Mexiko ein Kaiſerthum zu gründen. Maximilian war als ein edler romantiſcher Schwärmer bekannt, ein Nachkomme Kaiſer Karls V., des erſten chriſtlichen Herrſchers in Mexiko, und indem Frankreich ihm ein ſo ſchönes Reich erwarb, bewies es damit ſeine eigene Uneigennützigkeit, hatte von der Eiferſucht der übrigen Großmächte nichts mehr zu fürchten und hielt immerhin den künftigen Kaiſer von Mexiko durch die Pflicht der Dankbarkeit gebunden und in Abhängigkeit.

Endlich ſpielte eine ſehr ſchmutzige Intrigue in die Berathungen ein, die im kaiſerlichen Kabinet der Tuilerien über die mexikaniſche Frage gepflogen wurden. Jecker, ein gemeiner Schwindler aus der Schweiz, hatte dem mexikaniſchen General Miramon, während derſelbe Präſident der Republik war, 3 Mill. Franken baar und noch 4 Mill. in ſchlechten Werthen geliehen und ſich dafür nicht weniger als 75 Mill. zu gute ſchreiben laſſen, welche der Republik Mexiko nunmehr als Staatsſchuld aufgebürdet wurden. Der Wucherer durfte niemals hoffen, daß ihm die Republik jene Schuld bezahlen würde, wußte aber Rath und machte ein gutes Geſchäft, indem er die Verſchreibung in andere Hände ſpielte, welche ſtark genug ſchienen, um

die Republik Mexiko zur Anerkennung und Auszahlung ſo großer Summen zu zwingen. Es gelang ihm, ſeine Forderungen ſchließlich an den Herzog von Morny zu verkaufen, der als Miniſter und Halbbruder des Kaiſers die franzöſiſche Intervention in Mexiko aufs eifrigſte bevorwortete, um durch eine große Anleihe für Mexiko die Summen zu decken, die er als Jeckers Nachfolger zu fordern hatte. Daher die ungeheure Uebertreibung, mit der man den Erfolg der Expedition und die reichen Hülfsmittel Mexikos dem Publikum im Voraus verkündete und wirklich eine Menge Leute in Frankreich verlockte, ſich bei der Anleihe zu betheiligen, während in der Republik Mexiko ſelbſt auch nicht eine Obligation untergebracht werden konnte. Der mexikaniſche Präſident Juarez erklärte ſich dahin, ſeine Regierung ſey bereit, dem Schweizer oder ſeinem Rechtsnachfolger genau ſo viel zurückzuzahlen, als Miramon wirklich von ihm empfangen habe, aber nicht mehr. Damit war die Gaunerbande nicht zufrieden.

Sehr intereſſant iſt das Verhalten Spaniens. O'Donnel, der damals Spanien regierte, war immer kriegsluſtig und auf Spaniens Ruhm bedacht geweſen. Zugleich waren eine Menge wohlhabender Altſpanier Grundbeſitzer in Mexiko und in ihrem Vermögen bedroht, wenn ihnen nicht geholfen wurde. Endlich wollte ſich die ſpaniſche Regierung bei ihrem mächtigen Nachbar Napoleon III. beliebt machen. Der ſchlaue General Prim wußte ſich an die Spitze der 7000 Spanier zu bringen, welche die franzöſiſche Expedition nach Mexiko begleiten ſollte. Napoleon III. nannte ihn „mein lieber Freund!“ Aber Prim hatte ganz andere Pläne im Kopf, die er für ſich behielt. O'Donnel konnte nicht ſelbſt mit nach Mexiko gehen, vertraute alſo die Truppen am liebſten einem General an, von dem er wußte, er habe bloß militäriſchen Ehrgeiz, aber kein politiſches Princip.

Wir gehen nun zu den mexikaniſchen Zuſtänden über. Die unglückliche Republik befand ſich ſchon ſeit geraumer Zeit in großer Zer-

rüttung, die äußern Provinzen hatten sich ganz oder wenigstens halb selbständig gemacht. In der Hauptstadt wechselten die Präsidenten, je nachdem sich die klerikale oder liberale Partei am meisten verhaßt machte und das Feld wieder auf einige Zeit der andern räumen mußte. Im J. 1858 behauptete noch Zuluaga die Präsidentschaft der Republik, während die Indianer plünderten und der Papst gegen die von der Staatsgewalt verfügte Beraubung der geistlichen Güter energisch, obgleich vergeblich protestirte. Gegen Zuluaga erhob sich Juarez und gründete zu Veracruz eine eigene Regierung. Darauf wurde Zuluaga in der Hauptstadt Mexiko selbst durch einen Soldatenaufstand gestürzt und der junge Miramon zum Präsidenten erhoben, aber im J. 1860 durch den von Juarez gegen ihn ausgeschickten General Ortega besiegt und beseitigt. Juarez wurde nun Alleinherr der Republik. Miramon ließ in der letzten Noth noch in der Hauptstadt das Hotel des englischen Gesandten erbrechen und 100,000 Dollars daraus wegnehmen. Ein General Doblado raubte einen dem Ausland gehörigen Silbertransport von 1,200,000 Dollar Werth und Juarez selbst hob durch Dekret vom 1. Juli 1862 alle Verbindlichkeiten gegen Ausländer auf zwei Jahre auf.

Juarez war ein Indianer, einigermaßen intelligent, aber verschlossen und düster, wie alle Indianer. Man erhielt folgende Schilderung von ihm: „Ehe er Präsident des obersten Gerichtshofes wurde, hatte er seine Laufbahn als Advokat begonnen, und zwar zuerst in Diensten eines Advokaten in Oaxaca, seinem Heimathsorte. Dieser Advokat, welcher in ihm ein jugendliches Talent erkannte, verbunden mit einer gewissen Reife des Urtheils und untadelhaften Sitten, ließ ihn unterrichten und unterrichtete ihn selbst. So war seine Erziehung, deren unverwischbaren Stempel er bewahrt hat, ohne jemals aus dem Kreise, welchen sie ihm vorschrieb, herauszutreten; denn weit davon, die Feder mit dem Degen zu vertauschen, wie der Advokat

Ortega, der ihn an dem oberſten Gerichtshof erſetzte, oder wie Doblado und viele Andere, iſt Juarez Juriſt geblieben, ein Mann des Geſetzes, wie er ſich nennt, und weiter nichts. Als man ſich in Mexiko für und gegen ihn ſchlug, ſagte ihm einer ſeiner Anhänger: ‚Aber, Präſident, ſteigen Sie doch zu Pferde!‘ ‚Ich kann nicht reiten,‘ antwortete Juarez und rauchte ſeine Cigarette ruhig weiter. ‚Ei,‘ murrte der Andere, ‚ſo ſteigen ſie auf einen Eſel!‘ Juarez iſt etwas mehr als ſechzig Jahre alt; ſein Ausſehen iſt düſter und melancholiſch; er ſpricht wenig und lakoniſch, wie es einem Manne anſteht, der unaufhörlich ernſthaft beſchäftigt iſt. Er ſpricht Spaniſch, welches er zuweilen mit Lateiniſch miſcht, wo er es für nöthig hält. Viele Leute halten ſeine Schweigſamkeit für ein Zeichen von Tiefe, während andere darin nur eine Armuth an Gedanken ſehen wollen.“

Frankreich, England und Spanien vereinigten ſich am 31. Oct. 1861 zu einer Expedition nach Mexiko, um Erſatz für die ihren Bürgern daſelbſt geraubten Werthe und Bürgſchaften und einen künftig beſſern Schutz derſelben zu erzwingen. Den Oberbefehl über die Expedition erhielt der franzöſiſche Admiral Jurien de la Gravière, den der franzöſiſche Miniſter Thouvenel ausdrücklich dahin inſtruirte: „Die verbündeten Mächte unterlaſſen es, ſich in die innern Angelegenheiten des Landes zu miſchen, namentlich einen Druck auf den Willen der Bevölkerung in Bezug auf die Wahl ihrer Regierung auszuüben.“ Die Landungsarmee ſtand unter dem Oberbefehl des ſpaniſchen General Prim und beſtand aus 7000 Spaniern und anfangs nur 3000 Franzoſen. England ſchickte nur Seetruppen ans Land. Am 8. Dezember kamen die erſten Schiffe der Expedition nach Veracruz, dem erſten Hafen der mexikaniſchen Republik, von wo die Hauptſtraße über das terraſſenförmig erhöhte Land zur Hauptſtadt führt. Juarez zeigte ſich einem friedlichen Abkommen geneigt und ſchon am 19. Februar 1862 wurde zu Soledad von den Be-

fehlshabern aller drei alliirten Mächte, auch vom französischen Admiral ein Vertrag abgeschlossen und unterzeichnet. Der erste Artikel dieses Vertrags anerkannte die Autorität des Präsidenten Juarez. Dagegen verpflichtet sich der letztere, die geforderten Entschädigungen zu leisten.

In der Wiener „Neuen Freien Presse" wird des nähern erzählt, daß General Doblado von der juaristischen Armee in vollem Vertrauen auf den Vertrag den Franzosen die Stellung von Chiquehuita überlassen habe, von wo sie sich dem Vertrag zufolge nach Veracruz zurückziehen sollten, wenn der Vertrag in Europa nicht ratificirt würde. Doblado hätte die geringe Macht der Franzosen von dieser festen Stellung aus abwehren und in die heiße und ungesunde Ebene von Veracruz zurückwerfen können, nur aus Großmuth räumte er ihnen einen Aufenthaltsort mit gesünderer Luft auf den Höhen ein. Als nun eine Verstärkung von 3500 Franzosen unter General Lorencez anlangte und dieser aus Paris den Bescheid mitbrachte, Napoleon III. genehmige den Vertrag von Soledad nicht, verlangte der Admiral, daß nach dem von ihm abgeschlossenen Vertrage, da derselbe nicht ratificirt worden sey, die französischen Truppen sich nach Veracruz zurückziehen sollten. Dagegen protestirte aber Lorencez und während die Engländer und Franzosen sich aus Mexiko entfernten, verlegte Lorencez, ohne auf den Admiral zu achten, in Folge der von ihm mitgebrachten neuen Vollmachten, das französische Hauptquartier nach Orizaba. Um auf den Admiral einen Druck zu üben, brauchte man eine Kriegslist. Einige Soldaten mußten mit bestürzten Mienen melden, die Mexikaner seyen im Begriff, die zu Orizaba zurückgebliebenen französischen Verwundeten zu massakriren. Nun eilte man dahin, angeblich um die Verwundeten zu retten oder zu rächen. Schon unterwegs fielen sie über eine mexikanische Abtheilung her und drangen dann voll Wuth in Orizaba ein, das keines Angriffs gewärtig war.

Die Engländer zogen, nachdem die Bedingungen des Vertrags erfüllt waren, ruhig ab und warteten der Dinge, die da kommen ſollten, nicht ohne Schadenfreude. Auch die Spanier kehrten heim. General Prim konnte neben den Franzoſen in Mexiko keine Lorbeern zu erringen hoffen, wußte aber wohl, daß ihn ſein Verrath an den Franzoſen in Spanien populär machen würde. Er kehrte alſo trotzig zurück. In Spanien beſchwerte ſich Serrano über ſein Benehmen, aber er ging gerechtfertigt aus den Debatten der Cortes hervor. Napoleon III. verbiß ſeinen Zorn. Prim prophezeite ihm in einem offenen Briefe, ſein Unternehmen werde mißlingen, denn der romaniſche Süden Amerikas ſey ſo republikaniſch, wie der germaniſche Norden, und werde keinen Monarchen zulaſſen.

Das Geld, womit Juarez England und Spanien entſchädigte, wurde ihm vom Cabinet von Waſhington geliefert, kraft eines Vertrages, den er am 28. April mit dem Präſidenten Lincoln abſchloß. Juarez verpflichtete ſich darin, wenn er das Geld binnen zwei Jahren nicht zurückzahlen könne, die Union durch Abtretung eines mexikaniſchen Gebiets zu entſchädigen.

Unterdeß ließ ſich General Lorencez in Orizaba verleiten, kühn gegen die Stadt Puebla vorzurücken. Er wollte ſich auszeichnen und verachtete die juariſtiſchen Banden, oder gab, wie es hieß, falſchen Einflüſterungen Gehör, als werde man ihn in Puebla, wo Juarez verhaßt ſey, als Befreier empfangen. Als er aber vor der Stadt ankam, wurde er mit einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer begrüßt, empfing ſelbſt eine Wunde und mußte ſich, da er zu wenig Truppen hatte, gleich wieder nach Orizaba zurückziehen, am 5. Mai 1862. Der mexikaniſche General Saragoſſa war es, der ihm dieſen tapfern Widerſtand geleiſtet hatte und auf den das Volk noch große Hoffnungen ſetzte, die aber nicht erfüllt wurden, weil er ſtarb. Nach Garidos „heutigem Spanien“ wären 600 oder 1000 Altſpanier als

Ueberläufer aus Prims kleiner Armee bei der Artillerie in Puebla beſonders thätig geweſen.

Nachdem Napoleon III. aber einmal den Plan gefaßt hatte, Mexiko zu erobern und durch die Niederlage von Puebla eine Wiederherſtellung der franzöſiſchen Waffenehre unumgänglich nothwendig geworden war, ſchickte er den General Forey mit 30,000 Mann dem General Lorencez zu Hülfe und enthüllte jetzt erſt, am 3. Juli, ſeinen großen Plan in der Inſtruktion, die er Forey mitgab und die er veröffentlichen ließ. Darin hieß es: „Bei dem jetzigen Stand der Civiliſation in der Welt iſt die Prosperität Amerikas für Europa nicht gleichgültig, denn Amerika nährt unſere Fabriken und unterhält unſern Handel. Wir haben ein Intereſſe daran, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und blühend ſey, aber wir haben gar kein Intereſſe, daß ſie ſich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtigt, von dort aus die Antillen und Südamerika beherrſcht und über die Producte der neuen Welt die alleinige Verfügung in die Hände bekommt. Eine traurige Erfahrung belehrt uns heute, wie prekär das Loos unſerer Induſtrie iſt, ſo lange ſie gezwungen iſt, ihren Rohſtoff von einem einzigen Markt, deſſen Wechſelfällen ſie unterworfen bleibt, zu beziehen. Wenn aber Mexiko ſeine Unabhängigkeit beibehält und die Integrität ſeines Gebietes bewahrt, wenn dort mit Hülfe Frankreichs eine ſtabile Regierung errichtet wird, ſo werden wir der lateiniſchen Race jenſeits des Oceans ihre Stärke und ihr Preſtige wiedergeben, ſo werden wir unſern und den ſpaniſchen Colonien in den Antillen ihre Sicherheit wiedergeben, ſo werden wir unſern wohlthätigen Einfluß in Centralamerika feſtgeſetzt haben, und dieſer Einfluß wird uns, indem er unſerm Handel unermeßliche Abſatzquellen eröffnet, die für unſere Induſtrie unerläßlichen Stoffe verſchaffen. Das ſo regenerirte Mexiko wird uns ſtets günſtig bleiben, nicht nur aus Dankbarkeit, ſondern auch weil ſeine

Intereſſen mit den unſrigen übereinſtimmen werden, und weil es in den guten Beziehungen mit den europäiſchen Regierungen einen Stützpunkt finden wird."

Nachdem die Verſtärkungen der franzöſiſchen Expeditionsarmee in Veracruz angelangt waren, übernahm General Forey daſelbſt den Oberbefehl, übereilte ſich aber mit der Offenſive nicht. Nachdem er vor Puebla gerückt war, das er vielleicht im erſten kühnen Angriff mit ſeiner Uebermacht erobert haben würde, begann er eine langſame und ſyſtematiſche Belagerung dieſes Platzes. Man hat ihm ſeine Langſamkeit zum Vorwurf gemacht, allein er handelte wohl nur ſeiner Inſtruktion gemäß. Mit 30,000 Mann war es immerhin ein Wagſtück, das weit ausgedehnte Reich von Mexiko mit einer Bevölkerung von 8 Millionen (1 Mill. Weiße, 2 Mill. Miſchlinge und 5 Mill. Indianer) erobern zu wollen. Napoleon III. hat ſeinem General wahrſcheinlich Vorſicht anbefohlen. Erſt ſollte ſich in Mexiko ſelbſt unter Almonte eine große Partei gegen Juarez bilden, um den Franzoſen zu helfen. Außerdem hoffte Napoleon III. noch, die Südſtaaten von Nordamerika würden die Unionspartei unterdrücken, da ſie immer noch im Siegen begriffen waren.

Dies erklärt einigermaßen das langſame Verfahren des General Forey. Derſelbe eröffnete die Belagerung von Puebla erſt am 18. März 1863. Die Stadt war ſehr feſt, weil die auf verſchiedenen Hügeln liegenden ſtark gemauerten Klöſter und Paläſte natürliche Citadellen bildeten, deren Kreuzfeuer den Belagerern überaus gefährlich war. Die Mexikaner hatten überdies Zeit gehabt, die Befeſtigungen zu verſtärken. Die Beſatzung wurde zu 18,000 Mann geſchätzt und von dem tapfern General Ortega commandirt. Ein mexikaniſches Entſatzheer unter dem General Comonfort ſollte das Belagerungsheer der Franzoſen angreifen, zauderte aber zu lange und ließ ſich endlich durch die überlegene franzöſiſche Taktik zurückſchlagen, was den end-

lichen Fall Pueblas unvermeidlich machte. Ortega widerstand zwar mit dem größten Heldenmuthe und Truppen und Bürger vertheidigten Haus für Haus, wie einst in Saragossa. Die heftigsten Stürme der Franzosen wurden wiederholt abgeschlagen. Erst als Munition und Lebensmittel ausgingen und Comonforts Entsatzversuch scheiterte, konnte sich Ortega nicht länger halten und mußte am 17. April capituliren. Forey nöthigte ihn und die sehr geschmolzene Besatzung, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Nachricht davon wurde am 11. Juni in Paris mit umsomehr Jubel verkündigt, als diesmal der Erfolg hatte so lange auf sich warten lassen und man bereits angefangen hatte, Mißtrauen in das Glück und in die Berechnungen Napoleons III. zu setzen.

Unter den Franzosen selbst war die Meinung vorherrschend, sie würden sich in Mexiko nicht behaupten, für Napoleon III. selbst sey die mexikanische Diversion nicht Zweck, sondern nur ein Mittel. Die Soldaten gaben sich nicht gern dazu her, der mexikanische Krieg war bei ihnen selbst, wie überall in Frankreich, unpopulär. Daher die auffallende Erscheinung, daß es unter Foreys Truppen so viele Deserteure gab. Man zählte deren schon im Frühjahr 6—800, hauptsächlich Zuaven und Jäger von Vincennes, also von den besten Waffen, die sich von schönen Mexikanerinnen hatten verführen lassen und keck genug waren, sogar in Gemeinschaft aufzutreten und Juarez in einer Adresse zu begrüßen.

Lincoln und sein Secretär des Auswärtigen, Seward, begnügten sich, gegen das Vorgehen Frankreichs nur zu protestiren und es gleichsam mitleidig zu warnen, denn es werde schließlich seine Absicht nicht erreichen. Es wäre aber dem Kabinet von Washington doch sehr unangenehm gewesen, wenn 30,000 Franzosen schnell über den Rio Grande gezogen wären und den General Lee verstärkt hätten.

Erst nach der Eroberung von Puebla rückte Forey gegen Mexiko

vor und die ſchwachen und wenig disciplinirten Banden des Juarez konnten ihm im offenen Felde nicht widerſtehen. Juarez gab ſogar die Hauptſtadt Preis, weil in ihr die meiſten Weißen wohnten, von denen ein großer Theil dem Erzbiſchof anhing, ihn alſo mit Verrath bedrohte. Deswegen wartete er die Ankunft der Franzoſen nicht ab, ſondern ſuchte eine geſicherte Stellung im Gebirge bei San Luis de Potoſi zu gewinnen. In dem Augenblicke, in welchem die Franzoſen wieder ſiegreich vordrangen, kam natürlicherweiſe auch die klerikale Partei und Almonte wieder zur Geltung. Am 10. Juni hielt Forey, der unterdeß zum Marſchall ernannt worden war, ſeinen Einzug in Mexiko und ſchildert denſelben als überaus glänzend. Seine Soldaten ſeyen buchſtäblich von Kränzen und Blumenſträußen erdrückt worden. Die Bevölkerung habe nach Ordnung geſchmachtet und ihn als Befreier aufgenommen. Man darf nicht zweifeln, daß dies von dem bisher unterdrückten Theil der Bevölkerung wirklich geſchehen iſt. Nach andern Berichten ſoll die Maſſe des Volks in Mexiko beim Einzuge der Franzoſen keineswegs freudig geſtimmt geweſen ſeyn.

Auffallend erſcheint, daß bei ihrem Einmarſch in der Hauptſtadt die franzöſiſchen Truppen ſelbſt nicht blos den Kaiſer, ſondern auch die Kaiſerin leben ließen. Das wird ſo erklärt. Die Kaiſerin iſt eine Montijo. „Die Grafen von Montijo ſtammen von weiblicher Seite aus dem uralten Hauſe Guzmann und ein Guzmann hat einmal eine Abkömmlingin des Montezuma geheirathet. Alſo ſtammt Kaiſerin Eugenie von jenem unglücklichen mexikaniſchen Kaiſer ab und hat vielleicht gar Erbrechte auf das alte Anahuac (der aztekiſche Name für das Reich Mexiko) geltend zu machen.“ So räſonnirte ein belgiſches Blatt.

Forey ſetzte in Mexiko eine Regierung ein, an deren Spitze ein Triumvirat ſtand, nämlich General Almonte, der Erzbiſchof Labaſtida von Mexiko und General Sales, alſo die Häupter der bisher unter-

drückten creoliſchen und klerikalen Partei. Zugleich befahl Forey, die Güter aller erklärten Franzoſenfeinde zu confiſciren. Man mißbilligte in Europa dieſe Maßregel, allein ſie ſcheint als Reciprocität durch die Beraubungen hervorgerufen worden zu ſeyn, deren ſich Juarez ſchuldig gemacht hatte.

Wir haben die franzöſiſche Expedition bis zu dieſem Punkte begleitet und langen nun bei dem Zeitpunkt an, an welchem die bisher geheim gehaltenen Verhandlungen zwiſchen der klerikalen Partei in Mexiko, dem Papſt, Napoleon III. und Erzherzog Maximilian waren gepflogen worden. Mexiko war eingenommen und der Erzherzog mußte ſich nun als das auserkorene Werkzeug der franzöſiſch-römiſchen Politik dort blicken laſſen. Das Geheimniß war bisher ſo ſtreng gewahrt worden, daß Thouvenel, der franzöſiſche Geſandte in London wiederholt hatte verſichern müſſen, Frankreich wolle Mexiko nur zwingen, Frankreich für ſeine Verluſte zu entſchädigen, aber ihm keine neue Regierung aufdringen. Auch dann noch, als Maximilians Wahl bekannt wurde, verſicherte Thouvenel, Frankreich habe nichts davon gewußt, nur die Mexikaner allein hätten dem Erzherzog Anträge gemacht, Frankreich verhalte ſich dabei paſſiv.

Doch war es Forey, welcher auf Napoleons Befehl eine geſchmeidige Notabelnverſammlung von 135 Mitgliedern in der Hauptſtadt Mexiko einberief, ſämmtlich Anhänger der klerikalen Partei, welche am 10. Juli den Erzherzog Maximilian zum Kaiſer ausrief. Man betonte dabei ſeine Abſtammung von Karl V., welcher der erſte chriſtliche Kaiſer in Mexiko geweſen war. Das ſtimmte nun freilich wieder nicht mit den Anſprüchen der Erbin Montezumas.

Maximilian ſelbſt erzählt in der Schrift „Aus meinem Leben“ II. 164, er habe einmal im Dom von Granada die Gräber Ferdinands und Iſabellas beſucht, unter deren glorreicher Regierung Amerika zuerſt entdeckt wurde. „Stolz, lüſtern und doch wehmüthig griff ich

nach dem goldenen Reif und nach dem einſt ſo mächtigen Schwert. Ein ſchöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der ſpaniſchen Habsburger, letzteres zu ſchwingen, um erſteren zu erringen.“ Maximilian machte früher einmal eine Reiſe nach Braſilien und es wäre nicht unmöglich, daß er am Hofe zu Rio de Janeiro etwas von den Plänen der braſilianiſchen Regierung und des Prinzen von Joinville in Bezug auf die Argentiniſchen Republiken erkundet hätte. Die klerikalen Mexikaner haben wenigſtens gewiß nicht verfehlt, den Erzherzog glauben zu machen, die ſpaniſchen Bevölkerungen Süd- und Mittelamerikas würden, der ewigen Revolutionen müde, ſich gern einem weiſen und wohlwollenden Monarchen unterwerfen. Zudem mußte ihn die paradieſiſche Natur dieſer ſchönen Länder reizen. Hier auch die Menſchen glücklich zu machen, war ein ſchöner Gedanke. Dafür war auch insbeſondere ſeine junge Gemahlin Charlotte begeiſtert, die Tochter des Königs Leopold von Belgien, mit der er ſich 1857 vermählt und die ihn auf der Reiſe nach Braſilien begleitet hatte.

Mit ihr bewohnte er das ſchöne Schloß Miramar bei Trieſt, von wo aus er als Chef der öſterreichiſchen Marine mehrfach zur See ging, auch einmal nach der Levante. Außerdem beſchäftigte er ſich angelegentlich mit Wiſſenſchaften und Künſten und ſchrieb unter andern ſeine eigene Lebensgeſchichte.

Im Feuilleton der Elberfelder Zeitung erſchien in der erſten Hälfte des Jahres 1867 eine ſehr ausführliche Schilderung des Erzherzogs. Ferdinand Max war 1832 geboren, der jüngere Bruder des Kaiſers Franz Joſeph, ein wenig größer als dieſer. Der Kaiſer iſt brünett und von geſundem Teint. Max dagegen war als Knabe weißblond und ehe er einen blonden Bart bekam, konnte man ihn für eine verkleidete Lady halten. Seine Augen waren blau, ſein Teint wachsartig.

Die Verständigung Maximilians mit den klerikalen Flüchtlingen aus Mexiko, die in Paris lebten, erfolgte wohl nicht unmittelbar, sondern erst unter dem Einfluß Napoleons III., der in dem Erzherzog ein brauchbares Werkzeug erkannte, seine Pläne in Mexiko durchzusetzen, ohne sich zu compromittiren, denn wenn er Mexiko nicht für sich behielt, erschien er ganz uneigennützig. Nachdem alles eingeleitet war, erschien die von der Notabelnversammlung in Mexiko gewählte Deputation in Miramar, um ihm die schöne Krone von Mexiko anzutragen, am 3. Oktober 1863. Er willigte ein unter der Bedingung, daß erst seine Wahl durch eine allgemeine Volksabstimmung in Mexiko bestätigt werden müßte. Daß eine solche wenigstens scheinbar zu Stande komme, war nun die klerikale Partei eifrig beflissen und man ließ die unter dem Schutz französischer Bayonnette erfolgten Abstimmungen getrost als ein allgemeines Plebiscit gelten. Maximilian empfing in Miramar das Ergebniß, begnügte sich damit und nahm am 10. April 1864 aus den Händen des Gutierrez d'Estrada, welcher der mexikanischen Deputation vorstand, die gefährliche Krone an.

Maximilian mußte einen Vertrag unterzeichnen, der ihn verpflichtete, im Namen Mexikos ein Anlehen von zunächst 300 Millionen zu kontrahiren, wovon 105 sogleich an Frankreich ausbezahlt werden sollten. Weiter mußte er sich verpflichten, den Sold für die französischen Hülfstruppen in Mexiko zu bezahlen, denen er noch ein eigenes Truppencorps von 6—7000 Oesterreichern und Belgiern zugesellen sollte. Sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich, entließ ihn nicht eher, bis er auf seine Erbrechte im Kaiserthum Oesterreich verzichtet hatte. Jetzt erst verließ er mit seiner Gemahlin Charlotte sein schönes Lustschloß Miramar bei Triest. Sie reisten über Rom, wo sie am 19. April 1864 den Segen des h. Vaters empfingen. Von hier fuhren sie direkt durch die Meerenge von Gibraltar auf dem berühmten Schiff Novara nach der neuen Welt, begleitet von französischen

Schiffen. Als der Novara zufällig die Kohlen ausgingen, mußte ſie ſich von einer franzöſiſchen Fregatte ins Schlepptau nehmen laſſen, was den reiſenden Majeſtäten nicht ſonderlich gefiel. Inzwiſchen beſchäftigten ſich beide in der Cajüte eifrig mit Vorbereitungen für den Regierungsantritt, Geſetzesentwürfen, Anordnungen aller Art.

Am 28. Mai landeten ſie in Veracruz, dem großen Hafen des mexikaniſchen Reichs. Welcher niederſchlagende Empfang ihnen hier und auf der Weiterreiſe bereitet war, erzählt die Gräfin Kolonitz, die ſich im Gefolge der Kaiſerin befand. „Kaum iſt es möglich in der neuen Welt an einem Orte zu landen, deſſen Anblick ſo wenig geeignet iſt, die ungeduldige Erwartung zu befriedigen, mit welcher man dem fremden Welttheil naht, als dies in Veracruz der Fall iſt. Die Küſte iſt flach, ſandig, ohne jegliche Vegetation. Die dächerloſen weißen Häuſer der Stadt, die in geraden Linien gebaut ſind und regelmäßige, breite Straßen bilden, geben dem Ganzen den Anſtrich eines großen Kirchhofes und leider nicht mit Unrecht. Um den Stempel der Melancholie noch tiefer einzudrücken, lag an einem Korallenriff das Wrack eines franzöſiſchen Schiffes, das hier geſtrandet war.“ Veracruz war der neuen Geſtaltung in Mexiko nicht günſtig und der Kaiſer wurde von niemand empfangen, denn General Almonte, der ihm von Mexiko aus entgegengereist war, hatte ſich vor der Fieberluft an der Küſte gefürchtet und in der geſünderen Luft von Orizaba erſt die Nachricht von ſeiner Ankunft erwartet. Die ſtädtiſchen Beamten in Veracruz waren aber gänzlich rathlos nach Orizaba gefahren, um dem General des Kaiſers Ankunft zu melden. So war niemand in der Stadt, der den Kaiſer begrüßt hätte. Da er es überdies für angemeſſen erachtet hatte, allein ans Land zu gehen und ſich nicht inmitten der franzöſiſchen Schiffe wie eine Puppe Frankreichs aufführen zu laſſen, hatte er den franzöſiſchen Contreadmiral Boſſe geärgert, der endlich kam, aber nur, um ſeine üble Laune auszulaſſen.

Besonders legte er es darauf an, dem kaiserlichen Paare vor den Guerillabanden bange zu machen, die in der Nähe herumschweifen sollten, um ihre hohen österreichischen Gäste abzufangen. Erst Almontes Ankunft befreite sie von diesen Impertinenzen. Man eilte aus der Fieberluft der Küste in die höheren Gegenden des Landes zu kommen, aber es fehlte an Fuhrwerk. Das Reisepersonal belief sich auf 85 Köpfe, gewiß nicht viel für einen Kaiser und eine Kaiserin. Aber man mußte die Gesellschaft trennen und in Gruppen fortschaffen. In den elenden kleinen Nestern unterwegs fehlte es an Räumlichkeiten, an Betten 2c. Die Gräfin Kolonitz reiste voraus.

Das Kaiserpaar schlug den Landweg über Orizaba und Puebla ein. Unterwegs empfingen sie viele Huldigungen, hauptsächlich von der indianischen Bevölkerung, die noch an den Priestern hing und in denen die alten kaiserlichen Erinnerungen wieder auflebten. Am 12. Juni erfolgte der feierliche Einzug des kaiserlichen Paares in Mexiko mit einem Gefolge von 150 Wagen durch 700 Ehrenpforten. Der ganze Weg war mit Blumen bestreut und der Jubel und Zulauf des Volks ungeheuer.

Die Hauptstadt Mexiko ist nicht mehr die alte aztekische Stadt des Montezuma, denn diese wurde gänzlich niedergebrannt, sondern eine neue, erst seit Cortes von den Spaniern erbaute Stadt. Sie liegt sehr reizend in einem weiten Thale zwischen malerischen Gebirgen und ist groß und weitläufig gebaut. Die Straßen sind außerordentlich breit und regelmäßig, die Häuser gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch mit plattem Dache, in Gestalt eines sehr einförmigen Quadrats. Das gibt nun der ganzen Stadt ein niedriges und gedrücktes Ansehen, aber die Breite der Straßen hat überall die Anpflanzung von Bäumen erlaubt, so daß man überall in Alleen zu gehen glaubt, und wo sich zwei Straßen kreuzen, sprudelt in der Mitte ein Springbrunnen. Wenn man sich von außen der Stadt nähert, fällt am meisten das

impoſante Militärinſtitut Chapoltepec in die Augen, das an die Stelle des alten Kaiſerpalaſtes gebaut worden iſt. Ueber die Stadt ragen vierzehn Kirchen hervor, alle in geſchmackloſem Renaiſſanceſtyl, der ſich unter ſüdlicher Vegetation noch häßlicher als überall ſonſt ausnimmt. Am größten iſt die Kathedrale mit obligater Kuppel und inwendig freiſtehendem Altar, der römiſchen Peterskirche nachgeahmt, aber nach altaztekiſcher Gewohnheit zum Erdrücken überfüllt mit häßlichen Holzſtatuen von heiligen Perſonen. Dann folgt das große Franziskanerkloſter, welches allein ſieben große kirchenartige Kapellen enthält; der ehemalige Palaſt des Virey (Vicekönig), wo der Präſident der Republik wohnt und der Congreß ſeine Sitzungen hat; das ehemalige Inquiſitionsgebäude, welches jetzt als Kaſerne dient, und Iturbides ehemaliger, mit Schnörkeleien lächerlich überladener Palaſt.

Die Bevölkerung iſt ſehr gemiſcht; die zahlreichen Farbigen aller Gattungen machen einen lauten Marktlärmen. Doch herrſcht während der Mittagshitze tiefe Stille in der Stadt und die Damenwelt läßt ſich erſt gegen Abend öffentlich ſehen. Alle Stände hängen trotz der Republik und trotz der Anfeindung und Beraubung des Klerus durch die Staatsgewalt, mit großer Vorliebe an den Feſten und Ceremonien der katholiſchen Kirche. Auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe iſt der heiligſte Tag im Jahre hier nicht der Chriſttag, ſondern der Tag Allerheiligen, als ob die Geſammtheit der Heiligen ſchwerer wiege als Chriſtus allein. Die große Vorliebe für dieſen Tag ſchreibt ſich aber davon her, daß die Spanier alle ihre Vornamen aus dem Heiligenkalender entlehnen, am Tag Allerheiligen alſo auch alle zugleich ihren Namenstag feiern. Auch werden an dieſem Tage in Mexiko alle Kinder beſchenkt, wie bei uns am Chriſttage. — Oſtern wird eine ganze Woche hindurch gefeiert, wozu ſchon am Palmſonntage das Landvolk ſchaarenweiſe mit Palmen durch alle Thore in die Stadt einzieht, und die Straßen füllt, durch welche die

„heilige Prozeſſion“ wandelt, d. h. ausſchließlich die geſammte weltliche und Kloſtergeiſtlichkeit. Im Angeſicht dieſer Prozeſſion werden die Palmzweige ſelbſt geheiligt und vom Landvolk ſorgfältig als Schutz- und Heilmittel aufbewahrt. Am Gründonnerstag wird von allen Ständen der größte Reichthum der Toilette und des Schmucks entfaltet, um mit dem nachfolgenden Charfreitag zu contraſtiren, denn an dieſem Tage geht alles einfach ſchwarz gekleidet, darf kein Wagen fahren, kein Wort auf der Straße geſprochen werden, und in der tiefſten Stille ſchreiten erſt um Mitternacht ſämmtliche Frauen, jede eine brennende Kerze in der Hand, ſchweigend durch die Stadt, um der Mutter Gottes ihr Mitleid zu bezeugen. Am Sonnabend vor Oſtern wird ein großer Scheiterhaufen errichtet und auf ihm eine Puppe des Judas Iſcharioth verbrannt, die inwendig mit Pulver gefüllt iſt und mit einem lauten Knall zerſpringt. Der h. Oſtertag ſelbſt beginnt mit einer großen Meſſe und Prozeſſion, von Mittag aber bis in die Nacht herrſcht wilde Luſt in Spiel und Tanz.

Das war die weltberühmte Stadt Mexiko, die jetzt ihren alten Kaiſer wieder haben ſollte, wie man ſich einbildete oder zu glauben ſich wenigſtens anſtellte. Der Taumel der Luſt bei der erſten Begrüßung hielt nicht lange nach. In der neuen Regierung war kein feſter Gedanke und keine eiſerne Conſequenz. Sie beging Fehler über Fehler. Der unglückliche Kaiſer überwarf ſich aus unbeſonnenem Ehrgeiz und falſcher Berechnung mit ſeinen einzigen Freunden, den Klerikalen und den Franzoſen zugleich. Sein Ehrgeiz litt nicht, daß er unſelbſtändig als ein bloßes Werkzeug franzöſiſcher Politik erſcheine, und doch war er zu ohnmächtig, um ſich von den Franzoſen ganz unabhängig machen zu können. Was aber die klerikale Partei betrifft, ſo hatte ſchon Forey die Maaßregel des Juarez ſeinerſeits gebilligt und die Confiscation der geiſtlichen Güter aufrecht erhalten, um die Mexikaner zu gewinnen, welche ſchon ſolche Güter gekauft

hatten. Ein auffallender, ein verhängnißvoller Schritt, der dem romaniſchen Programm Napoleons III. geradezu widerſprach, wenn man nicht etwa annehmen will, der Beherrſcher Frankreichs habe dem Klerus, wie in Europa, ſo auch in Amerika, nur eine bedingte Freiheit laſſen wollen, um ihn zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen, nicht ſich von ihm gebrauchen zu laſſen.

Nun folgte aber Maximilian dem franzöſiſchen Beiſpiel, annullirte den Raub der Kirchengüter nicht, ſondern beſtätigte denſelben, machte ſich dadurch die Klerikalen, denen er doch die Krone verdankte, zu Feinden, entließ das klerikale Miniſterium und wählte ein liberales. Die Liberalen, ſeine bisherigen Feinde, ſtaunten zwar über dieſe wetterwendiſche Politik des Kaiſers, boten ihm aber den Beiſtand an, nicht um ihm treu zu dienen, ſondern nur um unter ſeiner Autorität die Klerikalen zu unterdrücken. Auch gab es unter ihnen kluge Köpfe, die wohl voraus berechneten, daß die neue kaiſerliche Regierung durch ihre eignen Fehler fallen müſſe und daß die republikaniſche Partei ſich des Kaiſers gegen die Franzoſen bedienen müſſe, um dieſe und dann ihn ſelber los zu werden. Wie es ſcheint, ließ ſich Maximilian überreden, die liberale Partei ſey viel ſtärker als die klerikale. Alſo handle er klug, wenn er ſich an ſie anſchließe, und er hoffte in ihrem mexikaniſchen Patriotismus eine Stütze gegen die Franzoſen zu finden, deren Bevormundung und anmaßender Ton ihm unerträglich war.

Aber nach allem was vorgegangen war, nachdem er ſich gegen Frankreich, Rom und die klerikale Partei in Mexiko verpflichtet hatte, konnte er unmöglich glauben, daß die liberale Partei ſich ihm aufrichtig hingeben würde. Sowohl ſeine Ehre als ſein Intereſſe verlangte, daß Erzherzog Maximilian, als er nach Mexiko kam, ſich unabänderlich an die klerikale und conſervative Partei hätte halten und daß er auch von den Franzoſen, deren Hülfe er nun einmal nicht entbehren konnte, unentwegt und ohne ſich gekränkt zu fühlen, ſich

alles hätte gefallen lassen müssen, bis der Zweck erreicht war, bis er fest und sicher auf dem mexikanischen Throne saß. Das war die Linie, die er nothwendig einhalten mußte, wenn es ihn auch einige Opfer des Stolzes und Eigenwillens kosten mochte. Nun sehen wir aber, wie er einzig von der klerikalen Partei nach Mexiko gerufen, völlig eingehend in den romanischen Plan des französischen Kaisers, den auch der alte verständige König der Belgier, Maximilians Schwiegervater, billigte, und in Rom vom Papst persönlich eingesegnet, allen diesen Verbindungen und dem ursprünglichen Plan untreu wurde, sobald er den Boden von Mexiko betreten hatte. Darin wurzelte sein ganzes Unglück.

Es mag seyn, daß die Wiedereinsetzung der Kirche in ihr früheres Besitzthum große Schwierigkeiten darbot. Sie hätten sich aber vielleicht vermindern lassen, wenn man nur einen Theil der Kirchengüter zurückgefordert hätte. Jedenfalls mußte Maximilian, wenn er das Programm, wie es in Rom und Paris verabredet war, nicht ausführen konnte, von vorn herein seine Mission aufgeben und nach Europa zurückkehren. Nie und unter keinen Umständen durfte er sich auf die liberale Partei stützen wollen. Er dachte ohne Zweifel, die Conservativen sind mir sicher, wenn ich nun die Liberalen gewinne, so muß mein Werk gelingen.*) Aber wie mochte er den letztern trauen? Von den Liberalen, von den Republikanern, von denen, welche die schlechtesten Impulse von den Yankees empfingen und denen es weder um Freiheit, noch um Bildung, sondern lediglich um Gewinn, einflußreiche Stellen und Plünderung der Gegner zu

*) Les conservateurs sont nécessairement à moi, puisqu'ils sont compromis pour moi, négligeons-les et rallions les révolutionnaires en leur donnant le gouvernement. Le Correspondant, Juillet 1868, p. 339.

thun war, ging ſchon ſeit fünfzig Jahren alles Unheil im ſpaniſchen Amerika, alle Verwilderung und Entſittlichung der romaniſchen Race aus. Mit ihnen durfte der Geſegnete des Papſtes und der Schützling Napoleons niemals Frieden ſchließen, niemals den unnatürlichen Bund eingehen.

Eben ſo wenig durfte er ſich mit den franzöſiſchen Hülfstruppen überwerfen. Mochte Forey und ſein Nachfolger Bazaine anmaßend und übermüthig verfahren, wie er wollte, Maximilian durfte ſich nie von ihm beleidigt fühlen, ihm nie trotzen, denn er war der Schwächere. Genug, wenn ihm die Franzoſen nur halfen, die Juariſten zu unterwerfen, die Republik aufzulöſen und das Kaiſerreich zu befeſtigen. Wenn nur dieſer große Zweck erreicht wurde, konnte der neue Kaiſer die Eigenmächtigkeiten und Unarten Bazaines leicht verſchmerzen. Indem er ſich aber mit ſeinen einzigen Freunden, der klerikalen und conſervativen Partei in Mexiko, dem Papſte und den Franzoſen überwarf, ſie am liebſten alle mit einander los zu ſeyn wünſchte und ſich ſeinen bisherigen ſchlimmſten Gegnern, den mexikaniſchen Liberalen, in die Arme warf, that er es in der thörichten Hoffnung, ſie, als die ſtärkere Partei in Mexiko, würden ihn allein tragen und ſchützen können, würden ſich von Juarez alle zu ihm wenden und ihn ſo mächtig machen, daß er die Franzoſen und den Klerus entbehren könne, und ſah ſich natürlicherweiſe betrogen. Seine bisherigen Stützen von ſich werfend, ſuchte er nach einer andern, die ihm in den Händen zerbrach.

Noch iſt nicht ermittelt, wie Napoleon III. dieſe Frontveränderung Maximilians aufgenommen hat, obgleich die Nichtzurückgabe der Kirchengüter ſchon von ſeinem eigenen General Forey beſchloſſen worden war. Sollte das Zaudern der Franzoſen, welches Graf Keratry in ſeinem Werk über Mexiko beklagt, in einem Mißtrauen der Tuilerien gegen die Maßnahmen Maximilians begründet geweſen ſeyn? Keratry glaubt,

man habe keinen größern Fehler begehen können, als den man wirklich beging, indem man zauderte, den Südstaaten gegen die Union in Nordamerika beizustehen. Die juaristischen Banden wären für ein wohldisciplinirtes französisches Heer durchaus kein Hinderniß gewesen. Forey hätte noch in der ersten Sommerzeit den Rio Grande passiren und den Südstaaten ihren damaligen Sieg über die Nordstaaten vollenden helfen können. Nach diesem Siege im Norden würde Juarez im Süden völlig ohnmächtig geblieben seyn, dann hätte Maximilian nicht mehr allein an den französischen Hülfstruppen, sondern auch an den Südstaaten eine Stütze gehabt. Später noch hatte Bazaine, Foreys Nachfolger, die Verbindung mit den Südstaaten ernstlich im Sinn. Wenn Forey schon damit beauftragt gewesen wäre, als die Waagschale des Bürgerkriegs sich noch auf die Seite der Südstaaten neigte, hätte alles gewonnen werden können. Die Südstaaten drangen in die französische Regierung, einen Schritt zu ihren Gunsten vorwärts zu thun. Diese Regierung hatte den Süden gegen den Norden aufreizen helfen, glaubte aber, der Süden sey stark genug, allein zu siegen, und wollte ihm kein Opfer bringen. Somit wurde die kostbarste Zeit versäumt.

Im October 1863 wurde Forey abberufen und durch General Bazaine ersetzt, der den Auftrag erhielt, die Provinzen zu besetzen und dort alles für das neue Kaiserreich zu stimmen. Der Erzbischof von Mexiko verlangte von ihm die Zurückgabe alles Kirchenguts; Bazaine aber erkannte, daß die zahlreichen Käufer dieser Güter, wenn man ihnen dieselben wieder nehme, überall in den Provinzen gegen die neue Regierung würden erbittert werden, ließ sich also auf des Erzbischofs Forderung nicht ein und verdrängte ihn aus der Junta oder provisorischen Regierung. Damit verlor er die klerikalen Sympathien, ohne die liberalen zu gewinnen. Wenn nun auch seine tapfern und behenden Truppen überall, wo sie hinkamen, die Juaristen

in den Provinzen verſprengten und Juarez ſelbſt vor ihnen bis an den Rio Grande flüchten mußte, war damit doch nichts gewonnen. Denn welche Stadt in den Provinzen von den franzöſiſchen Streifkolonnen wieder verlaſſen wurde, nahm gleich die Anhänger des Juarez wieder bei ſich auf. Nur wenige beſonders wichtige Städte konnten eine franzöſiſche Garniſon erhalten. Das franzöſiſche Heer überall hin zu zerſplittern, wäre unſinnig geweſen. Der Erzbiſchof La Baſtida ging in ſeinem wüthenden Haſſe gegen Bazaine ſo weit, daß er ihn und die ganze franzöſiſche Armee excommunicirte. Bazaine, der gerade in den Provinzen abweſend war, mußte eilig nach der Hauptſtadt zurückkehren, um den kleinen Papſt zu demüthigen. Er hielt eine Parade ab und zwang den Erzbiſchof, ſeine Truppen öffentlich zu ſegnen. Das geſchah im Februar 1864.

Keratry wirft dem Kaiſer Maximilian eine nicht minder große Verſäumniß vor, als es die franzöſiſche war. Er hätte nämlich die Indianer vielmehr benutzen ſollen, als er gethan hat. Sie eilten ihm bei ſeiner Ankunft entgegen. „Auf den Ruf der Geiſtlichkeit, die ſich ſchmeichelte, die Reiſe Maximilians nach Rom habe ihre ungerechten Anſprüche geſichert, hatten ſich die Indianer, die bereits ergeben waren, in Maſſe erhoben, um von den kaiſerlichen Lippen eine Verheißung ihrer Freiheit und der Rehabilitation zu erwarten; ſie mußten enttäuſcht und verzweifelnd in ihre ärmlichen Ranchos zurückkehren. Gleich nach der Ankunft Maximilians bildete ſich von freien Stücken eine aufrichtig begeiſterte kaiſerliche Partei, beſtochen durch den perſönlichen Reiz der Majeſtäten. Es gab eine Zeit, in der das Kaiſerreich wirklich Ausſicht auf Erfolg hatte, wenn ſich die Aufgabe auch ernſt und ſchwierig darſtellte. Es war eine unverhoffte Zeit für Mexiko; aber weder der Prinz noch die Unterthanen verſtanden ſie zu nützen.“ Graf Keratry kommt noch einigemal auf die Indianer zurück und iſt überzeugt, es ſey Maximilians größte Unterlaſſungs-

ſünde geweſen, daß er die ihm ſo günſtige Stimmung der Indianer nicht beſſer benutzt habe. Dieſe Ureinwohner Mexikos waren als ſ. g. Peonen in eine klägliche Leibeigenſchaft hinabgedrückt worden. Ausgeſchloſſen von jedem Bodenbeſitz, mußten ſie für die ſpaniſchen Beſitzer des Bodens arbeiten, erhielten von dieſen in Nothfällen kleine Vorſchüſſe und wurden ſo deren Schuldner und Leibeigene, wie ſo viele Fabrikarbeiter in Europa. „Sie verdienten ein beſſeres Loos als das iſt, welches ſie an die Scholle feſſelt und ſie zum Laſtthier herabwürdigt. Sie bildeten das glänzende Gefolge des Kaiſers Maximilian und der Kaiſerin Charlotte auf dem Wege von Orizaba nach Mexiko; ſie hatten alle ihren alten Schmuck, die Reſte eines hingeſchwundenen Glanzes hervorgeſucht, um den Nachkommen Karls V., Maximilian, zu ehren, welchem ſich Gelegenheit bot, die Schuld ſeines königlichen Ahnen zu ſühnen, der aber den Fehler beging, die Beſiegten des 16. Jahrhunderts nicht als Freie heimzuſenden, als er dieſelben in ſeiner Hauptſtadt verabſchiedete. Das wäre ein königlicher Beginn ſeiner Regierung geweſen. Erſt Ende September 1865 beſann er ſich, aber ſchon zu ſpät, eines andern, und erließ das Dekret, welches die Emancipation der Peon-Indianer und die Ungültigkeit ihrer frühern Schulden ausſprach, jener oft infamen und wucheriſchen Schulden, welche ſchon das Kind im Mutterleibe zur Leibeigenſchaft verurtheilten. Dieſe liberale und humane Maaßregel wird Maximilian ſtets zur Ehre gereichen, und ſie allein ſchon hätte ſeine Richter in Queretaro entwaffnen ſollen. Leider blieb ſie unvollſtändig, eine nur halbe Maßregel; eine Folge der Lage, die ſich der Souverän geſchaffen hatte, indem er die beiden extremen Parteien ſchonen wollte. Die Leibeigenen (Peons) wurden durch jenes Emancipationsdekret nicht auch Eigenthümer des Bodens. Und doch, in welch beſſere Hände als in die der freigelaſſenen Peons konnte der Staat jene unbenutzten Ländereien geben, von welchen das kaiſerliche

Manifeſt an den Miniſter Velasquez geſprochen hatte? Die mexikaniſche Commiſſion, die vergebens ſeit einem Jahre beſtand, hatte alſo nicht eingeſehen, daß man ein ganzes Arbeitervolk nicht freigeben konnte, ohne ihm zugleich auch die Grundelemente der Arbeit zu gewähren. Die Haciendabeſitzer aber, die durch jenes Dekret ihre Arbeitskräfte verloren, wurden unzufrieden und wieſen die Dienſte der Indianer zurück, die von ihrer geſetzlichen Freilaſſung Gebrauch machen wollten. So ſtellte ſich die alte Sclaverei der Peons wieder her, welche ihre Ketten von Neuem aufnahmen, um ihre Familien nicht verhungern zu ſehen. Auf der andern Seite war die Geiſtlichkeit der Krone feindlich geworden und konnte alſo die Unzufriedenheit der Hacienderos nur begünſtigen, weil ſie ihren verderblichen Einfluß auf die Peons wieder zu erlangen wünſchte, deren Emancipation den Fanatismus und die Opfergaben mindern mußte."

Somit hatte der junge Kaiſer die indianiſche Bevölkerung, die ihm hunderttauſend kräftige Arme hätte leihen können, nicht für ſich gewonnen und die Sympathien der klerikalen Partei ſchon wieder verloren. Vor ſeiner Abreiſe aus Europa hatte er Rom beſucht und den päpſtlichen Segen empfangen. La Baſtida hoffte nun, ihn ganz auf ſeine Seite und von dem ihm tief verhaßten Bazaine abzuziehen. Maximilian erkannte aber bald, es ſey dieſem Erzbiſchof nicht um die monarchiſche Verfaſſung, ſondern nur um das reiche Kirchengut zu thun, und aus denſelben Gründen, wie bisher Bazaine, wagte auch der junge Kaiſer nicht, die Zurückgabe des Kirchenguts zu dekretiren. Indem ſich nun die klerikale Partei von ihm wandte, näherten ſich ihm Liberale und um deren Partei zu gewinnen, wählte er aus ihr ſeine Räthe. Es war die Partei, die den Klerikalen und den Franzoſen am feindſeligſten gegenüberſtand, die im Lande die zahlreichſte zu ſeyn ſchien und die er durch liberale Inſtitutionen wohl gewinnen zu können hoffte, da ihr bisheriger Chef Juarez auf

flüchtigem Fuße war und in seiner eigenen Partei Nebenbuhler hatte. Um sich ganz in Mexiko zu naturalisiren, wollte er sich auf die grade bisher nationalste Partei stützen und den Schein vermeiden, als sey er nur das Werkzeug der Franzosen. Natürlicherweise wurde diese unkluge und sogar undankbare Scheu des kaiserlichen Hofes in Mexiko vor den Franzosen von den liberalen, in ihren Herzen treulosen Rathgebern des Kaisers schlau benutzt, um die Kluft zwischen dem Hof und dem französischen Hauptquartier durch Verleumdungen und Geklatsch zu erweitern. Graf Keratry beschuldigt auch den Herrn Eloin, „einen dem Dienst der Kaiserin Charlotte beigegebenen Belgier," am Hofe gegen die Franzosen gehetzt zu haben.

Unterdeß war Bazaine eifrig beschäftigt, die Provinzen zu unterwerfen. Das Vorrücken der Franzosen gab dem mexikanischen Reiche allerdings einen gewaltigen Stoß, der aber in den entfernteren Provinzen kaum empfunden wurde. Das Reich war so weit ausgedehnt, und durch die vielen vorangegangenen Revolutionen so aufgelockert; es fehlte überall so sehr an Straßen und Verkehrsmitteln, daß große Provinzen fast völlig isolirt blieben. Der große Staat Yukatan erklärte sich für Maximilian bloß aus Eifersucht gegen Juarez, leistete aber dem neuen Kaiser keine Hülfe. Auch der Besuch, den die Kaiserin Charlotte auf kurze Zeit daselbst machte (im November 1865) fruchtete nichts. Im Staate Guerero hatte sich der fast neunzig Jahre alte Indianer Alvarez, der Panther des Südens genannt, nachdem er den Diktator Santa Anna zurückgeschlagen, in seinen unwegsamen Gebirgen fast ganz unabhängig gemacht. Seine Indianer, genannt Pintos, d. h. die Scheckigen, weil ihnen von einer Hautkrankheit Flecken zurückbleiben, behaupteten sich auch gegen die Franzosen, als diese den Versuch machten, von der See her im Westen Mexikos festen Fuß zu fassen, und mit ihren Schiffen unter dem Admiral Bouet den berühmten Hafen von Acapulco einnahmen, am 3. Juni 1864. Die

ungeſunde Küſte, die rauhen Gebirge, die Wildheit der Indianer hielten jeden weiteren Fortſchritt der Franzoſen auf und es war ihnen unmöglich, von hier aus die weite Strecke bis zur Hauptſtadt Mexiko zurückzulegen und eine Verbindung mit derſelben zu eröffnen. Auch die Blokade und Belagerung von drei andern weſtlichen Hafenplätzen half ihnen nichts. Sie konnten nur noch San Blas beſetzen, etwas ſpäter auch Mazatlan.

In einigen andern Staaten der großen Republik Mexiko ließen ſich die dort commandirenden juariſtiſchen Generale zur kaiſerlichen Partei herüberlocken, theils aus Eiferſucht gegen Juarez, theils aus Furcht vor der franzöſiſchen Uebermacht und um Profit zu machen, denn die Charakterloſigkeit dieſer Herrn war groß. Je nach ihrem perſönlichen Vortheil ergriffen ſie bald dieſe, bald jene Partei und das war ſchon lange ſo geweſen. Wenn zwei Uſurpatoren oder Präſidenten rivaliſirten und einer wurde der Stärkere, ſo war dem Schwächeren gewiß, daß frühere Anhänger oder Untergebene von ihm abfielen. So fiel im Juli 1864 General Uraga von Juarez ab, als ihn die Franzoſen unter General Douay von Quadalaxara aus angriffen. So auch General Vidaurri zu Monterey im Staate Nuevo Leon, dem aber ſeine Truppen davon liefen.

Im Allgemeinen waren die franzöſiſchen Truppen nicht zahlreich genug, um das weite Reich umſpannen und beherrſchen zu können. Auch an der Süd- und Oſtküſte beſetzten ſie nur wenige Häfen, ohne Werth, da ihnen die dort herrſchenden Fieber weder einen längeren Aufenthalt, noch die allgemeine Wegloſigkeit eine Verbindung zwiſchen der Küſte und der Hauptſtadt ermöglichten. Nur von Veracruz aus beſtand eine ſolche Verbindung. Bazaine verfolgte die juariſtiſchen Banden überall und beſetzte ſo viel Terrain als möglich. Sie wichen ihm immer aus und wütheten nur gegen Wehrloſe. Chavez, einer ihrer Führer, hatte zwei Orte, die ſich für den Kaiſer erklärt hatten,

gänzlich ausgemordet, wurde aber gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Bazaine befahl, jede ähnliche Barbarei künftig ebenso zu bestrafen. Da sich indeß die Banden sehr zerstreuten, mußten sich auch die Franzosen bei deren Verfolgung zerstreuen und konnten nur hier und da einen kleinen Sieg erfechten, obgleich sie immerwährend vordrangen und Juarez sich immer weiter nach dem Norden zurückziehen mußte. Das Land war nun soweit gesäubert, daß Maximilian im August 1864 von der Hauptstadt aus eine kleine Rundreise durch dasselbe wagen konnte. Um diese Zeit fiel auch noch General Quiroga von Juarez ab und Bazaine beschloß nunmehr, den Juarez bis zur Grenze der Vereinigten Staaten zu verfolgen, um seine Autorität im Mexikanischen Gebiet gänzlich zu vernichten.

In vier parallelen Colonnen zogen die Franzosen von Süden nach Norden, von Durango aus nordöstlich General L'Hèrillier, von Aguas Calientes aus nordwestlich General de Castagny. Im Centrum marschirte der kaiserliche General Mejia von San Luis Potosi aus gegen Matamoros, dem wichtigen Hafenplatz des Rio Grande del Norte, des Grenzflusses zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eben dahin bewegte sich auch die vierte Colonne unter Oberst Dupin. Nachdem Mejia die Stadt Vittoria eingenommen, von wo die Juaristen geflohen waren, rückte er vor Matamoros. Hier hauste der juaristische General Cortina abscheulich, brandschatzte die fremden Kaufleute und versuchte, die nordstaatlichen Truppen in der Union zu einem Angriff auf die Franzosen und Kaiserlichen zu verlocken. Die südstaatlichen Truppen aber unter General Slaughter schlugen ihn zuvor zurück, und so blieb ihm nichts übrig, als sich an Mejia zu ergeben, am 20. September 1864. Zum Dank dafür durfte Cortina jetzt kaiserlicher Commandant in Matamoros bleiben. Ein großer Mißgriff des Kaisers oder seiner Rathgeber, denn Cortina,

ein ehemaliger Viehtreiber, konnte weder leſen noch ſchreiben und war ein ganz gemeiner Räuber.

Im Herbſt 1864 verfolgten die Franzoſen ihre kleinen Siege und trachteten Juarez aus Monterey zu vertreiben, wohin er ſich damals zurückgezogen hatte. Als Caſtagny dieſer Stadt nahe kam, entfloh Juarez und die Franzoſen zogen am 26. Auguſt daſelbſt ein. Ebenſo glücklich war die Expedition des franzöſiſchen Oberſtlieutenant Martin, der die Juariſten am 21. September im Staate Durango ſchlug, dabei aber den Tod fand. Durch alle dieſe kleinen Siege jedoch wurde nichts entſchieden, denn wo die Franzoſen nicht hinkamen, oder von wo ſie wieder weggingen, gehorchte ihnen niemand und fanden die kleinen juariſtiſchen Banden bald wieder Eingang. Juarez zog ſich für ſeine Perſon im Winter nach Chihuahua zurück und wartete die wenigſtens diplomatiſche Unterſtützung ab, die ihm das ſiegreiche Cabinet von Waſhington gemäß der Monroedoctrin wohl bald gewähren würde. Unterdeß behielten die Juariſten noch im Weſten und Süden die Oberhand. In der Provinz Querero wurde der kaiſerliche General Vicario vom jungen Alvarez, Sohn des Panthers, am 10. November geſchlagen. Die Franzoſen unter Douay ſiegten dagegen im Oktober bei Uquilpan über die Juariſten unter Arteaga und nochmals im November bei Tiquilpan. Für Arteaga traten aber die Guerillaführer Rojas und Romero ein, die wie Räuber auf das grauſamſte hausten, bis der erſtere im Kampf umkam, der andere gefangen und erſchoſſen wurde. Ebenſo grauſam hauste der juariſtiſche General Corona in der weſtlichen Provinz Sinaloa, wo er Städte und Dörfer niederbrannte. In der Hauptſtadt der Provinz, Culiacan, erklärte ſich de la Vega, genannt El Chico, für den Kaiſer, wurde aber von den Juariſten gefangen und am Schweif eines Pferdes zu Tode geſchleift. Dagegen wurde Mazatlan am 13. November von den Franzoſen eingenommen, und im December

brach General Castagny auf, um den scheußlichen Corona zu vertreiben. Zu Repressalien genöthigt, ließ er die Chefs der gefangenen Juaristen erschießen und Städte und Dörfer, die sich ihm feindselig erwiesen, niederbrennen. Im Süden wurde Oaxaca noch von den Juaristen unter Porfirio Diaz vertheidigt und erst im Februar 1865, nachdem die Franzosen im Norden aufgeräumt hatten, von Bazaine belagert und eingenommen.

Unterdeß waren 7000 in Oesterreich geworbene Freiwillige unter dem Grafen von Thun-Hohenstein aus Europa angekommen und lieferten schon im Januar 1865 den Juaristen die ersten Gefechte. Auch in Belgien wurde ein Regiment für die Kaiserin Charlotte geworben, wogegen aber in der Kammer sich eine so heftige Opposition erhob, daß es zwischen dem Deputirten de Laet und dem Kriegsminister Chazal zu einem Duell kam. Das Regiment ging ab, aber die Oesterreicher und Belgier wurden ebenso übel angesehen, wie die Franzosen, und überall schrie man auch ihnen entgegen: Muerte à los estranjeros! Bis dicht vor Veracruz streiften die Guerillas und bekämpften die österreichischen und belgischen Truppen, nachdem sie kaum ans Land gestiegen waren. Die Guerillas wagten sich sogar bis ganz in die Nähe von Mexiko. Ein kleines Corps französischer Truppen wurde im Anfang des Jahres 1865 bei Culiacan durch Verrath der mitziehenden mexikanischen Truppen von den Guerillas überfallen und verlor 13 Offiziere und 50 Mann. Am 11. April wurde ein belgisches Freicorps bei Tacamburo von einer überlegenen Macht der Juaristen und der Regules nach blutigem Kampf zusammengehauen. Hier starb auch Hauptmann Chazal, Sohn des belgischen Kriegsministers. Doch rächte Oberst Potier diese kleine Niederlage durch einen Sieg über die Juaristen bei Yanijuco am 24. April.

Kaiser Maximilian war unterdeß im unbestrittenen Besitze der Hauptstadt Mexiko und durfte sich, so lange der Bürgerkrieg in Nord-

amerika dauerte, noch der Hoffnung hingeben, die franzöſiſchen Hülfstruppen würden ihm ſein Reich vollends erobern. Er ſuchte aber auch aus Oeſterreichern, Belgiern und loyalen Mexikanern ſich ſo bald als möglich eine eigene Heeresmacht heranzubilden, um der Franzoſen ferner nicht mehr zu bedürfen. Jedoch dieſe ſeine eigene Heeresmacht blieb ſchwach und wurde im Lande mit Haß, von den Franzoſen mit Geringſchätzung angeſehen. In Puebla geriethen Oeſterreicher und Franzoſen in blutigen Streit.

Am gefährlichſten für Maximilian war ſein Zerwürfniß mit der klerikalen Partei. Der Papſt rief ſeinen Nuntius zurück. Man verbreitete durch ganz Mexiko die Fabel, der neue Kaiſer wolle Gott und die h. Jungfrau abſchaffen. Die Frauen beſtürmten ihn mit frommen Bittſchriften. Die indianiſche Bevölkerung, als die bigotteſte im Lande, die ihm anfangs zutraulich entgegengekommen war, wurde jetzt gegen ihn aufgehetzt. Auf der andern Seite gewann der Kaiſer unter den Liberalen keinen ausreichenden Anhang, und ſeine joſephiniſchen Decrete, ſein Verſuch, durch ein organiſches Reichsſtatut ſeiner Monarchie die conſtitutionelle Weihe zu geben und die gemäßigten Republikaner dafür zu gewinnen, fruchteten nichts, da er es mit einer halbwilden Bevölkerung zu thun hatte. Die Juariſten ſchöpften neuen Muth, da ſich der Kaiſer ſo viele Feinde auf den Hals lud und die Union in Nordamerika endlich den Sieg errang. Doch ſchwächte ſich ihre Partei durch Theilungen, indem General Ortega dem Juarez die rechtmäßige Fortdauer ſeiner Präſidentſchaft beſtritt und ſich für unabhängig erklärte und auch der alte Santa Anna, der auf den Antillen in der Verbannung gelebt hatte, wieder zum Vorſchein kam und die Präſidentſchaft für ſich in Anſpruch nahm. Beide blieben aber in der Minderheit.

Die erſten glücklichen Erfolge des Kaiſers und ſeiner franzöſiſchen Hülfstruppen und, wie es ſcheint, der feſte Glaube an das Gelingen

ſeiner Miſſion, womit er und ſeine Gemahlin aus Europa gekommen waren, gaben ihm noch im Jahr 1865 ein ſolches Sicherheitsgefühl, daß er an ſeinem Geburtstage, dem 6. Juli, in der Hauptſtadt eine Akademie der Wiſſenſchaften gründete, freilich nur einen Rahmen, deſſen leere Mitte erſt eine glücklichere Zukunft hätte ausfüllen können. Als ob das Kaiſerthum in Mexiko ſchon conſolidirt ſey, ſuchte er alle Anhänger der ältern Monarchie an ſein Intereſſe zu binden, indem er den Nachkommen des erſchoſſenen Kaiſers Iturbide das Prädikat „kaiſerliche Hoheit" zurückgab und durchſchimmern ließ, ſie ſollten ſeine Nachfolger werden, wenn er ſelbſt keine Kinder bekäme. Das waren nur Nebenſachen. Der Kaiſer hoffte auch wichtigere Dinge durchzuſetzen, indem er überall Schulen zu errichten befahl, in denen die Kinder ſchon vom fünften Lebensjahr an durch vom Staat angeſtellte Lehrer Realunterricht, beſonders in Naturwiſſenſchaften, genießen ſollten, eine Maßregel, die den Klerus nur noch mehr gegen ihn erbitterte und die er nicht einmal durchführen konnte, weil es keine paſſenden Lehrer gab und weil er auch nur im kleinſten Theil des Landes Herr war. Auch für Straßenbau und Eiſenbahnen wollte er ſorgen, aber es fehlte an Geld und die Arbeiter wurden bald von Räubern vertrieben. Man konnte übrigens Soldaten und Räuber kaum unterſcheiden, denn die Soldaten raubten und die Räuber gaben ſich für Vertheidiger des Vaterlandes aus. General Comonfort wurde ſchon 1863 von einer Guerilla gänzlich ausgeplündert und ermordet. Es kam öfter vor, daß Offiziere, wenn ſie recht viel Geld zuſammengeſtohlen hatten, wieder von ihren eigenen Soldaten beraubt und getödtet wurden.

Auch in der Hauptſtadt war Treuloſigkeit und wechſelſeitiger Verrath an der Tagesordnung. Die Gräfin Kolonitz, welche die Kaiſerin begleitete, ſagt darüber in ihrem Reiſewerk: „Als Kaiſer Maximilian die erſte Hand legte an das Rieſenwerk der Reorgani-

ſation des Staates und ſich im Lande nach tüchtigen Kräften umſah, die ſeiner raſtloſen Thätigkeit zu Hülfe kommen ſollten, hatte keiner von jenen, die dem Ruf des Kaiſers folgten, einen Begriff von wahrer und opferwilliger Anſtrengung. An Betheuerungen fehlte es nicht; der Mexikaner verſpricht immer, aber das Wort einzulöſen ſcheint ihm keine Nothwendigkeit. — Unverläßlichkeit in kleinen und großen Dingen iſt leider ein Grundzug ſeines Charakters, dabei iſt er weichlich und die Begriffe ſtrenger Ehrenhaftigkeit ſind längſt verloren gegangen. Wenn ich die Mexikaner über ihre Nation das Urtheil fällen hörte, ſtieg mir die Schamröthe ins Geſicht; dieſe Selbſtbeſchimpfung war mir äußerſt peinlich."

Die Juariſten begingen im Kriege große Grauſamkeiten. Am 18. Juni 1865 griff Arteaga Uruapan an. Er nahm die Stadt nach 30ſtündigem Kampf, doch weit entfernt, die Tapferkeit der Vertheidiger zu ehren, erſchießt er unerbittlich den Commandanten Lemus, den Unterpräfekten Iſideo Paz und einen der Notabeln des Ortes, welcher die Waffen für die Sache der Ordnung ergriffen hatte. Am 17. Juli ermordet Antonio Perez eigenhändig den Rittmeiſter Graf Kurzrok, als er nach dem Kampfe von Ahuacatan von ſeinen Ulanen, ſchwer verwundet, getragen wird. Am 1. September läßt Ulgalde die Offiziere der Munizipalgarde von Mexiko erſchießen, welche er bei San Felipe el Obraje überfallen hatte. Endlich greifen die in der Terra Caliente von Veracruz vereinigten Banden am 7. October den Eiſenbahnzug bei Arroga de Piedra an. Sie nehmen den Colonial-Genie-Lieutenant Triquet, den Garde d'Artillerie Loubet und noch 7 weitere Soldaten gefangen. Man hat die 9 Leichname am nächſten Tage auf das Schauderhafteſte verſtümmelt wiedergefunden.

Am 3. October 1865 wurde daher ein Decret Maximilians bekannt gemacht, welches die Juariſten als Räuber zu behandeln und ihre Offiziere, wenn ſie gefangen würden, zu erſchießen befahl. Ein

ſolches Decret entſprach dem edlen und ſanften Charakter des Kaiſers nicht. Später beſchuldigte ein mit Bazaine aus Mexiko zurückgekehrter franzöſiſcher General den Marſchall, das berüchtigte Decret dem Kaiſer Maximilian durch Drohungen abgezwungen zu haben, und wies ein Schreiben von Bazaine vor, worin derſelbe das Blutdecret allen Corpscommandanten mittheilt mit dem ausdrücklichen Bemerken: „Endlich iſt es mir gelungen, dem Kaiſer Maximilian trotz ſeines Widerſtrebens den Erlaß zu entreißen, den ich hier beifüge.“ Das böſe Gerücht fügte noch hinzu, Bazaine habe ſich, nachdem er eine reiche Dame geheirathet, ſelber in Mexiko zum Herrn aufwerfen wollen, habe es deshalb auf das Verderben des armen Maximilian abgeſehen und auch den Kaiſer Napoleon III. getäuſcht. Allein Maximilian hat das ganze Decret ſelbſt geſchrieben und konnte ſich wohl der Einbildung hingeben, die Strenge werde der Rebellion ein ſchnelles Ende bereiten. Bazaine hat ſchwerlich mehr gethan, als ihm von Paris aus befohlen war, und ſich gewiß nicht eingebildet, ſeine Franzoſen zum Abfall vom Kaiſer und zur ewigen Entfernung vom franzöſiſchen Mutterlande bewegen zu können. Auch hat ihm Napoleon III. ſein Vertrauen nie entzogen. Das Decret vom 3. October wurde vollſtreckt, die republikaniſchen Generale Arteaga, Salazar, Villagomez, welche gefangen wurden, auf Befehl des kaiſerlichen General Mendez erſchoſſen, den Escobedo dafür nachher ſelbſt wieder erſchießen ließ. Man motivirte die Rechtmäßigkeit des unglücklichen Decrets damit, daß Juarez, deſſen Wahlperiode ſchon 1864 abgelaufen war, kein Recht mehr habe, in Mexiko zu befehlen und Truppen zu unterhalten. Auch iſt wohl zu beachten, daß die Juariſten ſelbſt mit der grauſamen Behandlung der Gefangenen angefangen hatten.

Als die Expedition erſt begann, durfte Napoleon III. noch hoffen, die nordamerikaniſchen Südſtaaten würden über die Nordſtaaten ſiegen, mit der neuen Monarchie in Mexiko ins beſte Vernehmen treten und

ſich künftig auf dieſelbe ſtützen, um die republikaniſche Verwilderung des Yankeethums nicht mehr aufkommen zu laſſen. Um ſich die Südſtaaten noch enger zu verbinden, ſorgte Napoleon III. dafür, daß ſich Frankreich bei den Anlehen der Südſtaaten betheiligte und ſie mit Geld unterſtützte. Auch für die neue Monarchie in Mexiko ſorgte Napoleon III. durch Anleihen. Die 300 Mill. Franken, die er dem Kaiſer Maximilian vorſchoß, glaubte man reichlich gedeckt durch die mexikaniſche Provinz Sonora, deren Ueberfluß an edlen Metallen noch nicht ausgebeutet war und von der es anfangs hieß, ſie ſolle förmlich an Frankreich abgetreten, oder ihm wenigſtens verpfändet werden. Später ließ Napoleon III. dieſes Project wieder fallen, weil durch eine unmittelbare Beſitzergreifung Sonoras durch die Franzoſen die nordamerikaniſche Union, indem ſie allmälig der rebelliſchen Südſtaaten Meiſter wurde, zu ſehr beleidigt und herausgefordert werden mußte, einen casus belli daraus zu machen. Indem nun das reiche Pfand für Frankreich verloren ging, kamen auch die Finanzen des neuen mexikaniſchen Kaiſerreichs in eine mißliche Lage. Nach Abzug aller Laſten bekam die Regierung des Kaiſer Maximilian von der ganzen Anleihe kaum 133 Millionen und die Anleihe ſank auf 45 herunter. Aber ſchon 1865 hieß es, die Expedition habe Frankreich bereits 700 Millionen gekoſtet. Im geſetzgebenden Körper zu Paris wurden Jahr aus Jahr ein die lebhafteſten Beſorgniſſe angeregt und der Regierung die bitterſten Vorwürfe gemacht, aber der Sprechminiſter Rouher hielt im Namen des Kaiſers die große Idee und die Ehre der Expedition aufrecht, ſchilderte die Dinge in Mexiko im günſtigſten Lichte, ſchlug jeden Zweifel am Gelingen der Expedition nieder und bewog dadurch wirklich einen großen Theil des Publikums, der Expedition noch ferner Kredit zu geben.

Unter der Hand gingen franzöſiſche Verſtärkungen nach Mexiko

ab. Die Welt erfuhr es erſt durch einen für den Kaiſer der Franzoſen ſehr unangenehmen Scandal. Am 27. October 1865 nämlich landete ein aus Frankreich kommendes Schiff mit etwas über 1000 Zuaven, die ſich auf dem Wege nach Mexiko befanden, auf der franzöſiſchen Inſel Martinique. Die Zuaven wollten ſich in der Stadt gütlich thun, fanden aber den Wein ſchlecht und theuer, wurden wild, gehorchten keinem Befehl mehr, öffneten ſich ſelbſt die Keller und vertheidigten ſich gegen die Garniſonstruppen, welche Ruhe ſtiften wollten, ſo daß 30 Zuaven todt blieben und viele verwundet wurden. Da ſie endlich total betrunken einſchliefen, wurde die Garniſon ihrer Meiſter und man brachte ſie wieder aufs Schiff, mit dem ſie abfuhren. Dieſe bei franzöſiſchen Truppen ſo ganz ungewöhnliche Meuterei wurde hauptſächlich der Unzufriedenheit zugeſchrieben, mit welcher die Zuaven nach Mexiko gingen.

So lange noch die nordamerikaniſchen Südſtaaten ihre Truppen am Rio Grande ſtehen hatten, nahmen dieſelben Partei für die Franzoſen und für die kaiſerlich mexikaniſchen Truppen gegen die Juariſten, ohne ſich jedoch unmittelbar am Kriege zu betheiligen. General Mejia, der in der mexikaniſchen Grenzſtadt Matamoros für den Kaiſer commandirte, ſtand mit den ſüdſtaatlichen Truppen im beſten Einvernehmen und es fanden gegenſeitige Begrüßungen und Beſuche ſtatt, bis die ſüdſtaatlichen Truppen durch die nordſtaatlichen unter General Sheridan vertrieben wurden. Sheridan ließ den General Weitzel in Brownsville gegenüber von Matamoros zurück und ſeitdem fehlte es nicht an Reibungen von beiden Seiten. Weitzel zeigte ſich den Franzoſen ſehr gehäſſig und duldete Werbungen für die Juariſten. Im Dezember 1865 nahm Mejia eine Anzahl ſolcher Angeworbenen gefangen und ließ ſie erſchießen, worauf Weitzel dem Werber, General Crawford, erlaubte, auf das mexikaniſche Gebiet überzugehen und die Stadt Bagdad zu über-

rumpeln. Weitzel beſorgte, er ſey zu weit gegangen, und ließ Crawford verhaften, hielt jedoch einſtweilen noch Bagdad beſetzt, bis ſein Obergeneral Sheridan ihn ſelbſt von ſeinem Poſten entfernte und die Unionstruppen über den Rio Grande zurückrief. Denn da der Rückzug der Franzoſen aus Mexiko in Folge geheimer Unterhandlungen mit dem Kabinet von Waſhington bereits eingeleitet war, lag ein casus belli nicht mehr vor.

Elftes Buch.

Maximilians tragiſches Ende.

Sofern der Kaiſer Maximilian nun doch die Franzoſen nicht entbehren konnte, hätte er ihren Stolz nicht verletzen ſollen. Er mußte ſich zwar gefallen laſſen, daß Bazaine, indem er die Provinzen durch fliegende Colonnen im Zaum hielt, das ganze Reich in neun Militärdiſtricte eintheilte, verfügte aber mancherlei, was die Franzoſen kränken mußte. Den von den Franzoſen gefangenen, ihm höchſt gefährlichen juariſtiſchen General Porfirio Diaz, entließ er frei. Napoleon III. hatte Finanzbeamte aus Frankreich geſchickt, um die Zoll- und Steuererhebung in Fluß zu bringen, aber ſie wurden in den Provinzen nicht anerkannt und Maximilian that nichts, ihnen Autorität zu verſchaffen.

Das Allergefährlichſte für Maximilian war, daß er hinter dem Rücken Bazaines geheime Unterhandlungen mit dem Cabinet von Waſhington pflog. Er ſchickte einen gewiſſen Herrn Arroyo dahin ab, um von der Union Neutralität zu erwirken, natürlich vergebens.

Noch mehr! der juariſtiſche General Cortina war in der wichtigen Grenzſtadt Matamoros durch die Anſtrengungen der Franzoſen gefangen worden und Maximilian ließ ihn nicht nur frei, ſondern vertraute ihm auch die Stadt wieder an, in der Meinung, durch ſolche Gnadenakte werde er die Juariſten auf ſeine Seite bringen. Er warb ſich damit jedoch nur Verräther und verletzte die Franzoſen. Das Unglaublichſte von allem aber war, daß er es ablehnte, 25,000 tapfere Soldaten der Südſtaaten, die ſich unter ihrem General Slaughter vor den ſiegreich vordringenden Truppen der Nordſtaaten zurückzogen, in Mexiko aufzunehmen, als ſie übertreten wollten. Vergebens drang Bazaine in ihn, eine ſo bedeutende Verſtärkung ſeiner Armee mit offenen Armen aufzunehmen. Maximilian „ſchlug eine halbe Maaßregel vor: man wollte die 25,000 Conföderirten anfangs als Gefangene behandeln. Das erregte eine tiefe Unzufriedenheit und die Unterhandlungen wurden durch die Gefangennehmung von Jefferſon Davis plötzlich unterbrochen.“ Nun gaben die Generale der Südſtaaten jede Hoffnung auf einen neuen Erfolg auf, unterhandelten mit den Siegern des Nordens, welche ſich auch beeilten, ihnen eine annehmliche Capitulation zu gewähren, ja ſie waren bereit, im Namen der Regierung von Waſhington jetzt über Mexiko herzufallen und die Franzoſen zu vertreiben, aus Rache, weil die Südſtaaten vom Hofe der Tuilerien aus zum Kriege gegen die Nordſtaaten aufgereizt und dann nicht unterſtützt worden waren. Die Regierung von Waſhington hielt ſie jedoch zurück, weil ſie eine neue Stärkung der Südſtaaten durch die Eroberung von Mexiko nicht für zuträglich hielt und überzeugt war, daß eine ernſte diplomatiſche Drohung allein ſchon hinreichen würde, um die Franzoſen zu einem freiwilligen Rückzuge aus Mexiko zu bewegen.

Die Haltung der Nordamerikaner und die Unpopularität des fremden Kaiſers in Mexiko machte es dem Kaiſer der Franzoſen

unmöglich, den genialen Plan durchzuführen, welcher der romaniſchen Race in Amerika hatte aufhelfen und den Einfluß Europas auf Amerika, der alten Welt auf die neue, hatte erneuern und befeſtigen ſollen. Verlaſſen von allen übrigen europäiſchen Mächten, ſogar verſpottet, weil die kleinen Geiſter Europas ſeinen großen Gedanken nicht faſſen konnten, erwog er, daß Frankreich zu große Opfer auferlegt würden, wenn die franzöſiſche Beſatzung länger in Mexiko bliebe, oder wenn er gar in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt würde. Das letztere hatte er zunächſt nicht zu befürchten, weil die Vereinigten Staaten dem ſchadenfrohen England nicht gern das Vergnügen verſchaffen wollten, einem Kriege zwiſchen Frankreich und Amerika zuzuſehen.

Präſident Johnſohn deutete dem Kaiſer der Franzoſen nur an, er würde am beſten thun, wenn er ſeine Truppen freiwillig aus Mexiko zurückzöge, ehe die Mehrheit des Congreſſes ſich für eine gewaltſame Durchführung der Monroedoctrin erkläre. Der Präſident zeigte in dieſer Frage große Mäßigung, um einen unnützen Krieg mit Frankreich zu vermeiden, an dem nur England Freude gehabt hätte. Man glaubte, General Shoffield, der im Winter nach Europa kam, habe dem franzöſiſchen Kaiſer eine goldne Brücke bauen ſollen. Napoleon III. kam in große Verlegenheit, obgleich er es ſich nicht merken ließ. Er mußte ſeine Truppen zurückziehen, weil ein ernſter Kampf ihm zu viele Opfer gekoſtet haben würde, welche Frankreich nicht bringen wollte. Denn in Frankreich war die Expedition nach Mexiko in hohem Grade unpopulär, ſelbſt in der Armee. Aber Napoleon III. zögerte. Zwar gab er das Programm auf, mit dem er den General Forey nach Mexiko geſchickt hatte, und machte nur noch das Prinzip der Nichtintervention geltend, indem er ſeine Truppen zurückziehen wollte, wenn die Union den Kaiſer Maximilian anerkennen würde. Deſſen weigerte ſich aber die Regierung in Waſhing-

ton in einer Depeſche Sewards vom 16. Dezember 1865. Napoleon III. ließ durch Drouyn de Lhuys am 25. Januar 1866 antworten, die Union ſey von Mexiko aus nicht beleidigt worden, Mexiko ſey thatſächlich und mit Zuſtimmung der Nation ein Kaiſerthum, die frühere republikaniſche Regierung exiſtire nicht mehr, folglich ſey kein Grund vorhanden, warum Maximilian nicht ſollte von der Union anerkannt werden. Das waren indeß nur ſchöne Redensarten. Man verſtändigte ſich. Im Anfang des Februar 1866 wurde bekannt, Napoleon III. habe in Waſhington den Rückzug der franzöſiſchen Truppen angezeigt, und bald darauf erfuhr man, Marſchall Bazaine werde das erſte Drittel derſelben im November 1866, das zweite im März 1867, das dritte im November 1867 aus Mexiko heimführen.

Kaiſer Maximilian konnte die in Oeſterreich und Belgien geworbenen Truppen nicht mehr bezahlen. Sie waren ſchon ſehr gelichtet. Die Belgier, denen man Ländereien in dem paradieſiſchen Lande verſprochen hatte und die nur Elend fanden, waren ſchwierig, auch neue Werbungen in Oeſterreich halfen nichts. Als einige Tauſend Mann im Mai 1866 nach Mexiko eingeſchifft werden ſollten, wurden ſie von Oeſterreich zurückgehalten, weil die Vereinigten Staaten gegen ihre Ankunft auf mexikaniſchem Boden proteſtirt hatten, und weil Oeſterreich grade damals den Krieg mit Preußen anfing.

Von nun an befolgte Bazaine ſeine Inſtructionen aus Paris, den jetzt überflüſſig gewordenen Kaiſer von Mexiko mit guter Manier wegzudrücken. Zunächſt ſollte Maximilian, der eben erſt von den Franzoſen Geld geborgt hatte, plötzlich an Frankreich auszahlen, wozu er ſich bei Uebernahme des Kaiſerthums verpflichtet hatte. Da erkannte Maximilian, Frankreich laſſe ihn im Stich. „Er ſah ein, daß ihm nur Eines übrig blieb — die Abdankung. Am 7. Juli ergriff er in der That die Feder, um den Fall der Monarchie zu unterzeichnen, aber die Kaiſerin von Mexiko hielt ſeine Hand zurück

und in einem edlen, aber unbedachten Gefühle unterzog sie sich den großen Anstrengungen einer langen Reise über das Meer und setzte sich den Fiebern der heißen Länder aus. Sie hoffte ihre Sache in Paris und Rom noch zu gewinnen, d. h. die drei Fragen günstig zu lösen, von denen das Schicksal der Monarchie abhängen mußte: die Aufrechterhaltung und Vermehrung des Occupationsheeres, eine Geldbeihülfe und die Erlangung eines Concordates mit dem Klerus. Würde ihr Unternehmen nicht gelingen, so sollte der Kaiser die Gewalt in die Hände der Nation zurückgeben, und seiner muthigen und würdigen Gemahlin nach Europa folgen."

Charlotte konnte begreiflicherweise an der französischen Politik, für welche das Aufgeben Mexikos eine Nothwendigkeit geworden war, nichts mehr ändern. Noch weniger konnte das schwache Belgien (sie war eine belgische Prinzessin) und das aus tausend Wunden blutende Oesterreich ihr helfen. England ohnehin nicht, theils aus Eifersucht gegen Frankreich, theils um nicht in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt zu werden. Nicht einmal Geld konnte die unglückliche Kaiserin auftreiben. Dazu mußte sie den Schmerz erleben, daß ihre Verwandten von mütterlicher Seite, die Orleaniden, ihr aus ihrer Hingebung an Napoleon III. eine Art Verbrechen machten.

Die Kaiserin Charlotte nahm nur wenige Begleiter mit, Castillo, den Grafen von Bomballes und einige Offiziere. In ihrem Gesicht malten sich quälende Sorgen, ihre Augen glühten von einem fieberhaften Feuer. Sie brachte auf dem Schiffe schlaflose Nächte zu und war außerordentlich angegriffen, als sie wieder in Europa landete, doch ließ es sie nicht ruhen und schon am anderen Tage war sie in Paris. Napoleon III. war abwesend in St. Cloud, ließ ihr durch seinen Minister Drouyn de Lhuys sagen, er sey unwohl und könne sie nicht empfangen. Sie eilte aber dennoch zu ihm und forderte im Namen ihres Gatten Hülfe von ihm, Truppen und Geld. Na-

poleon III., der ſeinen Entſchluß längſt gefaßt hatte, war gewiß in peinlicher Verlegenheit und je ungeſtümer ſie in ihn drang, um ſo weniger vermochte er zuletzt ſeinen Unwillen zu bemeiſtern, da ſie nicht ging und ihn nicht los ließ. Er machte ihrem Gatten Vorwürfe, ſofern derſelbe ſeine Erwartungen getäuſcht und eine verkehrte, ihrer gegenſeitigen Bundesgenoſſenſchaft nicht entſprechende Politik eingeſchlagen habe. Sie blieb ihm aber keinen Vorwurf ſchuldig und das Geſpräch ſoll immer heftiger geworden ſeyn. Nach einer anderen Angabe ſoll Napoleon III. ruhig geblieben und die unglückliche Dame nur durch eine gewiſſe Ironie zur Verzweiflung gebracht haben. Man erzählte, er habe ſie beim Abſchied im Vorzimmer auf eine ſchöne Statue aufmerkſam gemacht, ſie aber habe geantwortet: „Sire, Sie zeigen mir eine ſolche Nichtigkeit, während ich um eine Lebensfrage mit Ihnen verhandle.“ Noch hatte ſie die Tuilerien nicht verlaſſen, als ſie erſchöpft in einen Fauteuil ſank und nach Waſſer rief. Man reichte es ihr, aber plötzlich fuhr ſie davor zurück und rief: „Man will mich vergiften!“ Nach einer ſpäteren Enthüllung durch den Grafen Keratry, erinnerte Charlotte den Kaiſer an ſeine Verſprechungen und beſtürmte ihn mit großer Heftigkeit, was auch ihn aus ſeiner kalten Ruhe herausriß, und die Aufregung dieſer Scene erſchütterte ihren Geiſt. Doch iſt nicht wahrſcheinlich, daß der eigentliche Irrſinn damals ſchon ausbrach, ſonſt würde ſie wohl nicht nach Rom haben reiſen können. Hier aber wurde ihre Hoffnung eben ſo getäuſcht wie in Paris. Hülfe von dem ohnmächtigen Papſte konnte ſie ohnehin nicht erwarten, als er ihr aber auch die Vorwürfe, die er ihrem Gemahl wegen ſeines kirchenfeindlichen Verfahrens in Mexiko mit Recht zu machen hatte, anzuhören nicht erſparte, brach ihr ſonſt ſo heroiſcher Muth gänzlich zuſammen. Sie konnte es in ihrer Wohnung nicht mehr aushalten, immer zog es ihre fromme Seele zu dem Papſte hin, wenn er ihr auch gezürnt hatte. Am 1. October warf ſie ſich

dem Papſt zu Füßen und flehte ihn an, ſie vor den Mördern zu ſchützen, von denen ſie überall verfolgt werde, und ihr ein Aſyl im Vatikan zu gewähren. Der Papſt und der Kardinal Antonelli bemühten ſich aufs ſorglichſte, ſie zu beruhigen, und ſie kehrte wirklich um 7 Uhr Abends in ihr Hotel zurück. Aber um 11 Uhr in der Nacht riß ſie die Verzweiflung wieder empor, begab ſich mit ihrem geängſtigten Gefolge noch einmal in den Vatican und wollte nicht von dort weichen, wo allein ſie ihres Lebens ſicher zu ſeyn behauptete. Sogar vor ihren Hofdamen ſcheute ſie zurück und der Papſt mußte ihr andere Damen kommen laſſen. Erſt am andern Mittag konnte man ſie wieder zurückbringen und ihr Zuſtand beſſerte ſich allmälig. Napoleon III. war lebhaft von dem Vorfall ergriffen und bezeigte der Kaiſerin Charlotte die wärmſte Theilnahme. Ihr Bruder, der Graf von Flandern, reiste zu ihr und brachte ſie nach einigen Tagen von Rom nach Miramare.

Inzwiſchen gingen ſchlimme Dinge in Mexiko vor. Indem die franzöſiſchen Truppen ſich zurückzuziehen anfingen und zuerſt den Norden des mexikaniſchen Reiches preisgaben, blieben die einheimiſchen Truppen Maximilians und die Fremdenlegion zu ſchwach, um dem Andrang der Juariſten widerſtehen zu können, welche jetzt mit friſchem Muthe auf ſie eindrangen und ſich durch eine Menge raubgierigen Geſindels verſtärkten. Da ging Matamoros, der wichtigſte Punkt im Norden, verloren. Die einheimiſchen Truppen des Kaiſers ſelber übten Verrath, als ſie mit den franzöſiſchen Hülfstruppen den Glücksſtern des Kaiſers entweichen ſahen. Herr v. Montlong, Maximilians Adjutant, erzählt Thatſachen, die uns in den Abgrund von Immoralität in Mexiko hineinſehen laſſen. „Der mexikaniſche General Olvera erhielt vom Obergeneral Don Thomas Mejia den Befehl, einen Waarentransport im Werthe von 1½ Millionen Piaſter (1 Piaſter à 5 Francs 80 Cent.) von Matamoros zu Land nach Monterey zu

eskortiren. Die Colonne, beſtehend aus 2000 Mann aller drei Waffengattungen, worunter 300 Oeſterreicher mit einer halben Gebirgsbatterie, marſchirte am 14. Juni 1866 von Matamoros ab. Ohne Unfall langte ſie bis auf kurze Diſtanz von Camargo, am 16. ſelb. Mon. in Santa Gertrudis an, als plötzlich der Feind, der in doppelter Stärke, von amerikaniſchen Negerregimentern unterſtützt, hier im Hinterhalt lag, von allen Seiten angriff. Der erſte Stoß erfolgte im Rücken der Colonne auf ein Bataillon der Contraguerilla; es war jedoch nur ein Scheinangriff der Banden des Canales. Die Oeſterreicher ſchlugen den Angriff der ganzen feindlichen Cavallerie ab, und ſchon war es ihnen gelungen, die feindlichen Reihen in Unordnung zu bringen, als dieſe mit Verſtärkung neuerdings anrückten und noch heftiger angriffen. Die in dem ebenen Terrain in ganzer Front unter Trevinno's Anführung angreifende Cavallerie wurde von den zwei gezogenen Geſchützen der Oeſterreicher mit Büchſenkartätſchen und aufgeſetzten Shrapnels wiederum zum Weichen gebracht (aus beiden Geſchützen gaben ſie auf Entfernungen von 30, 40, 50 Schritten über 40 Schüſſe). Beim dritten Angriff endlich ertönte auch von den kaiſerlichen Mexikanern plötzlich der Ruf ‚viva la libertad' und Freund wie Feind richteten nun in vollſter Wuth ihre Waffen nur gegen die Oeſterreicher. 6—700 Todte blieben auf dem Kampfplatze; von den Oeſterreichern, welche wie die Löwen kämpften, wurden 148 Mann zu Gefangenen gemacht und nach Camargo transportirt, ja! eine große Anzahl dieſer Gefangenen wurde ſogar noch nach dem Kampfe, während des Transports, niedergemetzelt. Auf Escobedos Befehl wurden ſpäter noch mehrere erſchoſſen. Die nächſte Folge war, daß der brave General Mejia, der in Matamoros commandirte und durch 20 Monate dieſe wichtige Stadt dem Kaiſerreich zu erhalten gewußt, ſie nun nicht mehr behaupten konnte." Dazu kam noch, daß die Franzoſen unter Oberſt Touſſis, welche den Convoi hätten retten

können, abſichtlich einen andern Weg einſchlugen, um die tapfern Oeſterreicher, wie in ſo manchen andern Gefechten, elend im Stich zu laſſen.

Nach dem Fall von Matamoros riß ſich der liberale General Canales von Juarez los, regierte für ſich und drangſalirte die Stadt aufs äußerſte. Ein anderer General Ortega, wollte nicht leiden, daß Juarez Präſident der Republik bleibe, weil ſeine Wahlperiode abgelaufen ſey. Auch der alte Santa Anna, der anfangs ſich an Maximilian angeſchloſſen hatte, erhob ſich jetzt gegen Maximilian und Juarez zugleich. Nun thaten die übrigen Bandenführer, was ſie wollten.

Maximilian kam im Herbſt 1866 in die äußerſte Noth. Noch einmal glaubte er ſich ganz den Franzoſen in die Arme werfen zu müſſen, damit ſie ihm entweder noch hülfen, oder wenigſtens die Verantwortung theilen müßten, wenn es ein ſchlimmes Ende nähme. Er ernannte alſo am 26. Juli zwei franzöſiſche Generale zu ſeinen Miniſtern. Das paßte aber nicht zu den geheimen Verabredungen Frankreichs mit dem Kabinet von Waſhington und Napoleon III. verbot jenen Generalen, in Maximilians Dienſten zu bleiben. Zugleich drang Marſchall Bazaine auf die Auszahlung der Summen, die Maximilian Frankreich ſchuldig geworden war, und hielt das letzte Geld der Anleihe, ſowie die einheimiſchen Zolleinnahmen und Vorräthe zurück.

Den Verpflichtungen gemäß, welche Napoleon III. gegenüber den Vereinigten Staaten eingegangen war, hätte das erſte Drittel der franzöſiſchen Armee ſchon im November Mexiko verlaſſen ſollen. Da es nicht geſchah, weil Napoleon III. ſo lange ſeine Franzoſen in Mexiko ſeyn würden, ihre Zahl nicht verkleinern, alſo ſämmtliche Truppen, aber erſt im April 1867, abziehen laſſen wollte, kamen drohende Noten aus Waſhington und der nordamerikaniſche Geſandte

Campbell kam zu Juarez, um ihm 20,000 Mann Hülfstruppen unter General Sherman anzubieten. Indeß hielten die Nordamerikaner in ihrer drohenden Bewegung inne, da ſie über die Abſichten Frankreichs ausreichend beruhigt wurden. — Napoleon III. ſandte den General Caſtelnau nach Mexiko mit neuen Inſtructionen ab, denen zufolge er Maximilian zu freiwilliger Abdankung bewegen ſollte.

Nachdem Maximilian den gegen den Papſt eingegangenen Verbindlichkeiten untreu geworden war und auch die Franzoſen bei jeder Gelegenheit hatte fühlen laſſen, er wolle allein Herr in Mexiko ſeyn, konnte er ſich auch nur auf eine Partei in Mexiko ſelber ſtützen. Aber die liberale Partei, welcher er ſich bisher anvertraut hatte, verließ ihn in dem Maaße, in welchem ſeine Kriegsmacht durch den Abzug der Franzoſen geſchwächt wurde. Sie berechnete, daß, wenn erſt alle franzöſiſchen Truppen fort wären, Juarez allein mit Hülfe der Nordamerikaner das Feld behaupten werde. Wozu alſo noch ſich um den Fremdling bemühen, der ihnen nicht einmal mehr einen perſönlichen Vortheil gewähren konnte? Er konnte ſich alſo nur auf die klerikale Partei ſtützen. Er hätte das gleich anfangs thun und nie davon abweichen ſollen.

Die Frage, ob es noch Zeit war, ſich dieſer Partei wieder anzuſchließen, nachdem er ſie ſo hart vor den Kopf geſtoßen hatte, nachdem er die franzöſiſche Hülfe verſcherzt hatte, iſt in der Preſſe faſt einſtimmig verneint worden und man hat desfalls dem ſ. g. Pater Fiſcher, der den Kaiſer Maximilian der klerikalen Partei wieder zuführte, ſchwere Vorwürfe gemacht. Auguſtin Fiſcher, aus Württemberg gebürtig und Proteſtant, kam 1845 mit deutſchen Auswanderern nach Texas, ſpäter nach Californien und Mexiko, wurde katholiſch, Prieſter und Sekretär des Biſchofs von Durando, aber wie Keratry wiſſen will, wegen anſtößigen Lebenswandels verſtoßen. Als ein großer, ſchöner, gewandter und beredter Mann fand er aber immer

neue Gönner und wurde mit einer Miſſion nach Rom betraut. Nach ſeiner Rückkehr gefiel er dem neuen Kaiſer Maximilian, der ihn zu ſeinem Sekretär machte und in ſein engſtes Vertrauen zog. Daß Fiſcher ihm rieth, er ſolle ſeinem urſprünglichen Programm treu bleiben und ſich wieder auf die ſtreng katholiſche Partei ſtützen, war ſehr vernünftig und es wäre für den Kaiſer beſſer geweſen, er hätte einen ſolchen Rath ſchon früher gehört und befolgt. Genug, auch jetzt noch hoffte er und ſchien wieder die rechte Faſſung gewonnen zu haben, denn ohne Zweifel war er im Herzen eifrig katholiſch und die liberale Rolle war ihm fremd und er für dieſelbe ungeſchickt geweſen. Und dennoch konnte er, nachdem er ſich einmal mit den Liberalen eingelaſſen und ihre Macht im Lande anerkannt hatte, nur wieder eine halbe Maßregel ergreifen, wenn er dieſe Partei nicht tödtlich erbittern wollte. Er bereitete ein neues Concordat mit Rom vor, verſicherte aber, daſſelbe werde die Freiheit und das Recht der mexikaniſchen Nation nicht verletzen. Das ärgerte wieder die klerikale Partei. Dieſe war nicht ſo ohnmächtig, als wofür man ſie ausgab, aber ſie traute dem Kaiſer nicht und hielt deshalb zurück. Was hätte ſich nicht thun laſſen, wenn man gleich anfangs den naiven Enthuſiasmus der Indianer benutzt hätte, der nur zurückgehalten wurde, als der Kaiſer ſo unbeſonnen war, ſich auf die liberale Seite zu ſtellen. Wenn Maximilian einſah, daß dieſe ſeine Hingebung an die Liberalen ein politiſcher Fehler geweſen war, ſo durfte er ihn nicht zum zweitenmal begehen, indem er der klerikalen Partei Conceſſionen wieder nur mit liberalen Vorbehalten machte.

Maximilian ſchwankte noch, als die Trauerbotſchaft von der Erkrankung ſeiner Gemahlin aus Europa anlangte. In ſeiner tiefen Niedergeſchlagenheit dachte er an die Niederlegung ſeiner Krone und an ſeine Rückkehr nach Europa. Welchen Entſchluß er auch noch faſſen mochte, ſo ſchien es ihm doch räthlich, die Hauptſtadt zu ver-

laſſen und ſich Veracruz zu nähern, von wo aus er, wenn er wirklich abdanken wollte, ſich am ſchnellſten den mexikaniſchen Wirren entziehen und frei nach Europa zurückkehren konnte. Das war nun wieder eine Halbheit. Er ließ das Miniſterium in der Hauptſtadt zurück und wollte ſchon unterwegs auf einer kleinen Station ſeine Abdankung erklären, eine Handlungsweiſe, von der ihm nicht blos Fiſcher, ſondern auch der Leibarzt dringend abrieth. Maximilian ließ ſich nun bis Orizaba bringen, blieb aber immer noch unentſchloſſen. Man mag ſich denken, was in ſeiner Seele vorging, indem der warme und begeiſterte Empfang, den er überall auf ſeinem Wege fand, ihn mahnte, im Lande zu bleiben, eine bange Sehnſucht ihn aber über Meer nach Miramare zog.

Den General Caſtelnau zu ſehen, vermied der Kaiſer unterwegs, unterſagte ihm ſogar einmal bei einer Begegnung die Audienz. Dadurch wurde aber die Spannung zwiſchen ihm und den Franzoſen immer größer. Im September veröffentlichte die Cölner Zeitung eine Correſpondenz aus Veracruz, wonach Bazaine hinter Maximilians Rücken mit den Juariſten unterhandelt, ihnen Pferde, Waffen, Kriegsbedarf hinterlaſſen und die öſterreichiſche Legion in Oajaca abſichtlich nicht unterſtützt habe, ſo daß ſie von den Juariſten überwältigt wurde.

Die Nachricht, Maximilian ſey von den Franzoſen gewaltſam in Orizaba zurückgehalten worden, wurde voreilig ausgeſtreut. Die Franzoſen legten den größten Werth darauf, daß er freiwillig abdanke, und thaten ihm in ſofern keinen Zwang an.

Unter den Gründen, welche den Kaiſer Maximilian ſollen bewogen haben, in Mexiko zu bleiben, wird hauptſächlich ein Brief geltend gemacht, welcher Eloin, der belgiſche Secretär ſeiner Gemahlin Charlotte, geſchrieben haben ſoll. Eloin rieth ihm, ſich der franzöſiſchen Forderung, abzudanken, ehe er abreiſe, nicht zu fügen und in Mexiko zu bleiben. „Es iſt indeß meine innerſte Ueberzeugung, daß

es für einen Act der Schwäche angeſehen werden würde, die Parthie vor Rückkehr der franzöſiſchen Armee aufzugeben, und da der Kaiſer ſeine Vollmacht von einer Volksabſtimmung erhalten hat, ſo hat er an das mexikaniſche vom Druck fremder Intervention erlöste Volk von Neuem Berufung einzulegen und von ihm die zum Beſtehen und Gedeihen unerläßlichen materiellen und finanziellen Mittel zu fordern. Bleibt dieſer Aufruf ungehört, ſo wird Ew. Majeſtät, nachdem Sie Ihre erhabene Sendung bis zum Ende erfüllt, nach Europa mit demſelben Glanze zurückkehren, der Sie bei der Abreiſe umgab, und, inmitten der wichtigen Ereigniſſe, welche ſicher nicht ausbleiben werden, wird Ew. Majeſtät die Stelle einnehmen können, welche Ihnen in jeder Hinſicht zukommt. Bei der Durchreiſe durch Oeſterreich hatte ich Grund, das allgemein dort herrſchende Mißvergnügen zu bemerken. Der Kaiſer iſt entmuthigt; das Volk wird ungeduldig und fordert öffentlich ſeine Abdankung. Die Zuneigung zu Ew. Majeſtät breitet ſich ſichtbar über das ganze Ländergebiet Oeſterreichs aus. In Venedig iſt eine ganze Parthie bereit, ihren früheren Landeschef mit Zuruf zu empfangen; wenn aber eine Regierung über die Wahlen unter der Herrſchaft des allgemeinen Wahlrechts verfügt, ſo iſt das Ergebniß leicht vorauszuſehen.“ Graf Kératry fügt hinzu: „Iſt es glaublich, daß ein Rath der Krone eine ſolche Sprache habe führen können, ohne dazu durch die geheimen Wünſche und vertraulichen Eröffnungen ſeines Fürſten autoriſirt zu ſeyn? So träumte denn Maximilian von neuen Abenteuern und ſein ehrgeiziger Blick war ſchon von der Krone Mexikos abgelenkt auf diejenige Oeſterreichs und des wieder zur italieniſchen Provinz gewordenen Venetien; wenn er nicht gar, nach dem Vorbilde ſeines Ahnen, Karls V., den er den kaiſerlichen Dichter zu nennen pflegte und dem er nachzuahmen ſtrebte, die Vereinigung beider Scepter in der Zukunft in ſeiner Hand zu erblicken geglaubt hatte. Bei jedem Schritt, den man durch das

Labyrinth dieſer beklagenswerthen, aus einer zweideutigen Politik hervorgegangenen Geſchichte macht, ſtößt der Fuß auf Intriguen und Verſchwörungen. Angeſichts dieſer dunkeln Ränke, die mit Sadowa wieder aufgelebt waren, darf man nicht mehr erſtaunen, wenn der öſterreichiſche Hof ſogar gegen den vom Bruder Franz Joſephs getragenen Titel Mißtrauen hegte und an ſeinen Geſandten in Mexiko, den Baron Lago, eine Depeſche richtete, welche dem Erzherzog verbot den öſterreichiſchen Boden zu betreten, wenn er mit dem Titel eines Kaiſers nach Europa zurückkehren wolle."

Baſch, der Leibarzt Maximilians, erklärte es mit großer Entrüſtung für eine Lüge, daß Maximilian jenen Ehrgeiz, deſſen er angeſchuldigt wird, gehegt habe.

Mit mehr Grund wird der ſogenannte „Pater Fiſcher" als derjenige genannt, der in Orizaba am meiſten Einfluß auf Maximilian geübt und denſelben zum Verbleiben in Mexiko veranlaßt habe. Fiſcher, ein württembergiſcher Proteſtant von bedeutendem Talent, war convertirt und nach mancherlei Lebensabenteuern Prieſter in Mexiko geworden. (Nicht Ordensgeiſtlicher, weßhalb er beſſer Abbé als Pater titulirt wird.) Er wurde Maximilians Vertrauter und folgte ihm nach Orizaba, nachdem er eben von einer Sendung nach Rom zurückgekehrt war. Maximilians Leibarzt Dr. Baſch, der auch in Orizaba war, ſagt, in der Zeit, in welcher Maximilian noch lebhaft an dem Gedanken hing, nach Europa zu fliehen, ſoll ihm Fiſcher einmal gerathen haben, er möge zu Gunſten Napoleons III. abdanken. Für dieſen Rath verdient Fiſcher keinen Vorwurf. Vielmehr war es, wenn Maximilian wirklich abdanken wollte, der klügſte Rath, dem die Geſchicke Mexikos wieder in die Hände zu legen, der ihn zu einer kurzen Uebernahme derſelben verleitet hatte, und ihm die Verantwortung zu überlaſſen.

Maximilian würde auch wohl abgedankt haben, wenn nicht die

klerikale und conservative Partei die größten Anstrengungen gemacht hätten. Die Generale Marquez und Miramon eilten nach Orizaba und zeigten ein solches Vertrauen auf ihre Streitkräfte und auf den Zulauf, den sie noch finden würden, daß Maximilian vorzüglich durch sie bewogen wurde, in Mexiko zu bleiben. Jetzt erst gewann auch Fischer freies Spiel. „Fischers Endziel war das Concordat, den Conservativen war das vorderhand Nebensache; für sie handelte es sich nur um die Restitution des Besitzes. Beide konnten die Realisirung ihrer Pläne nur im Kaiserreich finden und es war somit natürlich, daß die Conservativen den Pater Fischer, welcher jetzt dem Kaiser nahe stand, solange als Werkzeug zu benutzen suchten, bis sie auf eigenen Füßen stehen würden. Ich muß Fischer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er es immer ehrlich mit den Conservativen meinte und ihre Interessen fortdauernd auf das Wärmste vertrat; diese vergalten ihm jedoch mit wenig Dank. Ich werde später Gelegenheit haben zu erzählen, wie die Minister, welche Fischer in Orizaba hüteten und hätschelten wie ein Kind, ihn vernachlässigten und bei Seite schoben, als der Kaiser nicht mehr in Mexiko war. Für seinen eigentlichen Plan, — das Concordat — konnte Fischer natürlicherweise in Orizaba nichts thun. ‚Der Kaiser geht wieder nach Mexiko,‘ sagte er eines Abends freudestrahlend, als die Rückkehr des Kaisers nach der Hauptstadt an Wahrscheinlichkeit gewann. ‚Nun werde ich an meine eigentliche Arbeit gehen, an das Concordat.‘“ Auf der folgenden Seite sagt der Leibarzt, Maximilian habe später im Gefängniß geäußert: „Fischer hat mich mit dem Concordat betrogen und belogen.“ Damit kann doch aber nichts anderes gemeint seyn, als daß Fischer beim besten Willen und indem er dabei selbst seine Person großer Gefahr aussetzte, nicht im Stande gewesen ist, durch das erst angebotene, aber noch nicht abgeschlossene Concordat dem Kaiser Maximilian in seiner Noth und beim Drängen der Zeit

eine Hülfe zu gewähren. Von einem abſichtlichen Betruge kann nicht die Rede ſeyn, denn Fiſcher hätte davon weder für ſich, noch für den h. Stuhl den geringſten Vortheil erlangen können. Er blieb einfach dem urſprünglichen Plane der klerikalen Partei in Mexiko und des heil. Stuhles treu. Entweder dieſe Partei drang durch und führte auch ohne die Franzoſen mit ihrem neuen Kaiſer allein das romaniſche Programm Napoleons III. durch, oder ſie ging einem Martyrium entgegen. Weder das eine noch das andere kann dem zum Vorwurf gereichen, der dieſe feſte und gefährliche Bahn betrat und ſeinem Principe treu blieb.

Es waren indeß nicht blos die Ueberredungen Fiſchers und der oben genannten Generale allein, die Maximilian zum Dableiben beſtimmten. Er wurde nämlich grade damals von Frankreich auf eine Weiſe maltraitirt, daß er ſich um keinen Preis ferner als die verachtete Puppe dieſer Macht anſehen laſſen wollte. Er hatte nämlich ſeine Abdankung gegen ſichere Garantien angeboten. „Als Antwort kam eine Erklärung vom 16. November, unterzeichnet vom Marſchall Bazaine, dem franzöſiſchen Geſandten Dano und dem General Caſtelnau, worin im Weſentlichen der Forderung des Kaiſers zugeſtimmt, gleichzeitig aber von den Bevollmächtigten Napoleons, in der freudigen Aufregung, daß der Kaiſer freiwillig das Feld räumen werde, die Unvorſichtigkeit begangen wird, am Schluſſe des Actenſtückes aus der Schule zu ſchwatzen und von Verhandlungen mit einem ‚nouveau gouvernement du Mexique‘ zu ſprechen. Dieſe offene Erklärung der bisher geheim betriebenen franzöſiſchen Transaction mit den Nordſtaaten, machte auf den Kaiſer einen mächtigen Eindruck. Mehr denn je fühlte er jetzt die tiefe Verletzung, und ſein Stolz mußte ſich gegen eine ſolche Beerbung bei lebendigem Leibe, gegen ein Hinwegſetzen über die erſten Regeln des diplomatiſchen Anſtandes erheben. Es war klar, Napoleon wollte die Scharte ſeines Vertragsbruches

auswetzen. Er hatte der Welt, da er sein gegebenes Wort nicht einlösen konnte, seine Ohnmacht zeigen müssen, es galt ihr nun Sand in die Augen zu streuen und einen Schritt weiter zu gehen. Die Abdankung des Kaisers sollte nichts seyn, als die Abberufung eines Statthalters, mit dessen Verwaltung er nicht zufrieden war. Großmüthig sollte nun der Schmerzensschrei Mexikos erhört werden, und Europa Gelegenheit haben die Vielseitigkeit Napoleons zu bewundern, indem er zur Abwechslung die Gesellschaft auch einmal mit einer Republik beglückte."

Maximilian warf sich nun ganz den Klerikalen in die Arme und wollte Kaiser bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß er durch einen mexikanischen Nationalcongreß bestätigt werde und daß man ihn mit Geld und Mannschaften ausreichend unterstütze. „Hätten die Conservativen und ihre dermaligen Verbündeten, die Gemäßigten, nur einen Funken von Ehrlichkeit besessen, so mußten sie und mit ihnen Pater Fischer sich dahin aussprechen, daß auf die Bedingungen des Kaisers einzugehen unmöglich sey, weil keine Aussicht vorhanden war, dieselben zu erfüllen." Dieser Vorwurf erscheint nicht unbegründet, allein die Conservativen sind dadurch entschuldigt, daß sie sich selbst in einer Täuschung befanden. Sie logen dem Kaiser nicht vor, daß sie viel stärker seyen, als sie es waren, sondern sie glaubten damals noch selbst, sie seyen stark genug, um der juaristischen Banden Meister zu werden. Wenn sie den Kaiser betrogen hätten, hätten sie sich ja selbst betrogen, denn sie setzten sich der schrecklichsten Rache der Juaristen aus. Ein gerechtes Urtheil nach gesunder Logik kann ihnen daher nur Selbsttäuschung vorwerfen, aber nicht Betrug.

Die Schuld, daß alles mißlang, lag wesentlich an einigen Generalen und zweideutigen Charakteren im Ministerium, die nicht einig handelten und nicht Farbe hielten. General Marquez z. B. war eigenmächtig, diente nur seinem Ehrgeiz. Andere hatten Angst

vor Nordamerika, ließen ſich von den Franzoſen beſchwatzen, trachteten, wenn alles ſchlimm ginge, Verrath zu üben oder wenigſtens noch günſtig zu capituliren, und hielten vor allem das wenige noch vorhandene Geld zurück, anſtatt es dem Kaiſer zu geben. Am beſten gelang es den Franzoſen, die Oeſterreicher und Belgier, die dem Kaiſer bisher ſo treu geweſen, einzuſchüchtern. Bazaine hatte ſie in iſolirter Stellung den Angriffen der Juariſten preisgegeben und ſie hatten großen Verluſt erlitten. Man hatte ihnen Niederlaſſungen in dem paradieſiſchen Lande verſprochen. Jetzt ſahen ſie nur Noth und Elend vor ſich und die Franzoſen verfehlten nicht, indem ſie ſelber abzogen, ſie vor dem Dableiben dringend zu warnen. Maximilian glaubte dieſe deutſchen Hülfstruppen als ſolche auflöſen zu müſſen, erlaubte jedem die Heimkehr, lud aber alle, die ihm treu bleiben wollten ein, in die mexikaniſche Nationalarmee einzutreten. Er hoffte, daß es die meiſten thun würden, aber nur eine Minderheit war großherzig genug, ihn nicht zu verlaſſen. „Der Grund, weshalb die Mehrzahl der Oeſterreicher dem ausgeſprochenen Wunſche des Kaiſers nicht nachkam, war ein doppelter. Vor allem machte ſich auch hier franzöſiſcher Einfluß geltend, von dem ſogar hochgeſtellte Offiziere ſich leiten ließen und infolge deſſen ihre Autorität benutzten, die Mannſchaft zur Heimkehr zu überreden. Den größern Theil der Schuld trug jedoch das Verhalten des öſterreichiſchen und belgiſchen Geſchäftsträgers. Ich erzähle durchaus nichts Neues, und nur ein Allen, die gleichzeitig mit mir in Mexiko waren, bekanntes Factum, wenn ich berichte, daß ſowohl Baron Lago als Hoorinks all ihren Einfluß aufboten, die Oeſterreicher und Belgier aus dem Lande zu bringen. Mit dem entmuthigenden Nachweis von der Hoffnungsloſigkeit des Unternehmens erreichten ſie ihren Zweck nahezu vollſtändig. Daſſelbe geſchah begreiflicherweiſe auch von franzöſiſcher Seite rückſichtlich derjenigen franzöſiſchen Offiziere und Soldaten,

die ſchon Dienſte in der mexikaniſchen Nationalarmee angenommen hatten. Es waren nämlich einige Monate vorher unter franzöſiſchen Auſpicien einige Regimenter von Cazadores (Jäger) errichtet worden. Dieſe Truppen waren Beſtandtheile der Nationalarmee, aber Commandanten und Offiziere waren zum großen Theile Franzoſen; die Mannſchaft ſelbſt beſtand aus gemiſchten, vorwiegend franzöſiſchen Elementen. Ich muß hier um einige Wochen vorgreifend, des Befehles erwähnen, durch welchen Marſchall Bazaine, nachdem der Abzug der Franzoſen fixirt war, alle franzöſiſchen Offiziere und Soldaten, welche in der mexikaniſchen Armee dienten, kurzweg zurückberief und diejenigen als Deſerteure erklärte, welche dieſer Aufforderung nicht Folge leiſten, mit der rückkehrenden franzöſiſchen Interventionsarmee das Land verlaſſen würden. Was die Deſertion anbelangt, ſo möchte ich, um die Handlungsweiſe Bazaines ins rechte Licht zu ſetzen, darauf hinweiſen, wie der Vorwurf der Protection dieſes Vergehens gradezu auf ihn zurückfällt. Die in die Cazadores-Bataillone eingetretenen Franzoſen hatten ihre urſprüngliche Stellung in der franzöſiſchen Armee mit ausdrücklicher Bewilligung des Marſchalls aufgegeben. Marſchall Bazaine war es ſomit, der die Franzoſen zur Deſertion verleitet hat. Doch der Marſchall hatte durch dieſen Erlaß alle Franzoſen, welche ihrem dem Kaiſer geſchwornen Fahneneid treu blieben, für vogelfrei erklärt, und dieſe Diſſidenten übernahmen ſpäter das ruchloſe Geſchäft ‚die Deſerteure‘ zu füſiliren. So ließ Escobedo anfangs Februar, nach der Niederlage Miramons bei San Jacinto, 109 gefangengenommene Franzoſen niederſchießen. Dieſe Greuelthat rief allgemeines Entſetzen hervor und zehn franzöſiſche Offiziere veröffentlichten im ‚Courrier‘ — der in Mexiko erſchien — einen Proteſt, welchen Herr Kératry ſeinem Buche nicht einverleibt hat.“

Der Proteſt iſt in Montlongs Werk enthalten, die dem Kaiſer

treu gebliebenen Oeſterreicher machen darin dem franzöſiſchen Marſchall die ſchwerſten und gerechteſten Vorwürfe. Maximilian ſelbſt gab endlich dem General Caſtelnau, den Napoleon III. an ihn geſandt hatte, eine Audienz, aber eine ſehr ungnädige. Obgleich er nicht mehr hoffen konnte, Mexiko je in Ruhe zu beherrſchen, ſo reifte doch der Entſchluß in ihm, in keinem Fall ruhmlos, „in einem franzöſiſchen Gepäckwagen“ nach Europa zurückzukehren, ſondern in Mexiko als ritterlicher Held noch einmal das Schwert zu ziehen, um als ſelbſtſtändiger und tapfrer Fürſt die Achtung der Welt zu erwerben und, wenn ihm noch eine Rolle in Europa zu ſpielen vorbehalten ſeyn ſollte, derſelben würdig zu ſeyn oder — mit Ehren unterzugehen.

So kehrte er denn am 5. Januar 1867 nach der Hauptſtadt Mexiko zurück, wo er abermals eine Nationalverſammlung zuſammenzubringen verſuchte, die ihn im Beſitze des Throns beſtätigen ſollte, die aber im Gedränge der Zeit und Umſtände nicht zuſtande kam. Die Franzoſen zogen wie der Teufel mit Geſtank ab. Bazaine war ſo kleinlich boshaft, die Kriegsvorräthe zu vernichten, die dem Kaiſer noch ſehr von Nutzen hätten ſeyn können, und ſeine Truppen von den Wällen der Hauptſtadt abzuberufen, ohne es den Kaiſerlichen vorher angezeigt zu haben, ſo daß die Wälle vier Stunden lang unbeſetzt waren.

Die Klerikalen ſtrengten ſich möglichſt an, dem Kaiſer noch eine einheimiſche Armee zu werben, wobei ſie durch den Muth und Ehrgeiz einiger Generale unterſtützt wurden. Man traf aber die ſchlechteſten Dispoſitionen, indem man dieſe Truppen nicht concentrirte, ſondern auf der Straße zwiſchen Veracruz und der Hauptſtadt vertheilte. Maximilian mochte wohl darauf denken, ſich durch dieſe Maßregel im ſchlimmſten Falle den Rückzug znm Meere offen zu halten. Mit ſeiner Hauptmacht, die er in der Hauptſtadt vereinigt

hatte, hoffte er, einen Sieg über den juaristischen General Escobedo zu erfechten und zog ihm mit 16000 Mann nordwärts nach Queretaro entgegen. Aber General Marquez, den er auf der Straße nach Veracruz in Puebla zurückgelassen hatte, war zu schwach, sich lange gegen den juaristischen General Porfirio Diaz zu vertheidigen. Puebla mußte sich ergeben und Marquez zog sich nach der Hauptstadt zurück, um diese in Abwesenheit des Kaisers zu schützen. Die hier gefangenen 600 Ausländer wurden frei gelassen und Porfirio Diaz veröffentlichte ein Schreiben des Marschall Bazaine, worin dieser ihm die Auslieferung des Kaisers, sowie auch fester Plätze und Waffen angeboten haben soll. Ob der französische Marschall sich dieser Verrätherei wirklich schuldig gemacht hat, ist nicht constatirt. Gewiß aber ist, daß Bazaine eine Nichte des mexikanischen General Lopez geheirathet und demselben das Offizierskreuz der Ehrenlegion verschafft hat, demselben Manne, der nachher den Kaiser Maximilian in Queretaro auf das schändlichste verrieth.

Ein kleiner Sieg Miramons machte unterdeß dem Kaiser Maximilian in der Hauptstadt Muth, zum erstenmal ohne die Hülfe der Franzosen die Offensive zu ergreifen. Er hoffte den juaristischen General Escobedo im Norden schlagen zu können und begab sich an der Spitze seiner Truppen nach Queretaro. Diese verhängnißvolle Reise des Kaisers nach Queretaro ist so aufgefaßt worden, als sey er von falschen Freunden verlockt worden. Der Leibarzt widerlegt diese verleumderischen Gerüchte. „Mit einem energischen Kriege gegen die Dissidenten war Pater Fischer vollkommen einverstanden, aber es ist unwahr, daß er den Kaiser bewogen habe, nach Queretaro zu gehen. Ebenso muß ich den preußischen Gesandten Baron Magnus gegen die Beschuldigung, daß er durch seinen Rath den Kaiser bestimmt habe, sich zur Armee zu begeben, rechtfertigen. Wenngleich in einem diplomatischen Berichte an die österreichische Regierung die

Thätigkeit Beider in dieſem Sinne dargeſtellt wird, ſo iſt dem in Wirklichkeit doch nicht ſo. Baron Magnus ſprach ſich weit mehr gegen jeden Krieg aus, der nur den Zweck haben ſollte, Unterhandlungen herbeizuführen. Für die Anſicht, die Baron Magnus von der Situation hatte, iſt ſeine Aeußerung gegen Pater Fiſcher bezeichnend genug: ‚Ich habe oft gehört, daß man verhandle, um in den Krieg zu ziehen; ich habe aber nie gehört, daß man Krieg führe, um zu verhandeln. Es iſt ein gefährliches Spiel, das der Kaiſer ſpielt, wenn er mit den Waffen in der Hand friedliche Unterhandlungen einleiten will.‘ Doch alle Gegenvorſtellungen fruchteten nichts, der Kaiſer hatte bereits Marquez zugeſagt, nach Queretaro zu gehen.“ Leider ließ Maximilian auch ſeine treuen Oeſterreicher bei Marquez zurück, da er, das erſtemal ins Feld ziehend, des nationalen Princips halber nur von Mexikanern umgeben ſeyn wollte.

Auch Fiſcher blieb in der Hauptſtadt zurück, um das Miniſterium zu überwachen. Das hatte keine guten Folgen, denn Marquez allein ſpielte den Meiſter in der Hauptſtadt. Auf ihn allein wälzt der Leibarzt die Schuld des Unglücks, das den armen Kaiſer traf. „Zunächſt iſt es ſicher, daß Marquez zum größten Theile die Schuld daran trägt, daß der Kaiſer Mexiko verlaſſen und ſich nach Queretaro begeben hat. Man ſagt, Marquez habe dies mit der ernſteſten Abſicht gethan, den Kaiſer zu verderben, und in der That, wenn er wirklich dieſen Plan gehabt, er hätte ihn nicht teuflicher erſinnen und nicht beſſer durchführen können. Es iſt ferner kein Zweifel, daß Marquez den Kaiſer beſtimmt hat, Mexiko ohne Truppen, ohne Geld und ohne Munition zu verlaſſen. Hat er dies mit Abſicht gethan, ſo iſt der Vorwurf gemeinen Verrathes vollkommen begründet; liegen keine derartigen Abſichten ſeiner Handlungsweiſe zu Grunde, ſo muß man ihn doch, indem er den Kaiſer durch falſche Vorſpiegelungen zu einem ſolchen Schritt bewog, einer Gewiſſenloſigkeit zeihen,

gegen die er nie im Stande seyn wird, sich zu rechtfertigen. Wenngleich die abziehenden Franzosen viel Kriegsmaterial vernichtet hatten, so war doch noch solches im Ueberflusse vorhanden. Zudem wurden bei dem Ausmarsch nach Queretaro die besten Truppen in Mexiko zurückgelassen und nicht gezogenes Geschütz mitgenommen."

Als Maximilian die Hauptstadt verließ, um nach Queretaro zu gehen, hinterließ er den Befehl, die hier zurückgebliebenen österreichischen Truppen sollten ihm nachfolgen. Aber die Minister ließen sie nicht fort, weil sie sich selbst von ihnen schützen lassen wollten und unterschlugen den kaiserlichen Befehl, so daß die treuen Oesterreicher nichts davon erfuhren. Pater Fischer, der gleichfalls zurückgeblieben war, vermochte nichts über die eigenmächtigen Minister. Maximilian schrieb ihm aus Queretaro am 28. Februar, auch Briefe von ihm müßten von den Ministern unterschlagen worden seyn und beschwerte sich bitter über die „letzten Schandthaten der Franzosen" und über die Minister. Ein anderer Brief des Kaisers an den Professor Bilimek ist noch interessanter. Er ist vom 2. März datirt und drückt sein Vergnügen über den Entschluß aus, den er gefaßt habe. „In den nächsten Tagen, schreibt er, werden wir unser Glück versuchen. Gelingt uns der Schlag, so hoffe ich Sie bald wieder zu sehen. Gelingt er nicht, so haben wir wenigstens als ehrliche Leute gekämpft und bewiesen, daß wir es doch noch einige Wochen länger als die weltberühmten glorreichen Franzosen ausgehalten haben. Mit dem Schwerte in der Hand untergehen ist Schicksal, aber keine Schande."

Man erfuhr, der Kaiser habe am 19. Februar noch einen Sieg über die Republikaner unter Carvajal erfochten, sey aber später in Queretaro von der Uebermacht des Juarez eingeschlossen worden. Im Laufe des Winters war es Juarez gelungen, seinen Nebenbuhler Ortega gefangen zu nehmen und seine Streitkräfte zu vermehren. In Zacatecas ließ der juaristische General Escobedo 134 Gefangene

von hinten erſchießen und verkünden, er werde alle Ausländer, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, auf dieſe Art behandeln. Man erfuhr wochenlang nichts Näheres vom Kaiſer, bis engliſche Blätter eine Correſpondenz zwiſchen der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Waſhington und Herrn Seward mittheilten. Der Kaiſer von Oeſterreich ließ durch Herrn von Wydenbruck die Regierung der Vereinigten Staaten erſuchen, etwas zu Gunſten des Kaiſers Maximilian zu thun, falls derſelbe etwa von den Juariſten gefangen genommen würde, und Herr Seward verfehlte nicht, am 6. April dem mexikaniſchen Geſandten, Campbell, zu notificiren: „Die Gefangennehmung des Prinzen Maximilian in Queretaro durch die republikaniſchen Armeen ſcheint wahrſcheinlich. Das ſtrenge Verfahren, welches, wie es heißt, gegen die in Zacatecas gemachten Gefangenen beobachtet worden iſt, läßt dieſelbe Behandlung bezüglich des Prinzen und ſeiner Truppen befürchten. Eine ſolche Strenge würde der nationalen Sache Mexikos und dem republikaniſchen Regierungsſyſtem in der ganzen Welt zum Schaden gereichen. Sie wollen ſchleunigſt dem Präſidenten Juarez den Wunſch mittheilen, den die diesſeitige Regierung hegt, daß der Fürſt und ſeine Anhänger, falls ſie gefangen genommen würden, mit derjenigen Humanität behandelt würden, welche civiliſirte Nationen Kriegsgefangenen zugeſtehen.“

Das Trauerſpiel in Mexiko neigte ſeinem Ende zu. Maximilian ſah ſich bald in die Defenſive zurückgedrängt und wurde in der Stadt Queretaro von Escobedo eingeſchloſſen. Hier hielt er ſich mit den Generalen Miramon, Mejia ꝛc. ſehr tapfer, obgleich die Lebensmittel ausgingen und Krankheiten in der Stadt ausbrachen. Schon war ein Ausfall verabredet, der dem Kaiſer Gelegenheit zur Flucht verſchaffen ſollte, aber die Vorbereitungen verſpäteten ſich um einen Tag und gerade in dieſem kritiſchen Momente wurde Oberſt Lopez am Kaiſer zum Verräther und ließ die Feinde durch das große Kloſter

La Cruz in die Stadt herein. Es war in der Nacht auf den 15. Mai und alles geſchah ſo heimlich, daß der Kaiſer nicht einmal aufwachte. Der juariſtiſche Oberſt Rincon Gallardo beſetzte das Gebäude und der Kaiſer ſammt ſeinem Gefolge war gefangen. Rincon aber ließ ihn frei, indem er zu ihm ſagte: Sie ſind kein Soldat, Sie ſind ein Bürger, wir brauchen Sie daher nicht! Staunend entfloh der Kaiſer in die obere Stadt zum General Miramon, welcher hier den Widerſtand organiſirte. Allein die Juariſten hatten die Uebermacht und ihrem Kanonenfeuer ließ ſich nicht lange widerſtehen. Miramon fiel im Kampfe, der Kaiſer mußte ſich gefangen geben.

Ueber ſein ferneres Schickſal ſchwebte man in Europa lange in Ungewißheit. Bald hieß es, er ſey zum Tode verurtheilt, bald wieder, er ſey frei gelaſſen und ſchon auf der Heimkehr begriffen oder es werde um ein Löſegeld noch unterhandelt. Man glaubte, um die bei der Pariſer Ausſtellung vereinigten Monarchen und die Krönungsfeier in Peſth nicht zu ſtören, würden ſchlimme Nachrichten aus Mexiko abſichtlich zurückgehalten.

Unterdeß forderte der Kaiſer von Oeſterreich, Maximilians Bruder, das Cabinet von Waſhington dringend auf, bei Juarez zu vermitteln, und in der That forderte Seward im Namen der Unionsregierung den Juarez auf, mit dem gefangenen Kaiſer umzugehen, wie es unter humanen Völkern ſich gezieme, aber ohne Erfolg, ſey es daß Juarez zeigen wollte, er ſey ein unabhängiger Herr und kein Vaſall der Vereinigten Staaten; ſey es, daß er ſich einbildete, die amerikaniſchen Politiker, welche die Monroedoctrin erfunden hätten, würden nicht ernſtlich darüber böſe werden, wenn er ſie im ſtrengſten Maße auf den fremden Eindringling anwende. Unter dem Gefolge des Kaiſers befand ſich ein deutſcher Prinz Salm-Salm, deſſen Gemahlin mit fünfzig andern Damen zu Juarez hinging und ihn flehentlich um das Leben des Kaiſers bat. Aber Juarez gab ihnen die ſchreckliche

Antwort: Warum ſeyd ihr nicht zu Maximilian gegangen, ihn um Gnade für die republikaniſen Gefangenen zu bitten, die er hat niederſchießen laſſen? In der That gereichte das Decret vom 3. October 1865, worin Maximilian, damals noch im Siegestaumel, um dem Widerſtand der Juariſten ſchnell ein Ende zu machen, die gefangenen Rebellen als Räuber behandeln und erſchießen zu laſſen befahl, ihm jetzt zum eigenen Verderben. Die Entſcheidung über ſein Schickſal ſchob ſich mehrere Wochen hinaus, in Folge welcher geheimen Unterhandlungen, iſt noch nicht bekannt. Um Löſegeld ſoll nicht gehandelt worden ſeyn. Man erfuhr, alle Mächte hätten ſich für Maximilian verwendet, beſonders dringend die Königin Victoria von England. Um ihm den vollen Verzicht auf Mexiko und die Rückkehr nach Oeſterreich zu erleichtern, hob Franz Joſeph den Vertrag von Miramare auf, in welchem Max der Nachfolge in Oeſterreich entſagt hatte.

Kaiſer Maximilian war im Kloſter Los Capuniſinas untergebracht worden, einem ſehr düſteren Gebäude, wo er einen Monat lang eingeſperrt war ohne freie Luft und Bewegung, weshalb er an der Ruhr erkrankte. Die treue Princeſſin Salm-Salm hatte die Erlaubniß, ihn täglich zu beſuchen. Dieſe junge Dame war eine Amerikanerin und täuſchte ſich von Anfang an nicht darüber, daß das Leben des Kaiſers verloren ſey, wenn ihm nicht noch ein Fluchtverſuch gelänge. In den ſpäter gedruckten Memoiren dieſer Dame beklagt ſie ſich bitter über die fremden Geſandten, insbeſondere über den öſterreichiſchen und belgiſchen, die den Fluchtverſuch noch rechtzeitig hätten unterſtützen können, aber kein Geld zur Beſtechung der Wachen hergeben wollten. Die Meinung dieſer Herrn ſey geweſen, ſein Rang, ſeine Geburt ſchütze den Kaiſer hinlänglich, niemals werde man ihm an's Leben gehen, da ſie doch hätten wiſſen können, daß die trotzigen Republiken der neuen Welt jenen Rang nicht achteten und die Gelegenheit gewiß nicht auslaſſen würden, ein Exem-

pel zu ſtatuiren, um es für alle Zukunft jedem europäiſchen Prinzen zu verleiden, in Amerika eine Krone zu ſuchen. So wurde die koſtbare Zeit mit unnützen Vertröſtungen vergeudet. Schon waren Juariſten der Bewachung durch Beſtechung gewonnen. Hätte man tiefer in den Beutel gegriffen, ſo wäre es noch möglich geweſen, den Kaiſer durch eine heimliche Flucht zu retten. Aber es war jetzt zu ſpät. Denn endlich, nach langer peinlicher Ungewißheit erhielt Escobedo den Befehl von Juarez, ein Kriegsgericht in Queretaro niederzuſetzen und erſt die Generale Mejia und Miramon, dann Maximilian ſelbſt aburtheilen zu laſſen. Warum Juarez ſo lange zögerte, iſt nicht bekannt. Wahrſcheinlich hat er ſich erſt in Waſhington Rath geholt, wo man eben ſo wahrſcheinlich eine ſtrenge Durchführung der Monroedoctrin durch eine fremde Hand, wofür man ſelber nicht verantwortlich war, nicht ungern ſah, wenn man auch äußerlich den Anſtand wahrte und die Inhumanität in Queretaro höchlich mißbilligte.

Als Seward ſich zum letztenmale im Namen des Cabinets von Waſhington für Maximilian verwendete, war des Juarez Geſandter Romero zwar ſogleich bereit, an Juarez zu telegraphiren, erhielt jedoch als Antwort ein Decret, welches aus dem Kriegsminiſterium des Juarez am 21. Mai aus San Louis Potoſi an Escobedo abgegangen war und worin die politiſche Nothwendigkeit, den Exkaiſer hinzurichten, demonſtrirt wurde. „Maximilian habe ſich nicht nur zum Werkzeug ausländiſcher Einmiſchung hergegeben, ſondern auch auf eigene Rechnung einen Freibeuterkrieg in Mexiko geführt mit Oeſterreichern und Belgiern, Unterthanen zweier Staaten, die mit der Republik Mexiko nicht im Kriege begriffen ſeyen. Maximilian habe über das Leben, die Rechte und Intereſſen von Mexikanern verfügt, ohne dazu berechtigt geweſen zu ſeyn, nur mit Gewalt und auf eine barbariſche Weiſe.“ Nun wird hauptſächlich Bezug genommen auf ſein berüchtigtes Decret vom 3. October und Escobedo

wird von Juarez beauftragt, einfach das Kriegsrecht walten zu laſſen, und Ferdinand Maximilian von Habsburg und ſeine ſ. g. Generale Miramon und Mejia vor Gericht zu ſtellen.

Maximilian ſchrieb aus ſeinem Kerker dem Papſte, deſſen der Papſt in einer Allocution Erwähnung that. Die Gazette du Midi ſagt darüber: „Dieſes vom 18. Juni aus dem Gefängniß von Queretaro datirte Schreiben erhielt der Papſt erſt 3 Tage vor dem Konſiſtorium. Der unglückliche Monarch bittet darin den Papſt demüthig um Verzeihung für alles, was er den Geſetzen der Kirche Entgegengeſetztes gethan; er fleht den Statthalter Chriſti an, ihn zu abſolviren, und bietet ſein Leben als Sühne für ſeine Fehler; er drückt ſeine Reue darüber aus, den Rathſchlägen Pius IX. nicht gefolgt zu ſeyn, der ihn gegen die ihm gelegten Schlingen warnte, und endlich bittet er ihn um den apoſtoliſchen Segen in articulo mortis. Die Allocution erwähnt dieſes Schreibens ‚neben andern Schriftſtücken;‘ was dieſe Schriftſtücke betrifft, ſo haben wir Grund zu glauben, daß ſie ein fruchtbares Heft bilden und daß Pius IX. rechtfertigende Schriftſtücke über Mexiko und Maximilian beſitzt, welche niemand in ſeinen Händen vermuthete. Die Reiſe der unglücklichen Kaiſerin Charlotte hatte hauptſächlich zum Zweck, ihm dieſe koſtbare Hinterlegung zu machen.“ In einer geheimen Urkunde ſoll Maximilian, der ſelbſt keine Kinder hatte, den Prinzen Iturbide zum Erben ſeiner Rechte eingeſetzt haben.

Am 13. Juni 1867 begann das Kriegsgericht ſeine Thätigkeit und Freiherr von Lago berichtete darüber nach Wien unter dem 25. Juni, man habe zum Gerichtsſaal das ſtädtiſche Theater ausgewählt, Richter und Angeklagte hätten bei ſpärlicher Beleuchtung auf der Bühne agirt, während Logen und Sperrſitze von Zuhörern angefüllt geweſen ſeyen. Der Kaiſer habe ſich entſchieden geweigert, ein ſolches Lokal zu betreten, und ſo ſey das Verfahren gegen ihn ſiſtirt worden. Mejia

und Miramon dagegen wurden verurtheilt. Erſt am folgenden Tage wurde auch Kaiſer Maximilian vor ſeine Richter geſtellt und gleich jenen zum Tode verurtheilt. Alle ſollten erſchoſſen werden, die beiden Generale von hinten, der Kaiſer von vorn. Der Anwalt Ortega vertheidigte den Kaiſer mit furchtloſer, aber auch fruchtloſer Beredſamkeit. Das Urtheil wurde begründet durch die Uſurpation der höchſten Gewalt überhaupt, deren ſich Maximilian in Mexiko ſchuldig gemacht hatte und durch das Decret vom 3. October 1865 insbeſondere.

Unter den fremden Geſandten nahm ſich der preußiſche, von Magnus, des unglücklichen Kaiſers am lebhafteſten an.*) Nachdem er früher ſchon deſſen Verurtheilung durch die beredteſten Gründe zu verhindern geſucht hatte, ſchrieb er noch am Tage vor der Hinrichtung des Kaiſers einen dringenden Brief an den Kriegsminiſter Verdo de Tejada: „Heute in Queretaro eingetroffen, erfahre ich, daß die am 14. verurtheilten Gefangenen am letzten Sonntag einen wahrhaft moraliſchen Tod erlitten haben. So wird jedermann die Sache betrachten, denn nachdem ſie ſich an jenem Tage vollſtändig zum Sterben bereit gehalten hatten, erwarteten ſie während einer ganzen Stunde, daß man ſie abholen werde, um ſie nach dem Orte hinzuführen, wo ſie den Tod empfangen ſollten, als endlich auf telegraphiſchem Wege der Befehl eingetroffen iſt, die Vollſtreckung des Urtheils aufzuſchieben. Die Sitten unſeres Zeitalters ſind zu human, um zuzugeben, daß, nachdem ſie dieſen ſchrecklichen Todeskampf erduldet haben, ſie am morgenden Tage nochmals zum zweitenmale zum Tode geführt werden ſollten. Im Namen der Menſchlichkeit und der Ehre

*) Ich lernte Herrn von Magnus vor etwa vierzehn Jahren, als er Geſandtſchaftsſekretär in Stuttgart war, von der achtungswürdigſten Seite kennen, indem er, ein junger Cavalier voll Lebensluſt, doch auch Armen und Leidenden reiche Wohlthaten erwies und mir, als er zu einem andern Poſten abgerufen wurde, noch eine Sorge für einen derſelben anvertraute.

beſchwöre ich Sie, Befehle zu geben, um ihres Lebens zu ſchonen. Ich wiederhole nochmals, daß ich gewiß bin, Se. Majeſtät der König von Preußen, mein Herr, und alle gekrönten Häupter Europas, die durch die Bande des Bluts mit dem gefangenen Prinzen verbunden ſind, ſein Bruder, der Kaiſer von Oeſterreich, ſeine Couſine, die Königin von England, ſein Schwager, der König der Belgier, und ſeine andern Verwandten, wie die Königin von Spanien, der König von Italien und der König von Schweden, Sr. Excellenz dem Senor de Benito Juarez alle möglichen Garantien geben werden, daß keiner von den Gefangenen je wieder ſeinen Fuß auf mexikaniſchen Boden ſetzen werde." Dieſe warme Verwendung kam zu ſpät. Auch Lago war ſchon früher von Escobedo fortgewieſen worden. Es blieb bei dem Todesurtheil, welches am 19. Juni früh am Morgen vollzogen wurde. Ueber dieſe tragiſche Scene erſchienen verſchiedene falſche Berichte. Den glaubwürdigſten eines Augenzeugen brachte Ende Auguſt die Wiener Zeitung. Es war der heiterſte Sommermorgen und Maximilian rief aus: „Welch ſchöner Himmel, ſo hab ich ihn für den Tag meines Todes gewünſcht." Die Verurtheilten waren ſchwarz gekleidet und jeder beſtieg mit einem Geiſtlichen den Wagen. Am Platze der Hinrichtung angekommen, ſchritt der Kaiſer mit erhobenem Kopfe voran, ließ ſich die Soldaten vorſtellen, die ihn erſchießen ſollten, bat ſie, auf ſeine Bruſt zu zielen, und ſchenkte jedem eine Unze Gold. Der junge Offizier, der die Soldaten befehligte, bat ihn um Verzeihung, der Kaiſer aber ermunterte ihn, ſeine Pflicht zu thun. Dann umarmte der Kaiſer die Generale Miramon und Mejia auf baldiges Wiederſehen, Mejia allein war traurig, weil er wenige Minuten vorher ſeine geliebte Gattin mit dem Säugling an entblößter Bruſt wahnſinnig durch die Straßen hatte rennen ſehen. Der Kaiſer hielt noch eine kurze Rede: Mexikaner! Männer meines Ranges und meiner Geburt und von meinen Gefühlen beſeelt,

ſind durch die Vorſehung beſtimmt, entweder Beglücker ihrer Völker, oder Martyrer zu werden. Ich wollte euch Gutes thun und habe es gethan, ſo viel in meinen Kräften ſteht. Das und die Treue meiner Generale, die mit mir ſterben, iſt mein Troſt!" Sein Wunſch, ſein Blut möge das letzte ſeyn, was für Mexiko vergoſſen werde, war natürlicherweiſe illuſoriſch. Indem er vortrat, erhob er den Blick zum Himmel, zeigte mit der Hand auf ſeine Bruſt, um den Soldaten das Zeichen zu geben, und war in wenig Augenblicken eine Leiche.

Daß die Leiche mishandelt und der Haare beraubt worden ſey, daß der Arzt, der ſie einbalſamirte, Reliquien von ihr verkauft habe, war nur eine von den vielen Lügen, welche man ausſprengte. Augenzeugen haben dem widerſprochen.

Der Prinz von Salm beurkundete in einer öffentlichen Erklärung den ſchändlichen Verrath des undankbaren Lopez. Ueber den Abbé Fiſcher wurde viel räſonnirt; ihm gab man alle Schuld, was die klerikale Partei gefehlt hatte. Nach allem, was wir oben ſchon erörtert haben, finden wir ſowohl ihn als die klerikale Partei keineswegs ſo ſchuldig und die Verdächtigung hat ihren Hauptgrund nur in dem Haß, mit welchem die liberale Preſſe überhaupt alles Klerikale verfolgt.

Sobald die Hinrichtung des Kaiſer Maximilian in der Hauptſtadt Mexiko bekannt wurde, hielt es General Marquez für räthlich, die Stadt zu verlaſſen und ſich ins Gebirge zurückzuziehen. Weil er aber kurz vorher noch, wie es hieß, 20 oder 30 der angeſehnſten Liberalen hatte hinrichten laſſen, brach nach ſeinem Abzug ein großer Tumult in der Stadt aus und nahmen die Liberalen blutige Rache an den Klerikalen, am 20. Juni. Doch wurde die Ruhe bald hergeſtellt und nachdem Juarez am 15. Juli im Triumph wieder in die Hauptſtadt eingezogen war, hielt er am 21. bei einem großen

Bankett eine Verſöhnungsrede und ermahnte das mexikaniſche Volk, großmüthig zu handeln, wie das nordamerikaniſche, und den beſiegten Gegnern eine Amneſtie zu gewähren. Nur die klerikale Partei ließ er nicht mehr aufkommen und leerte alle Klöſter aus. Am 25. October 1867 wurde er wieder zum Präſidenten gewählt. Um dieſe Zeit kam der berühmte öſterreichiſche Admiral Tegethoff zu ihm und bat im Namen ſeines Kaiſers um die Leiche Maximilians. Juarez nahm Anſtand, ſie ihm auszuliefern, weil Tegethoff keine ſchriftliche Vollmacht mitbrachte. Eine ſolche auszuſtellen, hatte aber Kaiſer Franz Joſeph vermieden, weil damit eine Anerkennung des Juarez ausgeſprochen worden wäre. Hierauf ſtellte Herr von Beuſt am 27. September im Namen der kaiſerlichen Familie eine dringende Bitte an das Staatsoberhaupt in Mexiko,*) und nun erſt wurde der kaiſerliche Leichnam am 26. November, nachdem man ihn unter militäriſcher Escorte nach Veracruz gebracht hatte, daſelbſt dem Admiral Tegethoff feierlich übergeben. Die Leiche lag wohlerhalten und ſchwarz gekleidet auf Sammetkiſſen in einem Sarg von Roſenholz mit goldnen Beſchlägen. Auch der Schlüſſel dazu war von Gold. Den Sarg umſchloß noch ein

---

*) „Der Kaiſer, mein erhabener Herr, hat das Vertrauen, daß die mexikaniſche Regierung die Stimme der Menſchlichkeit hören, ſich nicht weigern werde, den gerechten Schmerz Seiner Majeſtät zu erleichtern und ſich der Erfüllung Ihres Wunſches nicht widerſetzen werde. Zu dieſem Ende iſt der Viceadmiral von Tegethoff mit dem Befehl nach Mexiko geſchickt worden, dem Präſidenten ein Geſuch zu überreichen, um die Uebertragung der Reſte des ſehr geliebten Bruders Seiner Kaiſerlichen Majeſtät nach Europa zu erwirken. Als Miniſter des kaiſerlichen Hauſes bin ich beauftragt, Ew. Excellenz zu bitten, dem Viceadmiral die erforderliche Ermächtigung verſchaffen zu wollen. Ich habe die Ehre, Excellenz, Sie zu bitten, dem Staatsoberhaupt im Voraus die Dankbarkeit der kaiſerlichen Familie auszudrücken ꝛc.“

zweiter von Zinn und ein dritter von Holz. Der Admiral brachte ihn sogleich auf die Novara, dasselbe Schiff, auf dem der Kaiser nach Mexiko gekommen war.

Als die französischen Truppen aus Mexiko nach Frankreich zurückgekehrt waren, befahl Napoleon III. sogleich, einen großen Theil derselben nach ihrer Heimath zu beurlauben, um sich bequemer ausruhen zu können. Damit wurde jedoch nur bezweckt, die geringe Zahl der Zurückgekehrten nicht übersehen zu lassen. Gegen den Marschall Bazaine erhoben mehrere seiner untergeordneten Generale bittere Klagen, so daß er nicht einmal nach Paris kommen durfte. Die Gerüchte von seinem Ehrgeiz, demzufolge er sich selbst in Mexiko habe zum Herrn aufwerfen wollen, waren wohl übertrieben und gehässig, aber schwer lastete auf ihm der Vorwurf, daß er sich in Mexiko bereichert und daß gerade sein Schwiegervater Lopez den unglücklichen Kaiser Maximilian verrathen hatte. Bazaine hatte diesem Elenden das Offizierskreuz der Ehrenlegion verschafft; jetzt aber wurde Lopez aus der Liste des Ordens gestrichen.

Marschall Bazaine wurde nach seiner Rückkehr nach Frankreich von seinen eigenen Offizieren angeklagt, er habe den Verträgen zuwider, als er aus der Hauptstadt Mexiko abzog, alle Munitionsvorräthe, anstatt sie dem Kaiser Maximilian zurückzulassen, in den Sequiafluß und in den See Texerco versenken, alle in der Citadelle der Hauptstadt befindlichen Geschütze zerstören und das Material als altes Eisen verkaufen lassen. Dabei sey „aus Versehen" auch kaiserliches Material mitverkauft worden. Maximilian habe es erfahren und zum Rechten sehen wollen, sey aber in die Citadelle nicht eingelassen worden. Alle Pulvervorräthe habe Bazaine mit nach Veracruz genommen und den Kaiserlichen nichts gelassen. Allein Graf Keratry hat in einem eigenen Werke den General glänzend vertheidigt und die Beschuldigungen zurückgewiesen. Die letzterwähnte Maaßregel sey

von Caſtelnau ausgegangen, der zuletzt allein bevollmächtigt war. Inzwiſchen beſchuldigt Prinz Salm in ſeinem 1868 veröffentlichten Tagebuch aus Mexiko Bazaine, er habe ſich durch ſeine Habgier im Lande tödtlich verhaßt gemacht und „die franzöſiſchen Offiziere ahmten ihn in allem nach und ihre Arroganz und Habgier übertrifft alle Begriffe.“

Die Reiſe, welche die Kaiſerin Eugenie im Juli 1867 nach England machte, ſoll zum Hauptzweck gehabt haben, den Papieren des Kaiſer Maximilian von Mexiko, die auf geheimnißvolle Weiſe nach England in Sicherheit gebracht worden waren, nachzuforſchen, um ſie auf irgend welche Weiſe für das franzöſiſche Intereſſe unſchädlich zu machen. Man glaubte, die Papiere ſeyen der Königin Victoria ſelbſt übergeben worden und dieſe hohe Dame werde ſich bewegen laſſen, ſie auszuliefern oder wenigſtens deren Veröffentlichung zu verhindern. Es wurde dabei angedeutet, daß, wie auch ſchon aus den dunklen Andeutungen in den Eloin'ſchen Berichten zu erkennen geweſen ſey, es ſich in jenen Papieren nicht mehr von mexikaniſchen Dingen, ſondern von einer bedeutenden Rolle gehandelt habe, die man dem Erzherzog in ſeiner Heimath zugedacht habe. Die Bemühungen der Kaiſerin Eugenie ſollen erfolglos geblieben ſeyn.

In der Mitte des Juli erfuhr man aus Miramare, die unglückliche Kaiſerin Charlotte habe den Tod ihres Gemahls noch nicht erfahren, und als die Königin der Belgier, Marie, ihre Schwägerin, zu ihr kam, um ſie nach ihrer belgiſchen Heimath abzuholen, habe ſie ſich entſchieden geweigert, Miramare zu verlaſſen. „Hier,“ rief ſie, „erwarte ich meinen Max, und wenn ich noch vierzig Jahre warten müßte.“ Die öſterreichiſchen Aerzte ſollen abgerathen haben, ſie mit Gewalt zu entfernen, während die belgiſchen es ohne Gefahr thun zu können glaubten. Am 31. Juli 1867 verließ ſie Miramare und reiste mit ihrer Schwägerin über Wien nach der Heimath.

Das Schickſal der Kaiſerin Charlotte gewinnt einen noch tragiſcheren Reiz, wenn man von Perſonen, die ihr nahe geſtanden, vernimmt, daß die ſehr allgemeine Vorausſetzung, ſie ſey energiſcher geweſen als ihr Gemahl und habe ihn eigentlich geleitet, eine irrige war. Während ſie ihn ſchwärmeriſch liebte und alles für ihn that, ſoll er ihr nicht die gleiche feurige Neigung zugewandt haben. Im Jahr 1868 erfuhr man, ſie habe aus Belgien einen rührenden Brief an den Papſt geſchrieben und ihres geliebten Gatten Seele ſeinem Gebet empfohlen.

Maximilians Leiche kam am 15. Januar 1868 in Trieſt an, wurde hier von den Erzherzögen empfangen und drei Tage ſpäter, nachdem ſie auf der Eiſenbahn fortgeſchafft worden war, in Wien in feierlicher und düſterer Trauer in der Kaiſergruft beſtattet. Seine Gemahlin ſoll durch das Königspaar in Brüſſel endlich von ſeinem Tode unterrichtet worden ſeyn und bitterlich geweint haben.

Seine in Mexiko gefangenen Anhänger wurden von Juarez freigelaſſen, mußten aber ſämmtlich, auch die geborenen Mexikaner, das Reich verlaſſen. In der europäiſchen Preſſe fehlte es nicht an Vorwürfen, welche ſich die bei der letzten Kataſtrophe in Mexiko betheiligten Perſonen gegenſeitig machten. Bazaines Adjutant, Graf Keratry, vertheidigte denſelben in einer glänzenden Schrift und die Gegenſchriften, namentlich die des mexikaniſchen Major von Montlong, vermochten nur zu beweiſen, daß Bazaine den unglücklichen Maximilian grauſam im Stich gelaſſen habe, gingen aber ohne Zweifel zu weit, wenn ſie behaupteten, er ſey auch gegen ſeinen Kaiſer, Napoleon III., ungehorſam und untreu geweſen. Eine ſolche Untreue würde Napoleon III. beſtraft haben und das iſt nicht geſchehen. Die Verpflichtungen, welche Frankreich gegenüber dem Kabinet von Waſhington übernommen hatte, erklären alles.

Unter den aus Mexiko Verbannten befand ſich auch Prinz Iturbide, den Maximilian adoptirt und dem der Kaiſer von Oeſterreich eine Penſion von 50,000 Franken ausgeſetzt hatte. Dieſer zwanzigjährige, als ſchön und liebenswürdig geſchilderte Jüngling trat in die Armee des Papſtes ein.

Zwölftes Buch.

Die südamerikaniſchen Freiſtaaten und Braſilien.

Nachdem die große Expedition nach Mexiko mißlungen iſt, haben alle die, welche ſie ſchon im Beginn mißbilligten, ſcheinbar Recht erhalten. Sämmtliche germaniſche Staaten in der alten und neuen Welt mögen auch frohlocken, daß es dem franzöſiſchen Kaiſer nicht gelungen iſt, die romaniſche Race in Mittel- und Südamerika aus ihrer tiefen Verſunkenheit emporzuheben. Gleichwohl wird die parteiloſe Weltgeſchichte den romaniſchen Plan des Napoleoniden billigen, einen großen Gedanken darin erkennen und bedauern, daß er nicht hat durchgeführt werden können. Um in dieſer Frage den vielgeſchmähten Napoleoniden gerechter zu beurtheilen, als es bis jetzt faſt überall geſchehen iſt, darf man nur orientirt ſeyn in den Zuſtänden der ſpaniſchen Staaten in den ſchönen großen Ländern, die ſich vom Rio Grande bis zu den Patagonen hin erſtrecken. Hier hätte wahrlich Beſſerung und Hülfe von außen noth gethan, um die ſpaniſche Race zum Adel ihres Urſprungs zurückzuführen. Die Verkommenheit dieſer

Race in Mexiko haben wir ſchon kennen gelernt. In allen andern von den Spaniern gegründeten Colonien im Süden Mexikos herrſchte dieſelbe Verdorbenheit und politiſche Ohnmacht in Folge der endloſen Parteiungen. Die großen Vicekönigreiche, welche einſt die ſpaniſche Regierung von Madrid aus hier errichtet hatte und die ſich bis zum Abfall vom Mutterlande im Jahr 1808 in innerm Frieden und blühendem Wohlſtand erhalten hatten, ſind, ſeitdem die Franzoſen und Engländer dem Volk den Taumelkelch der Freiheit gereicht haben, in eine lächerliche Menge von kleinen Republiken zerriſſen und in eine Revolution nach der andern geſtürzt worden, die zu regiſtriren kaum möglich iſt. Kaum hat ſich eine größere Republik gebildet, ſo zerfällt ſie ſchon wieder in kleine. Kaum iſt ein Präſident anerkannt worden, ſo wirft ſich der erſte beſte Offizier oder Advokat in einem Städtchen als Gegenkandidat auf, ſammelt eine Räuberbande, verſpricht ihr Plünderungen und reiche Beute, verſtärkt dadurch ſeine Truppenzahl und jagt den früheren Präſidenten fort oder läßt ihn erſchießen, bis ihn ſelbſt in wenigen Jahren wieder ein anderer abſetzt. Zwar herrſcht noch viele Frömmigkeit unter dem gemeinen Volke, beſonders bei den Indianern, aber mit heidniſchem Aberglauben vermiſcht und der Klerus iſt in Geſittung und Bildung, ſeitdem er ſich nicht mehr aus dem Mutterlande in Europa ergänzen kann, tief geſunken, während die höhern und reichern Klaſſen, beſonders in den Seeplätzen, zur Freimaurerei und Freigeiſterei neigen.

Die ſpaniſche Bevölkerung von Südamerika hätte eben ſo zu großer Macht gedeihen können, wie die engliſch-deutſche in Nordamerika, ja ſie hatte ſchon viel früher und in ausgedehnterem Maße den Boden der neuen Welt beſetzt. Die ſpaniſchen Colonien waren ſchon reich bevölkert, als die engliſchen erſt begannen. Aber der romaniſchen Race, zu welcher die Spanier gehören, wohnt nicht ſo viel Energie und Beſonnenheit inne, wie der germaniſchen. Auch

bedingt das wärmere Klima Südamerikas einen Unterschied. Der Spanier ist in Amerika erschlafft und hat viele seiner Tugenden im europäischen Mutterland zurückgelassen, vor allem den Racenstolz, denn er vermischte sich in der neuen Welt mit den eingebornen Indianern, ja sogar mit den eingeschleppten Negersclaven, und der reine weiße Stamm befindet sich jetzt in einer schwachen Minderheit gegenüber der indischen und schwarzen Race und ihren mannigfaltigen Mischungen. Gleichwohl war die Bevölkerung des spanischen Amerika beinahe drei Jahrhunderte lang unter der Herrschaft des Mutterlandes in Glück und Wohlstand und erfreute sich des Friedens, den nur der Seekrieg mit Engländern und Holländern hin und wieder an den Küsten störte. In einem so warmen Klima hatte sie weniger Bedürfnisse und die Natur bot ihr einen unerschöpflichen Reichthum. Dieser Umstand und der lange Frieden machte sie träge und so vegetirte sie, sinnlich befriedigt und ohne geistige Anstrengung oder auch nur Sehnsucht nach geistiger Thätigkeit durch die letzten Jahrhunderte fort, bis sie vom Revolutionsfieber angesteckt wurde. Bekanntlich riß sich das ganze spanische Amerika mit einziger Ausnahme der großen Insel Cuba vom Mutterlande los, als das letztere von Napoleons Armeen überschwemmt und die bisherige Königsfamilie gefangen fortgeschleppt wurde. Der Trieb zur Losreißung lag nur in einer kleinen Minderheit der südamerikanischen Spanier, nur in denen nämlich, welche von England aus durch große Handelsvortheile bestochen waren, die ihnen bisher durch die reichen Kaufleute des Mutterlandes entzogen worden waren, und die ihnen selbst zufallen mußten, sowie sie sich vom Mutterland unabhängig machen wollten, und in denen, welchen von den vereinigten Staaten aus die Vortheile der Republiken waren vorgespiegelt worden. Als vermittelndes Glied zwischen den Verführern und Verführten diente die Freimaurerei und die Einschwärzung europäischer Bücher.

Trotzdem vermochte die Verführung in den eigentlichen Kern der spanischen Bevölkerung nicht einzudringen, d. h. an der Trägheit und dem katholischen Köhlerglauben nichts zu ändern. Es gelang zwar den Kaufleuten, den in fremde Bildung eingeweihten Bürgern der Seeplätze und ehrgeizigen Generalen, das große Colonialreich, welches bisher ein einiges Ganze gebildet hatte, in viele Republiken zu zerstückeln, allein die südamerikanischen Spanier nahmen von den Verführern doch nur das Schlimme und nicht das Gute an, nämlich nicht das Unionsprincip, vermöge dessen sie ein imposantes großes Ganze gebildet haben würden, gleich der nordamerikanischen Union, und auch nicht das Arbeitsprincip, den Fleiß und den rastlosen Fortschritt in gewinnreichen und ruhmvollen Unternehmungen. Dagegen theilten sie mit den Yankees den individuellen Freiheitsdrang und Dünkel des von Gott und Welt unabhängigen republikanischen Bürgers und fielen, weil ihnen das unionistische Gegengewicht fehlte, nicht nur in eine innerliche Zerspaltung in viele vollkommen von einander unabhängige Freistaaten, sondern auch in einen unaufhörlichen Wechsel neuer Vereinigungen und abermaliger Spaltungen, d. h. in eine permanente Anarchie.

Daß nun hier ein verwüstetes Feld offen liegt, um besser bebaut zu werden, läßt sich nicht mißkennen. Es wäre eine der schönsten Aufgaben der Menschenliebe, der christlichen und der civilisatorischen Mission, den Bevölkerungen jener schönen Länder wieder aufzuhelfen. Zugleich steht hier dem Ehrgeiz, dem Ruhme ein großes Feld offen, und wem das Werk gelänge, er würde zu einer unberechenbaren Macht gelangen. Deshalb ist nicht erst Napoleon III. auf den Gedanken gefallen, schon lange vor ihm hat das Kaiserthum in Brasilien darnach getrachtet, wenn auch nicht, der spanischen Race aufzuhelfen, doch die kaiserliche Gewalt über die durch Revolutionen zerrütteten spanischen Republiken auszudehnen. Zumal seitdem der in Brasilien

regierende Zweig des alten Hauſes Braganza ſich mit der Familie Orleans verſchwägert hat, ſcheint ein Plan ausgedacht worden zu ſeyn, in der argentiniſchen Conföderation einem Orleaniden ein Kaiſerthum gründen zu wollen, wie ſpäter verſucht wurde, ein ſolches dem öſterreichiſchen Erzherzog in Mexiko zu gründen. Ein Anlaß mehr für Napoleon III., die Expedition nach Mexiko zu unternehmen.

In den vielen Republiken Mittelamerikas oder Centralamerikas hörten die Revolutionen niemals auf.*) In Guatemala wüthete der Dictator Carrera, ein alter Indianer, gegen die Liberalen. In Honduras wurde der Präſident Guardiola 1862 ermordet. Ebenſo Warrios, Präſident von San Salvador 1865. In demſelben Jahr verfügte ein Doctor Moreno in Ecuador maſſenhafte Hinrichtungen. In Neu-Granada beſiegte der Föderaliſt Mosquera 1861 die Centraliſten, deren Haupt Arvoleda im folgenden Jahre ermordet wurde. Noch einmal ſchlug Mosquera die Centraliſten unter Flores 1863. In Bolivia wurde General Yanez grauſam umgebracht ꝛc.

Noch muß erwähnt werden, daß der berüchtigte Freiſchaarenführer Walker, der von Nordamerika aus mehrmals Verſuche machte, ſich mit ſeinen Freiſchaaren in der Republik Honduras feſtzuſetzen, und der ſchließlich gefangen und am 12. September 1860 zu Truxillo hingerichtet worden war, vor ſeinem Tode (nach New-Yorker Blättern) merkwürdige Enthüllungen machte, denen zufolge damals ſchon Napoleon III. den Plan gehegt haben ſoll, die romaniſche Race in Amerika von Europa aus zu unterſtützen, es damals aber noch

*) Ein angeſehener Südamerikaner verglich überhaupt das vom Mutterland Spanien emancipirte Südamerika mit ſeinen endloſen Bürgerkriegen und Uſurpationen einem einzigen ungeheuren toll gewordenen Hundeſtall, weil nirgends ein Princip, eine Moral, ein edles Motiv, ein edles Ziel, eine große oder edle Perſönlichkeit daraus hervorblickte.

nicht auf Mexiko, ſondern auf Centralamerika abgeſehen habe, um die Landenge von Panama, die Eiſenbahn und den wenigſtens projectirten Kanal, welcher den atlantiſchen mit dem ſtillen Ocean verbinden ſoll, in ſeine Gewalt zu bekommen. Walker bekannte, dieſer Politik zum Werkzeuge gedient zu haben.

Dieſes Centralamerika oder der Weſtrand des mexikaniſchen Golfs, die ſchmale Landzunge, welche die beiden großen Continente von Nord- und Südamerika verbindet, liegt zwar in der tropiſchen Zone, hat aber ſeiner Gebirge wegen ein ſo gemäßigtes Klima, daß die weiße Race hier gut fortkommt, ohne zu entnerven und ohne unumgänglich der Negerarbeit zu bedürfen. Zugleich iſt es das wichtigſte Paſſageland der ganzen Erdoberfläche, indem es das atlantiſche mit dem ſtillen Meere jetzt zwar nur erſt durch eine Eiſenbahn mittelbar verbindet, früher oder ſpäter aber durch einen Canal auch unmittelbar verbinden wird. Land und Klima ſind paradieſiſch. Dieſe ſchönen Uferländer würden ſich demnach zu einer germaniſchen Einwanderung in vorzüglichem Grade eignen. Dermalen ſind ſie in fünf Republiken getheilt: Guatemala, Nicaragua, Coſta-Rica, San Salvador und Honduras. Die ſpaniſchen Bewohner ſind nicht zahlreich und bei wenig Energie doch immer in Parteien geſpalten. Die Vernünftigeren unter ihnen erwarten auch Verbeſſerungen, Straßenbau, Unterrichtsanſtalten und eine umſichtige und einige Verwaltung nur von einer Einwanderung.

An Centralamerika ſchließt ſich auf dem großen Continent Südamerikas zunächſt die Republik Peru an. Dieſes Peru war vor Ankunft der Spanier, gleich dem alten Mexiko, ein Kaiſerthum mit einer ſchon weit vorgeſchrittenen Civiliſation und außerordentlich reich bevölkert. Die Spanier haben dieſem ſchönen Lande kein Glück gebracht. Die Bevölkerung iſt auf 1,400,000 Seelen herabgeſunken und corrumpirt, der Staat ohnmächtig. Wenn Peru ehemals das

vorherrschende Reich, das eigentliche Centrum Südamerikas war, so ist es jetzt von allen Uebeln heimgesucht, als ob Pizarros Fluch auf dem Lande ruhte, dessen alte Bevölkerung und Cultur er mit der unmenschlichsten Grausamkeit vernichtete. Wenn der Fluch der Eroberung auf der ganzen spanischen Race lastet, so doch am meisten auf den Spaniern in Peru.

Das schöne Land zwischen dem Stillen Ocean und den himmelhohen Cordilleren wird fortwährend durch periodisch wiederkehrende Erdbeben, durch Seuchen und durch Bürgerkrieg verheert. Die Einwohnerzahl kann sich also nicht vermehren und hat auch nicht sittliche Energie genug, um sich zu einigen und dem unseligen Parteiwesen ein für allemal ein Ende zu machen. Den achtbarsten Theil der Einwohner bilden die europäischen Kaufleute, die sich des Handels wegen hier aufhalten, denn hier ist die Heimath des Silbers und des Guano. Am meisten Ansehen und Vertrauen genießen die Deutschen. Die Eingeborenen spanischer Race aber, die weißen Creolen, sind bei viel altem Stolz und Hochmuth doch verweichlicht, corrumpirt und unfähig. Sie sind auffallend bleich bei desto schwärzerem Haare. Die Männer haben häufig schöne Züge, aber durch Sinnlichkeit und Schlaffheit entstellt. Sie sind schwächlich und weichlich, scheuen jede Anstrengung, naschen den ganzen Tag Süßigkeiten oder rauchen Cigarren und sind leidenschaftlich dem Spiel ergeben, einem Laster, von dem auch die Geistlichen angesteckt sind. Im Uebrigen ist ihre Faulheit und Wollust mit Bigotterie gepaart. Man findet hier ganz ähnliche Zustände wie in Mexiko. Alle Reisenden sind in dieser Schilderung der Peruaner einverstanden. Das beste Werk über Peru ist das des Schweizer v. Tschudi. An die weiße Bevölkerung, die so herabgekommen ist, schließen sich nun noch die Farbigen an, die rothen Indianer, die schwarzen Neger und alle möglichen Mischungen

der drei Racen, in denen aber nicht die Tugenden, sondern die Mängel und Laster der drei Ursprungsracen zusammenschmelzen.

Die Präsidenten der Republik Peru wechseln mit den Revolutionen. Im Jahr 1860 schlug Präsident Castilla eine Empörung nieder, man klagte aber über seine Willkürherrschaft. Im Jahr 1864 bestritt Peru den Spaniern das Recht, die ungeheuern Guanovorräthe auf den Cinchasinseln auszubeuten. Man schätzte dieselben 600 Millionen Piaster werth, nichts als Vögelkoth. Eine spanische Flotte unter Admiral Pinzon bemächtigte sich der Inseln am 14. April mit Gewalt. Ein blutiger Krieg drohte, denn alle Nachbarrepubliken, Bolivia, Venezuela, Columbia und besonders eifrig Chile, versprachen Peru Hülfe gegen die Spanier und verlangten, es solle sich nichts von diesen gefallen lassen. Aber der neue peruanische Präsident, General Perez, war zum Frieden geneigt, da unterdeß auch in Madrid der gemäßigte Narvaez die Kriegslust dämpfte.

Nachdem am 24. Januar 1865 die Republik Peru sich den spanischen Forderungen gefügt und Spanien die Guanoinseln überlassen hatte, brach in Peru selbst eine Empörung aus, weil man dem Präsidenten, General Perez, seine allzugroße Nachgiebigkeit gegen Spanien vorwarf. Die Rebellen wurden jedoch vor Lima geschlagen. Aber auch die Nachbarstaaten waren mit dem Frieden sehr unzufrieden, weil sie nicht wollten, daß sich die Spanier auf's neue irgendwie in Südamerika festsetzen sollten. Besonders in Chile erklärte sich die Presse leidenschaftlich gegen Spanien und in chilenischen Häfen verweigerte man den spanischen Kriegsschiffen Kohlen und was sie sonst bedurften. Darauf erschien am 13. Mai Tavira als spanischer Gesandter in Chile, um Beschwerde zu führen, und wurde so befriedigt, daß er bei seiner Rückkehr nach Madrid den besten Eindruck von Chile mitbrachte. Unterdeß aber hatte das besonnene Ministerium

Narvaez O'Donnel weichen müſſen und dieſer ergriff mit Freude die Gelegenheit, wieder renommiren zu können. Der ſpaniſche Admiral Pareja erhielt den Befehl, mit Gewalt vorzugehn, erſchien am 17. September vor Valparaiſo und verlangte unter beleidigenden Drohungen Genugthuung. Obgleich das ganze in der Hauptſtadt Chiles verſammelte diplomatiſche Corps gegen ein ſo brutales Verfahren proteſtirte, erklärte doch der Admiral ſchon am 24. die ganze Küſte Chiles in Blokadezuſtand und geſtattete neutralen Schiffen nur 10 Tage Zeit, um auszulaufen. Man erwartete jeden Augenblick das Bombardement der Hauptſtadt. Als die Nachricht davon nach London kam, gerieth die Kaufmannswelt in große Aufregung, weil dieſer neue Krieg an den Ufern des ſtillen Oceans dem ſehr ergiebigen Handel mit Chile großen Nachtheil brachte, und Lord Ruſſel ſchickte eine drohende Depeſche nach Madrid. Zufällig nahmen die Chilenen ein ſpaniſches Schiff weg, und Pareja, durch widerſprechenden Befehl ohnehin geärgert, ſchoß ſich eine Kugel vor den Kopf, 1. Dezember 1865.

Mittlerweile hatten ſich die Aufſtändiſchen in Peru unter Creſco wieder geſammelt, ſchlugen den General Perez am 6. November 1865, nöthigten ihn, das Land zu verlaſſen, und eroberten Lima und Callao. Soldaten und Pöbel plünderten in der letzteren Stadt, insbeſondere die dort wohnenden Deutſchen, weil keine Kriegsſchiffe zu ihrem Schutz von Seite irgend einer deutſchen Macht vorhanden waren, während Engländer und Franzoſen den Schutz ihrer Schiffe genoßen. Creſco ſelbſt mußte ſich vor dem brutalen Meſtizen Caſtillo beugen, weil derſelbe des Pöbels Liebling war.

Chile wurde 1860 durch den tapfern Indianerſtamm der Araucaner beunruhigt, unter denen ſich ein franzöſiſcher Abenteurer, Tomence, zum König aufgeſchwungen haben, 1862 aber wahnſinnig geworden ſeyn ſoll.

Am 3. Dezember 1863 ereignete ſich ein fürchterliches Unglück zu St. Jago in Chile. Man feierte daſelbſt in der Jeſuitenkirche das Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariä, und zwar in der Nacht. Die Kirche war von 20,000 Gasflammen erhellt und nach der Sitte des Landes überreich ausgeſchmückt mit Bildern, Draperien und Verzierungen der mannigfachſten Art und überfüllt mit Menſchen, beſonders mit Weibern und Kindern. Als der Sacriſtan am Hochaltar vor dem großen Bilde der Gottesmutter eine Gasflamme unvorſichtig anzündete, ſtieg die Flamme raſch ſo hoch, daß ſie die Draperie des Altars erreichte, und augenblicklich verbreitete ſie ſich, durch die brennbaren Stoffe der Ueberkleidungen genährt, an der Decke und im ganzen Umfang der Kirche. Die Decke war unglücklicher Weiſe von Holz, die dürren Bretter entzündeten ſich und ein Feuerregen ſtürzte auf die Volksmenge nieder. Zwar ſuchte alles zu entfliehen, aber im Gedränge ſtopfte ſich die Maſſe der Menſchen an den Thüren, viele ſtürzten nieder, andere über ſie hin, bis der zertretenen Menſchen ſo viele todt dalagen, daß ſie an allen Ausgängen Barrikaden bildeten, über die niemand mehr hinüber konnte. Ein Indianer warf ſeinen Laſſo (eine Schlinge, womit man wilde Rinder fängt) in die Kirche hinein und zog damit wirklich einige Perſonen heraus, bis der Strick riß. Es war unmöglich, die noch in der Kirche zurückgebliebene Menge zu retten, da das Feuer allzuſchnell um ſich griff. Man ſah, wie das Feuer, ſobald es einmal den üppigen Haarwuchs der Chilenimen ergriffen hatte, weil ſie Kopf an Kopf gedrängt ſtanden, ſich raſch über alle Köpfe verbreitete. Man hörte das Jammergeſchrei der Verbrennenden. Dann war alles verſtummt. Denn das ganze Unglück begann und endete mit unglaublicher Schnelligkeit. Die meiſten Menſchen waren erſtickt und erſt die Leichen nachher durch das herabſtürzende glühende Gebälk verbrannt. Man zählte über 1800 Todte.

Die radicale Preſſe beutete dieſen Unglücksfall aus, um wieder

einmal ihr Müthchen an den Jesuiten zu kühlen. Er hatte sich in einer Jesuitenkirche zugetragen, also log man sogleich, die Jesuiten seyen Schuld gewesen. Obgleich das Feuer nur zufällig durch eine zu hoch aufsteigende Gasflamme (wie beim Theaterbrand in Karlsruhe) entstanden war, log man, die Jesuiten, unter denen ein gewisser Ugarte ganz besonders gravirt wurde, hätten Briefe, zum Theil mit Geld beschwerte Briefe bigotter Damen an die Gottesmutter, vor deren Altar verbrannt. Ferner log man, die Jesuiten hätten sich in die Sakristei gerettet, aber deren Thüre verschlossen, um ungestörter ihre Schätze in Sicherheit zu bringen. Diese Beschuldigungen hat ein Professor Ballacey aus St. Jago widerlegt: die Thüre zur Sakristei, ohnehin eine der engern und zur Flucht weniger geeignet als die Hauptthüren, sey gar nicht verschlossen gewesen. Kirchenschätze seyen gar nicht in Sicherheit gebracht worden.

Die Portugiesen, obgleich eine viel kleinere Nation als die Spanier, haben doch in Südamerika besser zusammengehalten, weshalb ihre Colonie, das Kaiserreich Brasilien, größer und einiger ist, als irgend einer der vielen spanischen Freistaaten. Daraus erklärt sich die Neigung der brasilianischen Regierung, sich die Hegemonie auf dem südamerikanischen Continent durch Annectirung seiner spanischen Nachbarn zu verschaffen.

Wie wenig übrigens die Macht Brasiliens in Europa geachtet war, bewies ein Beispiel englischer Brutalität, welches 1862 in Brasilien vorkam. Ein paar englische Seeoffiziere und ein englischer Capitain in Civil insultirten in betrunkenem Zustande auf einer Landparthie vor Rio de Janeiro die Vorübergehenden und wurden arretirt. Darüber schlug der englische Gesandte einen Lärm auf, als ob die Krone von England umgestoßen worden wäre. Brasilien gab die verlangte Entschädigung, bewilligte aber die verlangte Bestrafung der Wache nicht und alles in Brasilien war empört über so rohe An-

maßung. Bald darauf ſcheiterte das engliſche Schiff „der Prinz von Wales" an der braſilianiſchen Küſte und die ganze Mannſchaft ging zu Grunde. Die Engländer behaupteten, das Schiff ſey von den Braſilianern geplündert worden, und erzwangen die geforderte Entſchädigung, indem ſie braſilianiſche Schiffe wegnahmen. Die gerechten Klagen der braſilianiſchen Regierung wurden in London mißachtet. Die tiefſte Entrüſtung gab ſich darüber in ganz Braſilien kund. Alles feuerte den Kaiſer an, die Schmach nicht zu dulden, und im Mai 1860 mußte der engliſche Geſandte Rio de Janeiro verlaſſen. Der zum Schiedsrichter aufgerufene König der Belgier erklärte ſich zu Gunſten Braſiliens. Im engliſchen Oberhauſe ſelbſt wurde ſeine Anſicht getheilt, aber Lord Ruſſel machte Ausflüchte und ſtellte in dem jungen König von Portugal einen neuen Schiedsrichter auf.

Inzwiſchen ſuchte ſich Braſilien auf Koſten ſeiner ſpaniſchen Nachbarn allmälig zu vergrößern. Schon bald nach der Unabhängigkeitserklärung der ſpaniſchen Colonien annectirte ſich Braſilien die in ſeinem Süden gelegene Provinz Uruguay oder Banda Oriental mit der Hauptſtadt Montevideo, indem es ſie gegen die Altſpanier ſchützen half, allein ſchon 1827 machte ſich Uruguay mit Hülfe von Buenos-Ayres wieder frei und trat zur Conföderation der ſpaniſchen Laplatafreiſtaaten. Weil nun aber viele in Uruguay bereits angeſiedelte Portugieſen von Montevideo aus durch die Spanier aus Nationalhaß ſchwer bedrückt wurden, benutzten die Farbigen die thörichte Zerwürfniß unter den Weißen, um ſich zwiſchen ihnen einzudrängen. An der Spitze dieſer Partei der ſ. g. Colorados wurde General Florez Präſident der Republik Uruguay, aber durch die ſpaniſche Partei der Weißen oder Blancos vertrieben. Er floh nach Buenos-Ayres, deſſen Präſident Mitre ſich neutral verhielt, aber geſtattete, daß Florez einen Einfall in Uruguay machte und die an den Nordgrenzen daſelbſt wohnenden Braſilianer an ſich zog, 1863. Braſilien ergriff dieſe Ge-

legenheit, um Florez beizustehen und seinen alten Einfluß in der Provinz wieder zu gewinnen. Seine Truppen überschritten am 12. Oktober 1864 die Grenze und eroberten die feste Stadt Paysandu. Der vereinigten Uebermacht der Colorados und Brasilianer konnten nun die Blancos nicht widerstehen und ihr Präsident Aiguirre mußte sein Amt an Villalba abtreten, der unter Vermittlung der europäischen Consuln und Schiffskapitäne die Stadt Montevideo am 21. Februar 1865 an Florez unter der Bedingung übergab, daß die Stadt geschont und kein Eigenthum verletzt würde. Auch jetzt noch blieb Buenos-Ayres neutral, dagegen waffnete Paraguay.

In Paraguay herrschte noch die alte Ordnung der Dinge wie unter dem früheren musterhaften Jesuitenregiment. Das reiche Land bot der gut disciplinirten indianischen Bevölkerung, was sie bedurfte. Zwischen zwei großen Flüssen und Urwäldern eingeengt, blieb das Land von ausländischer Sittenverpestung unangesteckt. Wie früher die Jesuiten, so sperrte auch Doktor Franzia, der ihre Regierungsweise fortsetzte, den Verkehr von außen ab. Nach seinem Tode 1841 erbte sein Neffe Lopez dieselbe unumschränkte Gewalt, begann jedoch das Land dem auswärtigen Handel auf der großen Wasserstraße zu öffnen. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Solano Lopez, ein Mann von großer Energie, der die wichtige Rolle übernahm, das spanische Element in den südamerikanischen Republiken gegen das portugiesische im Kaiserthum Brasilien zu vertheidigen. Brasilien suchte die ewige Uneinigkeit jener spanischen Republiken auszunutzen und sich auf ihre Kosten zu vergrößern. So wollte es die nördlichen und östlichen Theile der Republik Paraguay an sich reißen. Es würde die Nachbarn wohl haben in Ruhe lassen müssen, wenn nicht Präsident Mitre in Buenos-Ayres aus seiner zweideutigen Neutralität heraus und offen auf die Seite Brasiliens getreten wäre. Derselbe hoffte nämlich, alle kleinen Republiken, in welche das weite Gebiet des

Laplataſtromes getheilt war, alle nach einander unter die Alleinherrſchaft von Buenos-Ayres zu bringen und dazu ſollte ihm Braſilien behülflich ſeyn. Zugleich trachteten die beiden verbündeten Regierungen von Braſilien und Buenos-Ayres, die Binnenländer des Feſtlands von Südamerika in Bezug auf Handel und Verkehr von ſich abhängig zu machen durch Zölle und Monopole. Lopez nun warf ſich zum Vertheidiger ſowohl der Unabhängigkeit als des freien Handels auf und fand die wärmſte Unterſtützung in Paraguay, nicht in den andern ſpaniſchen Republiken, in denen Trägheit und Intrigue jeden patriotiſchen Aufſchwung hemmten. Als die Braſilianer trotz der Warnung des Lopez in Uruguay einrückten, erklärte ihnen Lopez den Krieg, fiel ſogleich in die braſilianiſche Grenzprovinz Matto Groſſo ein und fand keinen Widerſtand, denn hier wohnen viele deutſche Coloniſten, die mit den freien Spaniern mehr ſympathiſiren als mit den kaiſerlichen und Sclaven haltenden Braſilianern. Hierauf fiel Lopez auch in der ſpaniſchen Republik Corientes ein, um ſie gegen Braſilien zu ſchützen, und noch einmal in der braſilianiſchen Provinz Rio Grande del Sul, im Frühjahr 1865.

Mittlerweile ging der Bürgerkrieg in Nordamerika zu Ende, die Nordſtaaten ſiegten und die Vereinigten Staaten ſtanden mächtiger da als je vorher. Die nächſte Folge davon war, daß Präſident Johnſon ſich in die mexikaniſche Angelegenheit einmiſchte und den Kaiſer der Franzoſen veranlaßte, ſeine Truppen vom amerikaniſchen Feſtland zurückzuziehen. Hierauf richtete Johnſon ſein Augenmerk auch auf Braſilien und traf auch hier Vorkehrungen, dem monarchiſchen Annectirungsgelüſte einen Zügel anzulegen und die Selbſtändigkeit der Republik Paraguay zu retten. Sein Abgeſandter Waſhburne begab ſich auf den Kriegsſchauplatz und der braſilianiſche Feldherr wagte nicht, die Strenge der Blokade auf ihn anzuwenden, ſo daß er ſich nach Paraguay zu Lopez begeben konnte. Zugleich mußte der

nordamerikaniſche Geſandte Asboth in Buenos-Ayres offizielle Vermittlungsvorſchläge machen, zu nicht geringer Freude der hier und in Uruguay angeſiedelten oder Geſchäfte treibenden Europäer, denen der Kriegszuſtand ſehr läſtig wurde. Braſilien erkannte die Gefahr und ſuchte ihr dadurch zuvorzukommen, daß es freiwillig und ohne dazu aufgefordert worden zu ſeyn, die Schifffahrt auf dem großen Amazonenſtrom freigab, eine außerordentliche Conceſſion für den Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch verband ſich mit dieſem ſcheinbaren Opfer auch wieder ein der Union ſchädliches Intereſſe, denn viele reiche Anglo-Amerikaner aus den Südſtaaten, die es dort unter dem harten Druck der Sieger nicht mehr aushalten konnten, hatten ſich bereits am Amazonenſtrom angeſiedelt und wenn dieſe Colonien durch Freigebung der Stromſchifffahrt, wie zu erwarten war, ſich bald vergrößern ſollten, mußte daraus eine weſentliche Machtvermehrung Braſiliens entſtehen.

Auch ließ Braſilien vom Kriege nicht ab, obgleich ſich derſelbe nur erfolglos hinſchleppte. Die braſilianiſche Armee unter General Porto Alegre, verbunden mit den argentiniſchen Truppen unter Mitre ſtanden am großen Fluſſe Purana und am andern Ufer ſtand Lopez mit den ihm feurig ergebenen Paraguaiten. Ringsum waren Wald, Sümpfe und Höhenzüge, nirgends offenes und fruchtbares Land. Die Alliirten mußten ihren Proviant auf dem großen Fluſſe nachſchleppen. Sie hatten die Ueberlegenheit der Zahl, aber die Spanier unter Mitre waren den Braſilianern abhold und ſchlugen ſich ſchlecht. Die braſilianiſche Flotte hatte ſtarke Panzerſchiffe und gegen ſie konnten die Schiffe von Paraguay nicht aufkommen, aber es gab nur einen Uebergang über den großen Fluß, bei Paſſo da Patria, und dieſer war von Lopez ſtark befeſtigt. Der braſilianiſche Feldherr machte daher zweimal Diverſionen, um dem Feind womöglich in die Flanke zu kommen. Da zog ſich Lopez freiwillig von Paſſo da Patria zu-

rück nach der Feſtung Humaita im Innern des ſumpfigen Waldlandes, wo ihn die braſilianiſche Flotte nicht mehr beläſtigen konnte, und legte auf dem einzig paſſirbaren Wege, der zu dieſer Feſtung führte, bei Roja ſo ſtarke Verſchanzungen an, daß es den Braſilianern unmöglich war, ſie trotz allen Anſtrengungen zu erſtürmen. Der braſilianiſche General ſchickte nun die Flotte den Fluß Paraguay hinauf, um die Feſtung Curupaiti zu nehmen. Aber bei der Palmarinſel fand die Flotte heftigen Widerſtand von einem dort angelegten Fort aus. Ihr größtes Panzerſchiff wurde durch einen Torpedo in Stücke geriſſen. Das Uferfort wurde zwar erſtürmt, wobei alle Paraguaiten umkamen, weil ſie ſich bis auf den letzten Mann vertheidigten (im September 1866); als aber die Alliirten hierauf vor Curupaiti rückten, wurden ſie von hier nach blutigem Kampfe zurückgeſchlagen, weil Mitres Truppen ſich wieder nicht anſtrengen wollten. Doch blieben die Alliirten immer noch am Grenzfluß ſtehen.

Dom Pedro II., der Kaiſer von Braſilien, hatte nur zwei Töchter, von denen die älteſte, Donna Iſabel ſich 1864 mit Louis, Grafen D'Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, und die jüngere Leopoldine mit dem Herzog Auguſt von Coburg, Neffen des Königs von Portugal, vermählte.

Bevor wir die neue Welt verlaſſen, ziemt uns noch ein Rückblick auf die Stellung, welche ſie zur alten Welt einnimmt. Zwei Momente ſind dabei für Europa von beſonderer Bedeutung, einmal die energiſche Durchführung der Monroedoctrin, durch welche die Franzoſen gezwungen wurden, ſich aus Mexiko zurückzuziehen, und zweitens die wechſelſeitige Bekomplimentirung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Rußland, durch welche eine künftige Allianz Amerikas mit Aſien gegen Europa vorbereitet wird.

Schon der große Napoleon faßte den Weltkampf ſummariſch auf und prophezeite aus ſeinem Aſyl auf der Inſel St. Helena, Europa

werde republikaniſch oder koſackiſch werden. Das hieß ſoviel als, Europa iſt nicht mehr ſelbſtändig, empfängt ſeinen Impuls entweder von der Demokratie in Amerika herüber, oder vom tatariſchen Deſpotismus Aſiens her. Auch deutſche Geſchichtſchreiber und Publiciſten, namentlich auch Reiſende, wie z. B. Fröbel und Moritz Wagner, haben die Frage erörtert, ob jene Prophezeihung des großen Napoleon nicht ſehr berechtigt geweſen ſey? Der letztere erkennt nur noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland die Fähigkeit und den Beruf, auswärtige Eroberungen zu machen. Spanien habe die ſeinigen verloren, ebenſo Frankreich, welches überhaupt nicht zu coloniſiren verſtehe, und auch England habe den Culminationspunkt ſeiner überſeeiſchen Erwerbungen längſt hinter ſich. In Europa ſeyen alle Staaten alt geworden, im Abwelken und Untergehen begriffen, zehren nur von ihrer Vergangenheit, wie der Bär im Winterſchlaf vom eigenen Fett. Jung dagegen und zukunftreich ſey nur die Union und Rußland.

Auch Napoleon III. hat die Frage tief erfaßt und nur politiſche Kleinkrämer und Philiſter können an ſeiner mexikaniſchen Expedition nichts wahrnehmen, als deren Mißlingen. Daß ſie unter beſondern Umſtänden und hauptſächlich durch den Verrath Englands und Spaniens mißlang, iſt kein Grund, den großen Gedanken, der da zu Grunde lag, zu mißkennen oder zu beſpötteln. Es war möglich, der romaniſchen Race in Amerika aufzuhelfen und den Einfluß Europas auf die neue Welt wieder herzuſtellen, wenn Frankreich dabei vom übrigen Europa unterſtützt worden wäre.

Alle die umſichtigen Männer, welche die Vorgänge auf der Oberfläche der Erde im Großen und Ganzen überſchauen und beurtheilen, haben bei ihren Berechnungen nur einen europäiſchen Factor überſehen und das iſt Deutſchland. Zwar ſteckt es noch tief in particulariſtiſchen Gewohnheiten, allein es hat doch angefangen, ſich zur Einheit aufzu-

raſſen. Im übrigen Europa hat ein oberflächlicher Liberalismus faſt alles Intereſſe verſchlungen und die Demokratie rechnet immer noch auf allgemeinen Umſturz der Dinge, während die conſervativen Parteien ſich an vermeintliche Rechte klammern, etwas erhalten wollen, was der Erhaltung nicht mehr werth iſt, und ſich auf Gegenwart und Zukunft nicht verſtehen.

Es iſt ſchade, daß Europa in ſeinen revolutionären Zuckungen zwiſchen Deſpotie und Anarchie und bei den unfruchtbaren Verfaſſungskämpfen ſeine Weltſtellung, ſeinen Beruf zur Weltbeherrſchung und Weltbeglückung vergeſſen hat. Europa ſchien allerdings zu einer größern und edlern Rolle beſtimmt zu ſeyn, als hier vom demokratiſchen Yankeethum überfluthet und dort vom deſpotiſchen Rußland bedroht zu werden. Durch ſeine inhaltreiche Vergangenheit ſchien es berufen zu ſeyn, dauerhaftere Formen des ſocialen, politiſchen und kirchlichen Lebens auszubilden. Es nahm den Anlauf zu höhern organiſchen Bildungen, die etwas unendlich Vollkommeneres ſind, als die anorganiſchen Gebilde des maſſenhaft erſtarrten Ruſſenthums und des durch Freiheit und Gleichheit Aller in Sandkörner aufgelösten Yankeethums. Allein es iſt ſehr die Frage, ob im alten Europa noch ſoviel organiſche Reproduktionskraft übrig iſt, als nöthig wäre, um uns gleich ſehr vor dem Yankeethum wie vor dem Ruſſenthum ſchützen zu können.

Blickt man auf den heutigen Zuſtand der europäiſchen Preſſe und alles deſſen, was ſich als vorherrſchende öffentliche Meinung auch in den parlamentariſchen Wahlen kundgibt, ſo vermißt man darin faſt jegliches Verſtändniß der großen welthiſtoriſchen Aufgabe Europas und der bedenklichen Kriſis, in welcher ſich dieſer Welttheil gegenwärtig befindet. Die wenigen Wahrheitsſtimmen werden in der Regel überhört. Vor allen Dingen will man nicht conſervativ heißen, ſelbſt wenn man es iſt. Der oberflächliche Liberalismus übt eine ungeheure

Tyrannei. Doch bleibt immer noch einige Hoffnung, daß ein richtigeres Verständniß zunächst deutscher, dann auch europäischer Dinge, der verblendeten Menge wieder aufdämmern könne.

Wie in so vielen andern Dingen, so wird auch hier auf die Neugestaltung Mitteleuropas, d. h. Deutschlands, das Meiste ankommen. Ueberaus viel wird sich in den Meinungen, wie in den Verhältnissen selbst ändern, wenn die Einheitsbestrebungen der deutschen Nation ferneren Erfolg haben. Denn die Verblendung ist nicht älter als die Kleinstaaterei, sie hängt auf das engste mit ihr zusammen. Der Particularismus ließ keine großartige Auffassung, kein richtiges Verständniß der größten socialen, nationalen und kirchlichen Fragen mehr aufkommen. Ueberall schob er kleine Interessen vor die großen, täuschte durch läppische Vielwisserei über den Mangel an gesunder Vernunft und spiegelte auf Schulen und Universitäten der unwiderstehlich erwachenden Sehnsucht nach größern Dingen nur falsche Ideale vor, die von da abführten, wohin man hätte sehen und trachten sollen. Wird nun nach und nach der particularistische Eifer gegenstandlos, indem die Kleinstaaterei aufhört, so muß sich der Horizont der Menschen auch wieder erweitern, und es wäre insofern nicht unmöglich, daß die großen conservativen Interessen der Nation in dem Maaße wieder zur Geltung kommen könnten, in welchem die liberale Afterweisheit, die hauptsächlich von der Kleinstaaterei genährt wurde, in ihrer Unnatürlichkeit und in ihrem ganzen Unwerth erkannt wird.

Das deutsche Volk hat eine sehr glückliche geographische Lage in der Mitte Europas und ist überdies so zahlreich, daß es, wenn erst alle seine Stämme sich wieder vereinigt haben, sowohl nach der romanischen als nach der slavischen Seite hin, das alles in Atome auflösende demokratische System, wie den alles versteinernden Despotismus von sich abhalten und in Zukunft eben so viel Einfluß auf die Nachbarn üben kann, als es sich bisher bei seiner Kleinstaaterei fremden Einfluß

hat müſſen gefallen laſſen. Iſt Deutſchland einmal ganz geeinigt, ſo wird es wieder in einer Kraft und Friſche in die Weltgeſchichte eintreten, wie es weder der weſtlichen Demokratie noch dem öſtlichen Czaaren- und Popenthum möglich iſt. Das Beiſpiel Deutſchlands wird wohlthätig auf die Nachbarn wirken und ſie von manchem Irrthum zurückbringen, dem ſie ſich jetzt noch hingeben. Es wird ihnen helfen, wo ſie brutaler Gewalt zu unterliegen fürchten müſſen. Was Oeſterreich und Preußen früher allein nicht vermochten noch wollten, wird das geeinigte Deutſchland vermögen. Es wird die kleinen Völker im Oſten ſchützen, daß ſie nicht alle vollends von Rußland verſchlungen und uniformirt werden. Es wird ſich in der orientaliſchen Frage mit den Weſtmächten vereinigen, das ehemalige byzantiniſche Reich vor Ruſſificirung zu ſchützen und dafür zu ſorgen, daß dasſelbe der mitteleuropäiſchen Machtſphäre einverleibt werde.

Endlich — und damit wollen wir ſchließen — ſteht dem bisher ſo mächtigen England eine Kriſis bevor. Die fortſchreitende Emancipation Irlands wird den alten Streit nicht ſchlichten. Irland wird ganz ſelbſtändig zu werden ſuchen und dabei von den Vereinigten Staaten Nordamerikas aus unterſtützt werden. Auch im Innern droht die äußerſt klug ausgedachte Organiſation der Arbeiter einen Sturm zu erregen. Auf der andern Seite ſind die ſcandinaviſchen Staaten fortwährend von Rußland bedroht. Rußland will durch den Belt die ganze Oſtſee beherrſchen. Schon hat es Schweden Livland, Eſthland und Finnland entriſſen und die däniſche Königsfamilie ganz in ſein Netz gezogen. Es wird wie bisher jede Gelegenheit benützen, um ſeinen Plan auf die Eroberung aller Oſtſeeländer auszuführen, um ſo mehr, wenn es der Eroberung Conſtantinopels entſagen müßte. Wie man die Eroberungspolitik in Waſhington und in St. Petersburg einmal kennt, ſcheint es keine bloße abenteuerliche Vermuthung zu ſeyn, daß in nicht zu langer Zeit England und Scandinavien von

dieſen beiden Seiten her einen ſtarken und fortgeſetzten Druck empfinden werden. In dieſem Falle aber würde ihnen die Hülfe des großen deutſchen Reichs in Mitteleuropa vom höchſten Werthe ſeyn. Die Möglichkeit liegt gar nicht ſo fern, daß ſich einmal alle germaniſchen Stämme, wie ſie bisher die geographiſche Mitte Europas eingenommen haben, ohne leider unter ſich einig zu ſeyn, doch endlich einmal zu gemeinſamer Abwehr gegen außen vereinigen werden. Soll Europa je noch ſein altes moraliſches und intellectuelles Uebergewicht über Amerika und Aſien noch ferner behaupten können, ſo wird es nur von Deutſchland aus geſchehen können, welches jetzt im Begriff iſt, mit einer großen Vergangenheit eine große Zukunft zu verbinden. Die Erde dreht ſich noch für uns.

Sach- und Perſonenregiſter

zu beiden Bänden.

A.

Abdel Kader 380.
Abdul Aziz II. 109.
Abgeordnetenhaus in Berlin 70. 77. 86. 129. 181.
Abgeordnetentag in Weimar 30.
— — in Frankfurt 33.
Abolitioniſten II. 263.
Abuna II. 233.
Abeſſinien II. 229 f.
Aegypten II. 151.
Aera, die neue in Preußen 66.
Afghaniſtan II. 95. 201.
Ajaccio 336.
Alabama II. 307. 339.
Albert, Prinz II. 156.
Albertſee in Afrika II. 245.
Alexander II. Kaiſer von Rußland 68. 154. II. 2 f. 66.
Alfred, Prinz von England II. 147.
Algier 379.
Almonte, General II. 395.
Alſen, Inſel 156.
Amur, der Fluß II. 102.
Anderſonville II. 332.
Andrea, Cardinal 346.
Anker, Lieutenant 129.
Antonelli, Cardinal 270.
Arbeitervereine 39.
Arbeiterelend in England II. 178.
Armeereorganiſation in Preußen 66.
Aspromonte 292.
Athen II. 149.
Atlanta II. 312.
Auguſt v. Koburg II. 473.
Auguſtenburg, Prinz Friedrich v. 110. 127. 133. 145. 174. 191. 196.
Aumale, Herzog v. II. 156.
Ausſchuß, der Sechsunddreißiger 33. 121. 130. 146. 152. 197.

B.

Baden, Großherzogthum 15. 25. 229.
Baker, Reiſender in Afrika II. 245.
Banks, General II. 285. 292.
Baumwollenkriſis II. 288.
Bayern, Königreich 222.
Bazaine, General II. 406. 417.
Beauregard, General II. 277. 317.
Beckers Mordverſuch 72.
Belcredi, Miniſter 205. 213.
Belgien, Königreich 260.
Belgrad II. 121.
Belluno 308.
Benedek, Feldzeugmeiſter 48. 54.
Benedetti, franz. Geſandter 177.
v. Bennigſen 29.
Berg, General II. 59. 66.
Beſeler 105.
v. Beuſt 123. 146. 149. 150.
Bhutan, Krieg in II. 192.
Biarriz 177.
Bismarck, Graf 81. 97. 117. 129. 175. 177. 182. 198.

Digitized by Google

Birio 285.
Bobrinski, General II. 19.
Bochara II. 91.
Bockum-Dolffs 94.
Böhmen 213.
Booth, Mörder Lincolns II. 328.
Borries, Graf 29.
Bosnien II. 129.
Botzaris II, 145.
Brände in Polen II. 78.
— in Rußland II. 9.
Brasilien II. 468 f.
Bremen, Schützenfest in 38.
Briganti 281.
Buchanan II. 269.
Buenos Ayres II. 469.
Bukarest II. 115. 116.
Bulgarien II, 112. 129.
Bull Run, Schlacht bei II. 278. 284.
Bund, deutscher 1. 216.
Bundesbeschluß gegen Dänemark 105.
Bundesfestungen 11.
Bundesverfassungsreform 14. 20.
Burkerville II. 324.
Burnside, General II. 286.
Butler, General II. 285. 303. 316.

C.

Calkutta II. 192.
Cameron II. 259.
Canada II. 307.
Caprera 285.
Carouge 244.
Carlos, Don 425. 426.
Castelfidardo 269.
Castelnau, General II. 433. 441.
Cavour, Graf 273. 284.
Centralamerika II. 462.
Chambord, Graf v. 377.
Chancelorsville II. 290.
Charles Georges, das Schiff 438.
Charleston II, 271. 291. 316.
Charlotte, Kaiserin II. 397 f. 426.
Chasidaer 255.
Chatanooga II, 292. 312.
Chenevieres 247.
Chiavone 281.
Chigi, Nuntius 336.
Chile II. 465.
China II. 202 f.
Chiva 92.
Cholera 408. II. 142.
Christian IX. König von Dänemark 97. 110. 121.
Chrulef II. 32.
Cialdini, General 269. 282.
Claret 429.
Classen-Kappelmann 187.
Cochinchina II. 202.
Cold Harbor II. 303.
Columbia II. 216.
Comorra 314.
Congreßidee, die Napoleons 358.
Congreß in Washington, dessen Conflikt mit dem Präsidenten II. 358 f.
Constantin, Großfürst II. 29. 38.
Convention Preußens m. Rußland 90.
Corfu II. 150.
Cortina II. 412.
Couza II. 111.
Croatien 59.
Czachowski II. 53.
Czartoryski II. 26. 56.

D.

Dänemark 98. 102. 108. 121.
Dagmar, Prinzessin 136. 165.
Dalmatien 63. II. 26.
Dalwigk, Minister v. 146. 237.
Danewirk 132.

Digitized by Google

Danilo Petrowich II. 123.
Danner, Gräfin 109.
Dante 337.
Davidow II. 10.
Davis, Präs. d. Südstaaten II. 271. 330.
Deak 205.
Dehn-Rothfelden 239.
Dekret, das berüchtigte Kaiser Maximilians II. 417.
Deliberier 246.
Derby, Lord II. 169.
v. Döllinger 223.
Dolgorukow II. 12.
S. Domingo 426.
Dost Muhamed II. 95.
Doviat II. 372.
Drusen II. 142.
Dualismus in Oesterreich 207 f.
Düppel, Erstürmung von 137.
Dupanloup 318.
Durando, General 295.

E.

Early, General II. 302. 306.
Elgin, Lord II. 202.
Eloin II. 433.
Encyclica 323.
Englands Stell. zu Dänem. 106. 122.
— — zu Frankreich 124. 353.
— — zu Nordamerika II. 335.
— — zu Rußland II. 48.
Ernst II. v. Coburg 25. 29. 34. 121.
Escobedo, General II. 444. 445.
Eu, Ludw. Graf v. II. 473.
Eugenie, Kaiserin 408. II. 455.
Eulenburg, Graf 72. 82. 183.
Eyre, Gouverneur v. Jamaika II. 187.

F.

Falkenstein, Vogel v., General 164.
Farini, Minister 301.
Favre, Abgeordneter 361. 386.
Fazy 245.
Februarforderungen, die preuß. 179.
Feldjäger, der in Hessen 240.
Felinski, Erzbischof II. 74.
Fenier, die II. 184.
Fernando v. Portugal II. 147.
Ferrault II. 307.
Finnland II. 9. 66.
Fischer, Pater II. 431.
Flad, Missionär II. 236.
Flensburg 133. 137. 157.
Florenz 305.
Florez, General II. 469.
Foreſt II. 307.
Forey, Marschall II. 309. 406.
Fould, Minister 399.
Frankfurt a. M. 19. 35. 119. 198. 236.
Franz Joseph, Kaiser 57. 63. 208. 213.
Franz II. v. Neapel 268. 275. 296.
Franz v. Assisi, König v. Spanien 423.
Frederiksburg II. 286.
Freedmen-Bureau II. 352.
Freimaurer 173. 263. 347. 388.
Fremont II. 279.
Freſe 192.
Friedrich Wilhelm IV. 65.
—, Kronprinz v. Preußen 93.
— Karl, Prinz v. Preußen 131. 135.
— VII. König v. Dänemark 108.
—, Großherzog v. Baden 229.
Fürstentag in Frankfurt 19.

G.

Gablenz, F.-M.-L. v. 131.
Gaëta, Belagerung von 272. 275.
Gagern, Heinrich v. 237.
Galizien 53. II. 69.
Gangsystem II. 179.

Garibaldi 268. 271. 274. 285. 289. II. 165.
Gasteiner Vertrag 193.
Genf 244.
Genua 288. 289.
Georgien II. 312.
Georgios, König v. Griechenl. II. 149.
Gettysburg, Schlacht bei II. 290.
Glogau 172.
Glücksburg, Prinz v. II. 151.
Goldsboro II. 317.
Golesco II. 115.
Golowin II. 19.
Gondrecourt, Graf 48. 127.
Gortschakof, Minister II. 53. 58.
—, Feldmarschall II. 27. 31. 33.
Gottorp'sches Erbe 155.
Goyon 271.
Grabow 77. 86. 182. 210.
Grant, General II. 285. 292. 297. 356.
Graudenz 84.
Greco II. 162.
Griechenland II. 143.
Großdeutsche 30.
Grünne, Graf 46.
Guanokrieg, der II. 465.

H.

v. Hahn II. 135.
v. Hake 126. 167.
v. Halbhuber 192.
Hall, Minister 121.
Hamburg 127. 144.
Hammer 136.
Hansen 134.
Handelsvertrag zwischen England und Frankreich 354.
— zwisch. Frankr. u. Preußen 17. 235.
Handwerkertag, deutscher 42.
Hannover 29. 126. 149. 241.
v. Haynau 240.
Helgoland 144.
Hengstenberg II. 7. 67.
Herad II. 191.
Herrenhaus, das preuß. 70.
Herwarth v. Bittenfeld, General 157.
Hessen-Darmstadt 237.
Hessen-Homburg 237.
v. d. Heydt, Minister 79. 186.
Hien-fong, Kaiser v. China II. 209.
Hohenlohe-Ingelfingen, Fürst v. 79.
Holland 258.
Holstein 102. 126.
Hood, General II. 315.
Hooker II. 290.
Humaita II. 473.
Humbert, Prinz 302.

I.

Jachmann 144.
Jamaika II. 186.
Japan II. 221.
Iberische Plan, der 490.
Jecker II. 386.
Independence II. 315.
Indianer in Mexiko II. 407.
Jonische Insel II. 150.
Johnson, Präsident II. 320. 387. 424.
Johnston, General II. 312. 325.
Irland II. 183.
Isabella, Königin 423. 428.
Ismael Pascha v. Aegypten II. 153.
Italien, d. Königr. anerk. 80. 267. 283.
Itzenplitz, Graf 79.
Juarez II. 388. 448.
Judenthum 248.
Judenwirthschaft in Wien 47.
Jütland 164.
Jurien de la Graviere II. 389.

K.

Kabel, das atlantische II. 170.

Kagoſima in Japan II. 233.
Kanaris II. 145.
Karl I., König v. Württemberg 229.
Karl v. Hohenzollern, Fürſt v. Rumänien II. 116.
Karolyi, Graf 215.
Kaſan II. 6. 65.
Kaufmann, General II. 78.
Kaukaſus II. 81.
Keller 388.
v. Ketteler, Biſchof 237.
Kiew II. 64.
Kirby Smith II. 326.
Ki-ſiang II. 209.
Kiſſingen 155.
Klinke 139.
Knies 230.
Köln 187.
Königsberg, die Krönung in 73.
v. Könneritz 127.
Kokhand II. 90.
Konarski II. 74.
Kong II. 203. 208. 214.
Kopenhagen 136.
Korea II. 218.
Koſſuth 54. 63. 273.
Krapf, Miſſionär II. 235.
Küſtenbefeſtigung, deutſche 75. 221.
Kurheſſen 239.

L.

Labaſtida II. 395.
La Chaux de Fonds 37.
Laguerronière 318.
Lambert, General II. 33.
Lamey 230. 232.
Lamoricière 269.
Langiewicz II. 43.
Laſalle 41. 247.
Lauenburg, Herzogthum 178. 200.
Lawrence II. 192.
Lee, General II. 284. 290.
Leibeigenſchaft in Rußland II. 3.
Leopold I. König v. Belgien 265.
— II. 266.
Lerchenfeld, Graf 119.
Lincoln, Präſ. II. 272. 318. 321. 327.
Lippe, Graf 79.
Livland II. 16.
Livingſtone II. 246.
Löwe, der Jdſteiner 135.
Löwen, Univerſität 262.
London, Konferenz zu 145. 149.
Lopez II. 445.
— Solano II. 470.
Lorencez II. 390.
Lorenzen 135.
Ludwig II. König v. Bayern 224.
Lüders, General II. 37.
Lüttich 263.
Luis, König v. Portugal 312.

M.

Mac Clellan II. 282. 306.
Mac Donald 72.
Mac Dowell II. 278.
Mac Mahon 380.
Madagascar II. 241.
Mähren 62.
Märtyrer, Japaniſche 321.
v. Magnus II. 450.
Mailath, Graf 205.
Mainz 237.
Mannheim 38. 234.
Manteuffel, General 191.
Maoris II. 239.
Marſori 428.
Marie, Königin v. Neapel 277. 300.
Marine, die junge preußiſche 144.
Maroniten II, 142.

Digitized by Google

Marokko 425.
Marquez, General II. 438. 442. 453.
Martinique II. 420.
Maryland II. 304.
Maſon u. Slydell II. 280.
Matamoros II. 412. 420. 429.
Maximilian II. K. v. Bayern 111. 228.
— Erzherzog, Kaiſer v. Mexiko 359. II. 396 f.
May 192.
Mazzini 271. 291. 307. 310.
Meade, General II. 290.
Meklenburg, Großherzogthum 242.
Mejia II. 412. 420. 429, 451.
Mensdorff-Pouilly 178.
Merrimac und Monitor II. 282.
Merode 312. 320.
Methodiſten II. 262.
Methud 62.
Metz 36.
Mexiko, das Reich II. 385 f.
— die Stadt II. 395. 400. 441. 452.
Meyendorff 347.
de Meza 126. 132. 135.
Michael Obrenowitz II. 121.
Mieroslawski II. 26. 44. 52.
Miguel, Dom 439.
Mikado, der II. 224.
Minghetti 301.
Miramare II. 397. 455.
Miramon II. 386. 442. 451.
Miré 395.
Miſſionsweſen II. 110. 215.
Miſſiſippi II. 285. 292.
Miſſunde 133.
Mitre, Präſident II. 469.
Mobile II. 307. 327.
Moltke, Graf 165. 221.
Monrad, Miniſter 121.
Montalembert 392.
Montauban 391. II. 202.
Montemolin 426.
Montenegro II. 123.
Montevideo II. 469.
Montlong II. 337.
Montpellier 421.
Mormonen II. 373.
Morny 404. II. 387.
Moskau II. 6.
München 222.
Murat 272.
Murawiew im Amurland II. 103.
— in Litthauen II. 65. 76.

N.

Nanking II. 211.
Napier II. 241.
Napoleon III. 125. 150. 176. 177. 272. 302. 350. 383. 384. 408. II. 50. 385 f. 427.
—, Prinz 288. 319. 336. 389. II. 153.
Narvaez 423. 427. 431.
Naſureddin, Schah v. Perſien II. 84.
Nationalverein 29. 92. 112. 119.
Neapel 268. 297.
Negerſclaverei II. 287. 341. 345.
Neuholland II. 251.
Neuſeeland II. 255.
Neu-Ulm II. 369.
New-Orleans II. 285.
New-York II. 293. 306.
Nicolaus, Großfürſt 165. II. 22.
Niederlande 258.
Nigra 303.
Nikizza II. 123.
Nord-Amerika II. 261 f.
Nowgorod II. 9.
Nürnberg 34. 119.

O.

Odilon Barrot 392.

O'Donell 423.
Oeſterreich 8. 32. 45. 115. 206. 216.
Oeverſen 133.
Oldenburg 155.
Ollivier 363.
Omer Paſcha II. 124.
Orizaba II. 390. 433.
Ortega 425. 429.
—, General II. 430. 444.
Oſtindien II. 189 f.
Oſtſeeprovinzen, deutſche II. 15.
Otto, König v. Griechenland II. 145.

P.

Palermo 280.
Palffy, Graf 205.
Palicao II. 203.
Palmerſton 253. II. 48. 147. 154.
Pantheon 421.
Paraguay II. 470.
Pareja, Admiral II. 466.
Paris, Graf v. 377.
—, Sittenverderbniß in 410.
Pariſios II. 132.
Paſſaglia 341.
Patterſon 377. II. 278.
Pedro II., Kaiſer v. Braſilien II. 473.
Pedro V., König v. Portugal 336.
Peking II. 205. 207.
Pereire 396.
Perez, General II. 465.
Perſano 275.
Perſien II. 84.
Peru 427. II. 463.
Peſth 208.
St. Petersburg II. 7.
— in Virginien II. 305.
Pfiſtermeiſter 224.
v. d. Pfordten 146.
Pimodan 269.
Pius IX. 308. 317. 320. II. 75.
Platen, Graf 149.
Platon, Erzbiſchof II. 20.
Pleskow II. 18.
Podolien II. 38.
Poitiers, Biſchof v. 318.
Polen 356. II. 23 f.
Porfirio Diaz II. 422. 442.
Port Hudſon II. 292.
Porto Allegri II. 472.
Portugal 333.
Preußen 3. 65. 115.
Price, General II. 315.
Prim, General 426. 430. 432. II. 387.
Proteſtantenverein 236.
Puebla II. 391. 442.
Puſtowoitow II. 51.

Q.

v. Quaade 155.
Queretaro II. 442 f.

R.

Rabado II. 245.
Radama II. 242.
Ratazzi, Miniſter 287. 295.
Rechberg, Graf 14. 32. 203.
Rekrutirung in Polen II. 41.
Reformverein 31. 119.
Reichstag in Wien 50. 204.
Renan 420.
Rendsburg 136. 166.
Republikaner in Nordamerika II. 269.
Ricaſoli, Miniſter 286.
Richmond II. 278. 298. 317.
Riga II. 17.
Rolf Krake 138.
Rogeard 377.
Roggenbach, Miniſter 15.
Romanowski II. 97.

Digitized by Google

v. Roon, Kriegsminister 79. 94. 183.
Rosenkranz, General II. 292.
Rothschild 11. 313. 401.
Roze, Admiral II. 219.
Rumänien II. 111.
Russel, Lord 122. 183.
Rußland II. 1 f.
—, das junge II. 7.

S.

Sachsen 26. 126. 242. II. 77.
Sängerbund, deutscher 33.
Said Pascha v. Aegypten II. 152.
Salm-Salm, Prinzessin v. II. 446.
Salonio II. 135.
Salzburg 95.
Samarkand II. 91.
San Jago II. 467.
Santa-Anna II. 430.
Savannah II. 315.
Savoyen u. Nizza 354.
Sazuma II. 322.
v. Scheel-Plessen 164. 179.
Schenkel 233.
v. Schleinitz, Minister 71.
Schleswig 102. 128. 133.
Schleswig-Holsteinverein 34.
v. Schmerling 50. 206.
Schönbrunn 176.
v. Schrenk 111.
Schützenfeste 35.
Schulgesetz in Baden 231.
Schulze-Delitzsch 41. 99. 129.
Schweden 126. 169. II. 61.
Schweiz 243.
Sella 311.
Septembervertrag 302.
Serbien II. 120.
Serrano 432.
Seward II. 288.
Shakespearefeier II. 169.
Sharpsburg II. 284.
Sheffield II. 175.
Shenandoathal II. 302. 306.
Sheridan II. 306.
Sherman II. 308 f.
Shofield II. 424.
Siam II. 201.
Sibirien II. 14.
Sicilien 268. 281. 290.
Siebenbürgen 52.
Sigel, General II. 302.
Sistirung der Reichsverfassung in Oesterreich 206.
Soledad, Vertrag von II. 389.
Sonora II. 419.
Spanien 422. 441.
Spiritualisten II. 366.
Sponek, Graf II. 150.
Stabel, Minister 230.
Stahl 67. 70.
Stevens II. 271. 321. 324. 327. 338.
Stipendiengesetz in Belgien 263.
Suchozanet II. 33.
Südamerika II. 458 f.
Südcarolina II. 270.
Südstaaten der Union II. 265. 345.
Südtirol 53.
Suezkanal II. 152.
Sumter, Fort II. 270.
Suwarow II. 19.
Syllabus 323.
Sylt 163.
Syrien II. 141.

T.

Taikun II. 224.
Taiping II. 209.
Taschkund II. 90. 97.
Tegethof, Admiral 145. II. 453.

Telecky 56.
Tenneſſee II. 285. 292. 307.
Teras II. 292. 326.
Theodor, König II. 229 f.
Thiers 365.
Thomas, General II. 314.
Thouvenel 318.
Tiente II. 211.
Torpedo II. 292.
Trauer in Polen II. 32.
Traugutt II. 73.
v. Treitſchke 198.
Triasidee 146. 221.
Tſcherkeſſen II. 81. 143.
Tſchernajew II. 90.
Türkei II. 106 f.
Türr 290. II. 66. 113.
Tunis II. 154.
Turin 304.
Turkomannen II. 91.
Twer II. 7.
Tweſten 111.

U.

Ungarn 53. 205.
Uruguay II. 469.

V.

Valparaiſo II. 466.
Vambery II. 92.
v. Varnbüler 229.
Vegezzi 338.
Venetien 213.
v. Vicari, Erzbiſchof 232.
Victor Eman. 267. 274. 283. 302. 307.
Victoria, Königin v. England 68. 360. II. 157.
Vikſburg II. 292.
Virchow 87. 185. 200.
Visconti Venoſta 301.
Volhynien II. 40.
Volunteers 360.

W.

Wagner, Richard 224.
Wales, Prinz v. 107. II. 158.
Wandercaſinos 233.
Warſchau II. 27. 41.
Waſhburne II. 71.
Weizel, General II. 355. 420.
Weldonbahn II. 304.
Wendell Philips II. 349.
Wengrow II. 43.
Wielopolski II. 29. 66.
Wiener Frieden 176. 178.
Wildauer 36.
Wilderneß II. 300.
Wilhelm I. König v. Preußen 19. 66. 69. 90. 99. 182.
Wilhelm I. König v. Württemberg 228.
Wilhelm II. König d. Niederlande 260.
Williſen, General 239.
Wilmington II. 316.
Wilna II. 65.
Wirimu II. 259.
Wirtz II. 332.
Wrangel, Feldmarſchall 131.
Württemberg 228.
Würzburg 146. 253.

Y.

Yeddo II. 223.
Yukatan II. 410.

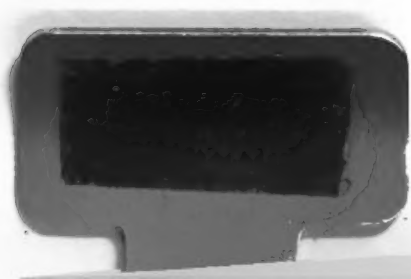
Z.

Zambeſi II. 246.
Zamoiski II. 27.
v. Zedlitz 192.

Berichtigungen zum zweiten Bande.

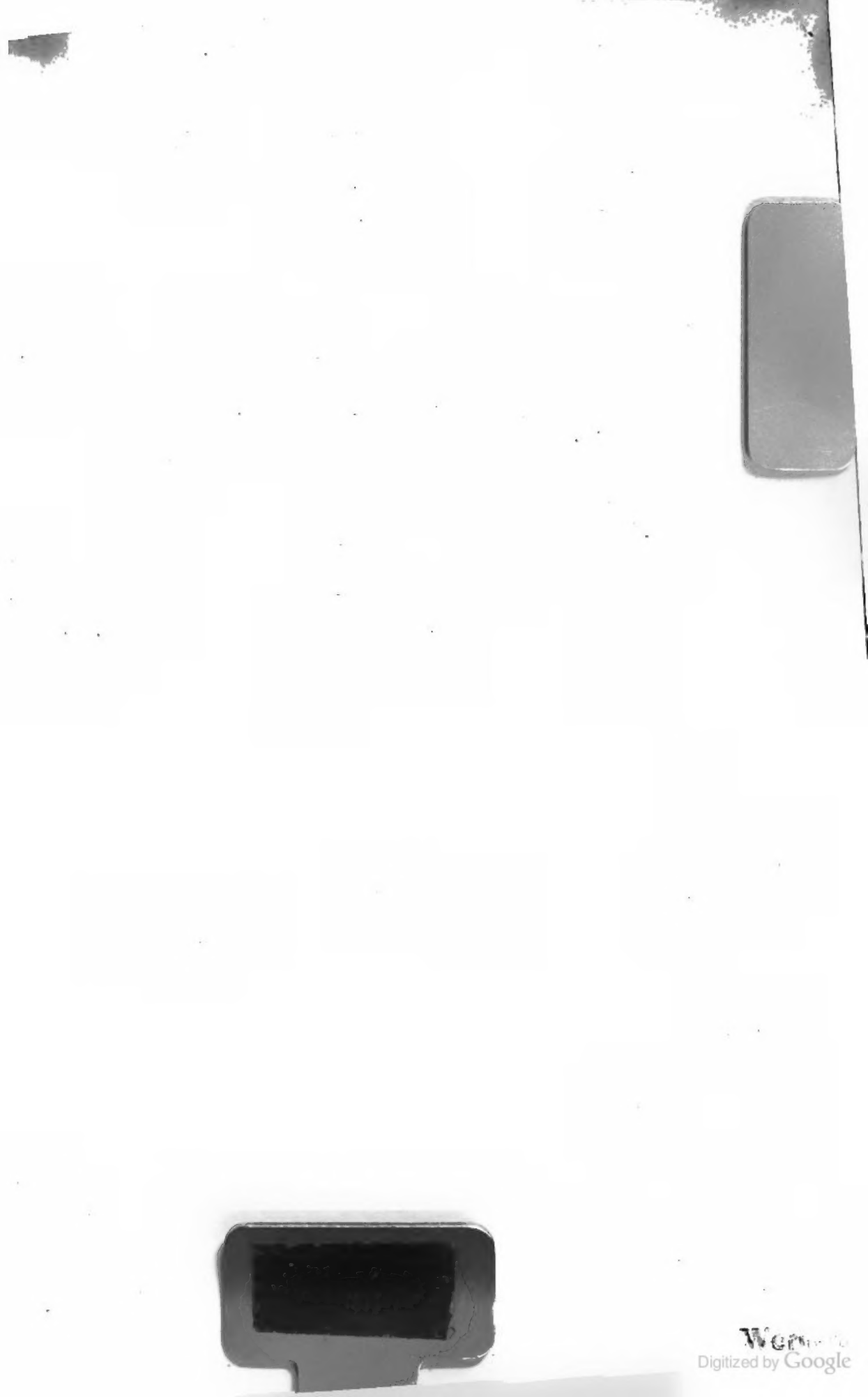
Seite 22 Zeile 6 von oben lies: Der Kaiser empfing auf der Rückreise den Besuch Napoleons III. in Lyon.
— 30 Z. 6 v. u. l. Abrahamowitsch.
— 48 Z. 1 v. u. l. 20. Februar.
— 55 Z. 10 v. o. l. den am 17. April ihr überreichten Noten.
— 57 Z. 5 v. o. l. 17. Juni.
— 58 Z. 13. v. u. l. am 8., 11., 12. August wiederholten Frankreich, England und Oesterreich.
— 66 Z. 7 v. u. l. 8. September.
— 69 Z. 15 v. o. l. 27. Februar. Z. 3 v. u. l. thätlich statt tödtlich.
— 74 Z. 7 v. o. l. Konarski.
— 79 Z. 12 v. o. l. Rzewuski.
— 109 Z. 8 v. u. l. 25. Juni.
— 116 Z. 8 v. o. l. Latargé statt Citavogi.
— 122 Z. 10 v. u. del. am 21. Oktober. Z. 9 v. u. hinter Sultan l. am 24. October.
— 125 Z. 11 v. o. l. 25. August.
— 142 Z. 13 v. u. l. 9. Juni.
— 150 Z. 9 v. o. und Z. 10 v. u. l. Sponnek.
— 153 Z. 13 v. o. l. 25. November.
— 160 Z. 3 v. o. l. 9. Januar.
— 165 Z. 1 v. o. l. 3. April.
— 177 Z. 16 v. o. l. Epsom.
— 185 Z. 3 v. o. l. Mahoney.
— 186 Z. 13. v. u. l. 12. October.
— 190 Z. 6 v. u. l. 24. October.
— 202 Z. 13 v. o. l. Cambodschathal.
— 203 Z. 6 v. u. und S. 207 Z. 11 v. u. l. Tienthien.
— 210 Z. 14 v. u. l. Schanghai.
— 243 Z. 7 v. u. l. 18. August.
— 244 Z. 9 v. u. l. 10. Mai.
— 271 Z. 7 v. o. l. Montgomery im Staate Alabama.
— 276 Z. 4 v. u. l. 4. Juli.
— 284 Z. 11 v. u. l. 30. Juni.
— 285 Z. 7 v. o. und 14 v. u. l. Farragut.
— 304 Z. 15 v. o. l. 22. Juni.
— 355 Z. 5 u. 9 v. o. l. Rice.
— 372 Z. 14 v. o. und Z. 2 v. u. l. Dowiat.
— 388 Z. 5, 8, 9 v. o. l. Zuloaga.
— 391 Z. 4 v. u. l. Zaragoza.
— 396 Z. 13, 17 v. o. l. Graf Flahault.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google